

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG

Beiheft 46

Alteuropa – Vormoderne – Neue Zeit

**Epochen und Dynamiken
der europäischen Geschichte
(1200–1800)**



Duncker & Humblot · Berlin

Alteuropa – Vormoderne – Neue Zeit

ZEITSCHRIFT FÜR HISTORISCHE FORSCHUNG

Vierteljahresschrift zur Erforschung des Spätmittelalters u. der frühen Neuzeit

Herausgegeben von

Nikolas Jaspert, Johannes Kunisch, Klaus Luig, Peter Moraw,
Peter Oestmann, Heinz Schilling, Bernd Schneidmüller,
Barbara Stollberg-Rilinger

Beiheft 46

Alteuropa – Vormoderne – Neue Zeit

Epochen und Dynamiken
der europäischen Geschichte
(1200–1800)

Herausgegeben von

Christian Jaser, Ute Lotz-Heumann
und Matthias Pohl



Duncker & Humblot · Berlin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen
Wiedergabe und der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten

© 2012 Duncker & Humblot GmbH, Berlin

Fremddatenübernahme und Druck:

Berliner Buchdruckerei Union GmbH, Berlin

Printed in Germany

ISSN 0931-5268

ISBN 978-3-428-13867-8

Gedruckt auf alterungsbeständigem (säurefreiem) Papier
entsprechend ISO 9706 ☺

Internet: <http://www.duncker-humblot.de>

*Heinz Schilling
zum 70. Geburtstag*

Inhalt

Christian Jaser, Ute Lotz-Heumann und Matthias Pohl

Alteuropa – Vormoderne – Neue Zeit. Leistungen und Grenzen alternativer Periodisierungskonzepte für die europäische Geschichte	9
--	---

Das Profil Alteuropas. Historiographiegeschichtliche und methodische Perspektiven

Gerd Schwerhoff

Alteuropa – Ein unverzichtbarer Anachronismus	27
---	----

Barbara Stollberg-Rilinger

Das Alteuropa-Konzept in der „Zeitschrift für historische Forschung“	47
--	----

Thomas Kaufmann

Die Einheit Europas zwischen Vormoderne und Moderne. Einige unsystematische kirchenhistorische Überlegungen	59
---	----

Christian Jaser

Lieber „Tausend Jahre Verlegenheit“? Die deutsche und französische Mittelalterforschung zwischen ‚Alteuropa‘, ‚long moyen âge‘ und ‚vieille Europe‘	79
---	----

Thomas A. Brady Jr.

Lost Reformations? From World-Historical Event to One Process among Many	95
--	----

Stefan Ehrenpreis

The Story We Have Lost. Peter Laslett's gesellschaftsgeschichtliche Interpretation des vorindustriellen Europa	111
--	-----

Alteuropäische Lektüren. Religions-, Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte

Volker Leppin

Religiöse Transformation im alten Europa. Zum historischen Ort der Reformation	125
--	-----

Olaf Mörke

Die Zügelung des Partikularen. Politisch-normative Kohärenzstiftung vs. Pluralisierungsdruck in der Niederländischen Republik	139
---	-----

Robert von Friedeburg

Von den ‚Neuen Monarchen‘ zur ‚Neuen Monarchie‘. Ein neuer Ansatz zur vergleichenden Sozial-, Politik- und Ideengeschichte Europas im 17. Jahrhundert zwischen ‚alteuropäischer‘ und ‚frühneuzeitlicher‘ Forschungsperspektive	157
--	-----

Willem Frijhoff

- The University as an Institution of Early Modern Europe. Critical Reflections on its Self-Evidence 169

Kaspar von Greyerz

- Wie dominant und kohärent ist der ‚alteuropäische‘ Aristotelismus? 179

Johannes Burkhardt

- Die Modernität der Altökonomik. Entwicklungspotential und Aktualität der alteuropäischen Hauslehre 191

Lars Behrisch

- Alteuropa, Statistik und Moderne 203

Ruth Slenczka

- ‚Alteuropa‘ als Kunstepoche? Ein Versuch am Beispiel alteuropäischer Grabmonumente 225

Wolfgang Reinhard

- Alteuropa und neue Welten. Periodisierungsprobleme im Lichte einer Geschichte der europäischen Expansion 245

**Alteuropa und die Sattelzeit.
Phänomene des Übergangs zur Moderne**

Matthias Pohlig

- Individuum und Sattelzeit. Oder: Napoleon und der Triumph des Willens 265

Ute Lotz-Heumann

- Alteuropa im 19. Jahrhundert? Hexenglaube und Gewalt gegen Hexen zwischen Früher Neuzeit und Moderne 283

Ruth Schilling

- Galens langer Schatten. Wissenschaftlicher Umbruch und medizinische Praxis zwischen 18. und 19. Jahrhundert 297

Jan-Friedrich Missfelder

- Der ferne Klang. Kann man Alteuropa hören? 313

Holger Th. Gräf

- Das Alte Europa in der Neuen Welt. Zur Perseveranz alteuropäischer Strukturen in Nordamerika 329

Alteuropa – Vormoderne – Neue Zeit

Leistungen und Grenzen alternativer Periodisierungskonzepte für die europäische Geschichte

Von *Christian Jaser, Ute Lotz-Heumann und Matthias Pohlig*

Der Begriff ‚Alteuropa‘, der vor einigen Jahrzehnten eine große Strahlkraft für Historikerinnen und Historiker der Vormoderne besessen hat, scheint aus der Mode gekommen zu sein. Auch wenn der Begriff gängig ist und oft benutzt wird, herrscht doch kaum Konsens über seinen Gehalt und seine Validität¹. Eine solche Diskussion anzustoßen und gleichzeitig Heinz Schilling zum 70. Geburtstag zu ehren, ist Ziel unseres Sammelbandes. Dies liegt erstens nahe, weil eine substantielle Diskussion zum Konzept ‚Alteuropa‘, aber auch zu den Phänomenen aussteht, auf die es abzielt, und zweitens, weil Heinz Schilling sich mit seinen das Spätmittelalter, die Reformation und das konfessionelle Zeitalter umfassenden Forschungen immer als Alteuropa-Historiker und als Historiker verstanden hat und versteht, dem die Einheit der europäischen Geschichte in Forschung und Lehre am Herzen liegt.

Die Fragen, auf die der Begriff ‚Alteuropa‘ einmal zielte, sind nicht etwa verschwunden oder marginal geworden, sondern betreffen nach wie vor zentral die historische Interpretation und Bewertung der europäischen Geschichte, und zwar in zeitlicher wie räumlicher Hinsicht: Was ist spezifisch an der europäischen Geschichte des (späten) Mittelalters und der Frühen Neuzeit, und was ist daran europäisch? Wie verhält es sich mit dem Bruch zwischen Alteuropa/Vormoderne/Früher Neuzeit und ‚Moderne‘? Wie sinnvoll ist die in Forschung und Lehre nach wie vor einschlägige Epochenunterteilung Mittelalter vs. (Frühe) Neuzeit? Was ergibt sich daraus für die trotz vielfältiger Relativierungen erstaunlich vitale Epochenschwelle 1500?

¹ Zwar ist vor einigen Jahren eine ein Lebenswerk zusammenfassende Darstellung eines bedeutenden Frühneuzeithistorikers erschienen (*Peter Blickle, Das Alte Europa. Vom Hochmittelalter bis zur Moderne*, München 2008), die den Begriff Alteuropa, das ihm korrespondierende Phänomen und seine Charakteristika mit Nachdruck in Erinnerung gerufen hat. Doch gerade die Tatsache, dass Blickle im Wesentlichen den Leitlinien folgt, die er selbst auf den Spuren Otto Brunners und Dietrich Gerhards in jahrzehntelangen Forschungen gelegt hat, macht es unwahrscheinlich, dass sein Buch eine neue konzeptionelle Diskussion über ‚Alteuropa‘ oder überhaupt über Einheit und Differenzierung der vormodernen europäischen Geschichte auslösen wird.

Angesichts dieser Problemlagen soll in dieser Einleitung dreierlei versucht werden: In einem ersten Abschnitt werden knapp die älteren Diskussionen um die Epochen der europäischen Geschichte rekapituliert und der historiographiegeschichtliche Verlauf der Alteuropa-Diskussion skizziert (I.). Ein zweiter Teil dreht sich um mögliche Alternativbegriffe; denn ‚Alteuropa‘ ist ja nur ein mögliches, und gegebenenfalls seinerseits problematisches, Lösungsangebot für eine Reihe von Sachproblemen, namentlich den Zusammenhang von Moderne und Vormoderne, die Europäizität der europäischen Geschichte, vor allem aber die Einheit der vormodernen Epoche und die Rolle der Epochenumbrüche um 1500 und um 1800 (II.). Ein dritter Abschnitt erläutert den Aufbau des Sammelbandes und entwirft Leitfragen, die auch den Autoren dieses Bandes zur Orientierung, aber auch zur Abgrenzung vorgelegt worden sind (III.).

I.

Periodisierungsprobleme erscheinen vielen Historikern als akademische Pflichtübung oder als Glasperlenspiel. Doch dies sind sie nicht zwingend: Will man sich ernsthaft den Fragen stellen, was eigentlich die Vormodernität der Vormoderne, die Modernität der Moderne, die Neuzeitlichkeit der Neuzeit ausmacht, kommt man um eine Epochen- und Periodisierungsdiskussion nicht herum. Diese wird in der praktischen Arbeit an einem Spezialproblem der Forschung selten zentral sein, bildet aber einen – oft impliziten – Deutungs- und Wertungshintergrund und hilft, einzelne Sachthemen schärfer zu profilieren². Zwei Annahmen erscheinen in der heutigen Diskussion unumstritten: einmal die generelle Konstruiertheit von Epochen, also ein gewisser Epochennominalismus, und zweitens die Annahme, dass disziplin- und bereichsabhängig spezifische Periodisierungen nötig und möglich sind. Epochen, so Friedrich Jaeger, sind „Sinnkonzepte des historischen Denkens“, die unter anderem helfen, das Kontinuum der geschichtlichen Zeit zu

² Zu Periodisierungsproblemen siehe u. a.: *Jürgen Osterhammel*, Über die Periodisierung der neueren Geschichte, in: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften. Berichte und Abhandlungen 10 (2006), 45–64; *Arnold Esch*, Zeitalter und Menschenalter. Die Perspektiven historischer Periodisierung, in: Ders., Zeitalter und Menschenalter. Der Historiker und die Erfahrung vergangener Gegenwart, München 1994, 9–38; *Klaus Schreiner*, „Diversitas temporum“. Zeiterfahrung und Epochengliederung im späten Mittelalter, in: Epochenschwelle und Epochenbewußtsein, hrsg. v. Reinhart Herzog/Reinhart Koselleck, München 1987, 381–428. – Zu ‚Moderne‘ und ‚Neuzeit‘ siehe u. a. instruktiv: *Christoph Dipper*, Moderne: <http://docupedia.de/docupedia/images/0/07/Moderne.pdf>; *John Breuilly*, Modernisation as Social Evolution. The German Case, c. 1800–1880, in: Transactions of the Royal Historical Society 15 (2005), 117–147; *Frederick Cooper*, Modernity, in: Ders., Colonialism in Question. Theory, Knowledge, History, Berkeley u. a. 2005, 113–149; *Reinhart Koselleck*, Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit, in: Epochenschwelle und Epochenbewußtsein, hrsg. v. Reinhart Herzog/Reinhart Koselleck, München 1987, 269–282; *Wolfgang Reinhard*, The Idea of Early Modern History, in: Companion to Historiography, hrsg. v. Micheal Bentley, London/New York 1997, 281–292.

strukturieren, das Profil einer bestimmten Zeit zusammenzufassen, wichtige und unwichtigere Entwicklungen zu hierarchisieren³. Sie sind synthetische Konstrukte, die ihrerseits keine eigene Erklärungskraft besitzen, aber helfen, die historische Zeit zu ordnen; um dies zu leisten, müssen sie aber mehr sein als abstrakte Zeitschnitte – sie benötigen selbst eine halbwegs deutliche „Physiognomie“⁴.

Die überkommene, aus dem Renaissancehumanismus stammende und ab dem 17. Jahrhundert kanonisierte konventionelle Trias Antike – Mittelalter – Neuzeit (ab 1500) ist bekanntlich seit langem und immer wieder einer Kritik unterzogen worden. Die Ansatzpunkte für diese Kritik waren etwa religions- und kirchengeschichtlicher Art (wenn etwa Ernst Troeltsch die Reformation und den „Altprotestantismus“ dem Mittelalter zuordnete⁵), aber auch verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlich⁶. Insgesamt wurde der Beginn der Neuzeit um 1500 in der Diskussion des 20. Jahrhunderts zunehmend mit Skepsis betrachtet⁷. Weichere, längerfristige Epochenschwellen gewannen an Attraktivität, und es wurde wiederholt eine Epochengliederung vorgeschlagen, die im Wesentlichen die Neuzeit um 1700, 1750 oder 1800 beginnen ließ, dieser aber eine lange vorneuzeitliche Periode voranstellte, die etwa um 1000, 1200 oder 1300 beginnen sollte⁸. Auch wenn aus politik- wie wiederum kirchengeschichtlicher Perspektive die Epochen-grenze 1500 zuweilen traditionalistisch verteidigt wurde⁹, wurde diese Periodisierung dort, wo sie überhaupt thematisiert (und nicht einfach pragmatisch tradiert) wurde, immer wieder kritisiert. So postulierte Erich Has-singer 1951, „daß von rund 1250/1300 bis rund 1800 der letzte Akt eines Schauspiels abläuft, das im 3./4. Jhdt. n. Chr. mit dem Einbruch der Germanen in die Mittelmeerwelt und der inneren Umwandlung des Imperium Romanum begonnen hat“¹⁰. Prägend für die Diskussion wurde dann aber

³ Friedrich Jaeger, Neuzeit als kulturelles Sinnkonzept, in: Handbuch der Kulturwissenschaften, Bd. 1: Grundlagen und Schlüsselbegriffe, hrsg. v. Friedrich Jaeger/Burkhard Liebsch, Stuttgart/Weimar 2004, 506–531, v. a. 506.

⁴ Erwin Panofsky, Die Renaissance der europäischen Kunst, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1996, 20.

⁵ Vgl. Ernst Troeltsch, Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt, in: Historische Zeitschrift 97 (1906), 3–66.

⁶ H. Spangenberg, Die Perioden der Weltgeschichte, in: Historische Zeitschrift 127 (1923), 1–49.

⁷ Stefan Skalweit, Der Beginn der Neuzeit. Epochengrenze und Epochenbegriff, Darmstadt 1982.

⁸ Ernst Walder, Zur Geschichte und Problematik des Epochenbegriffs „Neuzeit“ und zum Problem der Periodisierung der europäischen Geschichte, in: Festgabe Hans von Greyerz zum sechzigsten Geburtstag 5. April 1967, hrsg. v. Ernst Walder u. a., Bern 1967, 21–47.

⁹ Georg von Below, Über historische Periodisierungen mit besonderem Blick auf die Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit, Berlin 1925.

¹⁰ Erich Hassinger, Die weltgeschichtliche Stellung des 16. Jahrhunderts, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 2 (1951), 705–718, hier 712.

v. a. das Konzept ‚Alteuropa‘, das – im lockeren Anschluss an Jacob Burckhardt, von dem der Begriff wohl stammt – Otto Brunner und Dietrich Gerhard unabhängig voneinander entwickelten. Kurioserweise wird der Begriff meist mit Otto Brunner in Verbindung gebracht (und aufgrund von dessen nationalsozialistischer Gesinnung tendenziell auch delegitimiert), obwohl seine Bemerkungen zu Alteuropa viel weniger systematisch sind als die Dietrich Gerhards – unter anderem dahingehend, dass er Alteuropa letztlich von Homer bis Goethe dauern ließ¹¹, während Gerhard eindeutiger auf die Zeit zwischen 1200 und 1800 fokussierte. Der Anspruch des Konzepts bei beiden war aber, die traditionelle Epochengrenze um 1500 zu relativieren oder einzebnen und stattdessen eine vormoderne Großperiode zu konstruieren, die nicht auf ereignisgeschichtlichen Brüchen, sondern auf sozial-, wirtschafts- und strukturgeschichtlichen Kontinuitäten aufbaute: Im Zentrum standen dabei Phänomene wie die ständische Gesellschaft oder das ‚ganze Haus‘, aber auch soziale Strukturen und Institutionen wie Städte, Zünfte oder Universitäten. Diese als alteuropäisch bezeichneten Phänomene verklammerten das Spätmittelalter und die Frühe Neuzeit, grenzten aber auch Europa von anderen Kulturen oder Zivilisationen ab¹². Diese Bestimmung Europas in Abgrenzung zu Amerika, vor allem aber zu Russland findet man bei beiden Autoren, und man geht wohl nicht fehl, wenn man bei dem Nationalsozialisten Brunner wie dem Emigranten Gerhard den Kontext antibolschewistischer Gesinnung unterstellt¹³. Dies ist besonders bei Gerhard deutlich, der in gewisser Weise das Schisma von 1054 als Trennung von Ost und West und auch als Beginn des westlichen Alteuropa ansetzt und gegen die russische Autokratietradition die westliche Tradition von „tradition, privilege, regional and local attachment, corporate organization“ stellt¹⁴. In einem Brief an seinen Lehrer Friedrich Meinecke vom 30. August 1948 machte Gerhard explizit deutlich, dass seine Arbeit eindeutig „weniger an der Veränderung als an den konstanten Faktoren“ interessiert sei, nationale Unterschiede innerhalb ‚Alteuropas‘ zugunsten der Gemeinsamkeiten nivelliere (auch das Verhältnis Deutschlands zu Westeuropa wird damit nivelliert!), und dass die alteuropäische Geschichte sich im Gegensatz zur russischen durch Fak-

¹¹ Vgl. Reinhard Blänkner, Von der „Staatsbildung“ zur „Volkwerdung“. Otto Brunners Perspektivenwechsel der Verfassungshistorie im Spannungsfeld zwischen völkischem und alteuropäischem Geschichtsdenken, in: Alteuropa oder Frühe Moderne. Deutungsmuster aus dem Krisenbewußtsein der Weimarer Republik für das 16.–18. Jahrhundert in Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft, hrsg. v. Luise Schorn-Schütte, Berlin 1999, 87–135, hier 117.

¹² Vgl. prägnant: Dietrich Gerhard, Periodization in European History, in: American Historical Review 61 (1956), 900–913; sowie Ders., Old Europe. A Study of Continuity 1000–1800, New York 1981.

¹³ Vgl. die scharfsichtigen Beobachtungen zu Russland als Gegenpol zu Brunners Alteuropa in: Fernand Braudel, Sur une conception de l'histoire sociale, in: Ders., Écrits sur l'histoire, Paris 1969, 175–191, v. a. 185.

¹⁴ D. Gerhard, Periodization (Anm. 12), 910.

toren wie Städte, Ritter, Adel und Universitäten auszeichne, Faktoren, die in Europa „Stetigkeit und Individualität ermöglicht haben“¹⁵. Zu den inhaltlichen Charakteristika Alteuropas kommt bei Brunner wie bei Gerhard eine gewisse nostalgische Topik: Brunner konstruierte Alteuropa nicht als Vorläufer der Moderne, sondern als eine statische, gleichwohl erodierende Spätzeit¹⁶. Auch Gerhard sah in Alteuropa weniger einen Teil der „Vorgeschichte des Heute“ – und eher eine „Nachgeschichte des Vorgestern“¹⁷.

In Anknüpfung an Brunner – nicht an Gerhard, was mindestens genauso sinnvoll gewesen wäre – ist ‚Alteuropa‘ im Vorwort des ersten Bandes der Zeitschrift für historische Forschung 1974 als „Verständigungshypothese“¹⁸ in Anspruch genommen worden; damals war programmatisch die Rede davon, es sei „nicht nur begründbar, sondern geradezu geboten“¹⁹, statt von einer Trennung zwischen Mittelalter und Neuzeit von einer vormodernen Epoche auszugehen, die von ca. 1200 bis ca. 1800 reicht. Die Diskussionen der 1960er und 70er Jahre haben den Begriff Alteuropa als zusammenfassende Chiffre für das späte Mittelalter und die frühe Neuzeit etabliert; auch weitere vorwiegend sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Phänomene, wie zum Beispiel die Gemeinde, der Adel, das Kondominat oder die Untrennbarkeit von Staat und Gesellschaft, wurden und werden in manchmal programmatischer, manchmal unspezifischer Weise als ‚alteuropäisch‘ gekennzeichnet²⁰. Interessanterweise sind weder bei Gerhard noch vor allem bei Brunner Religion und Kirche zentral für die Konzeptionalisierung Alteuropas²¹.

¹⁵ Friedrich Meinecke, Akademischer Lehrer und emigrierte Schüler. Briefe und Aufzeichnungen 1910–1977, hrsg. v. Gerhard A. Ritter, München 2006, 180 f.

¹⁶ Vgl. R. Blänkner, Von der „Staatsbildung“ zur „Volkwerdung“ (Anm. 11), 131.

¹⁷ Dietrich Gerhard, Regionalismus und ständisches Wesen als ein Grundthema der europäischen Geschichte, in: Ders., Alte und neue Welt in vergleichender Geschichtsbetrachtung, Göttingen 1962, 13–39, hier 36.

¹⁸ Vorwort, in: Zeitschrift für historische Forschung 1 (1974), 1 f.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Michael Mitterauer, Grundtypen alteuropäischer Sozialformen. Haus und Gemeinde in vorindustriellen Gesellschaften, Stuttgart-Bad Cannstatt 1979; Heide Wunder, Die ländliche Gemeinde als Strukturprinzip der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Geschichte Mitteleuropas, in: Landgemeinde und Stadtgemeinde in Mitteleuropa. Ein struktureller Vergleich, hrsg. v. Peter Blickle, München 1991, 385–402; Alexander Jendorff, Gemeinsam herrschen. Das alteuropäische Kondominat und das Herrschaftsverständnis der Moderne, in: Zeitschrift für historische Forschung 34 (2007), 215–242; Otto Brunner, Die Freiheitsrechte in der altständischen Gesellschaft, in: Ders., Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, 2. vermehrte Aufl., Göttingen 1968, 187–198. Zum Adel siehe: Gerhard Dilcher, Der alteuropäische Adel – ein verfassungsgeschichtlicher Typus?, in: Europäischer Adel 1750–1950, hrsg. v. Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1990, 57–86; aber auch: Joseph Morsel, Die Erfindung des Adels. Zur Soziogenese des Adels am Ende des Mittelalters. Das Beispiel Frankens, in: Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa, hrsg. v. Otto Gerhard Oexle/Werner Paravicini, Göttingen 1997, 312–375, der letztlich die alte Epochengrenze 1500 stützen könnte.

²¹ Vgl. R. Blänkner, Von der „Staatsbildung“ zur „Volkwerdung“ (Anm. 11), 121 f.

Sind die Beobachtungen, von denen das programmatische Vorwort der ZHF ausging, heute obsolet? Die inhaltlich und institutionell immer noch vorherrschende Mittelalter/Neuzeit-Einteilung hat das Alteuropa-Konzept nämlich, entgegen seinem Anspruch, nicht ersetzt. Alteuropa, so urteilte Ernst Hinrichs daher vor wenigen Jahren in einem (dem einzigen?) Lexikonartikel zum Begriff, habe sich „als Struktur- oder Periodisierungsbegriff der Geschichtswissenschaft nicht durchsetzen können“²². Dies liegt nicht etwa daran, dass sich die alte Epochenschwelle 1500 wieder etabliert hätte und die Fragen, die der Alteuropabegriff aufwarf, beantwortet worden wären. Ganz im Gegenteil wird die Relativierung der Grenze 1500 weiterhin betrieben – sieht man einmal von den medien- und kommunikationsgeschichtlichen Umbrüchen um 1500 ab²³. Der Beliebtheitsverlust des Alteuropa-Konzepts muss also andere Gründe haben. Diese scheinen partiell im politischen Bereich zu liegen: etwa im Rahmen einer großflächigen, politisch berechtigten, wissenschaftlich oft treffenden, dabei aber nicht immer unproblematischen Kritik an Otto Brunner²⁴. Bei aller Legitimität dieser Kritik: Heißt dies nicht in letzter Konsequenz, Genesis und Geltung des Begriffs miteinander zu verwechseln?

Innerwissenschaftlich – und wichtiger – ist als weiterer Grund namhaft zu machen, dass der Begriff – anders als seine Geläufigkeit suggeriert – nicht besonders klar definiert ist: Weder sein Bedeutungsumfang noch seine Reichweite sind jemals eingehend diskutiert worden. Auf der Suche nach Aufsätzen oder Büchern zum Alteuropa-Konzept muss man schnell feststellen, dass wenig zu finden ist. Selbst im Flaggschiff der Alteuropa-Forschung, in der Zeitschrift für historische Forschung, stehen oft Untersuchungen zum Spätmittelalter und zur Frühneuzeit unverbunden nebeneinander. Reinhard Blänkner bemerkte bereits vor zehn Jahren: „Es wäre wohl an der Zeit, sich diesem ‚Alteuropa‘ einmal gesondert zuzuwenden“²⁵. Auch Gerd Schwerhoff hat eine Alteuropa-Debatte anstoßen und ihr bestimmte inhaltliche Leitlinien geben wollen²⁶. Alteuropa, so Ernst Hinrichs,

²² Ernst Hinrichs, Art. Alteuropa, in: Enzyklopädie der Neuzeit 1 (2005), Sp. 288–291, hier 290.

²³ Johannes Burkhardt, Frühe Neuzeit: 16.–18. Jahrhundert, Königsstein/Ts. 1985, 11–21.

²⁴ Vgl. Hans Derks, Über die Faszination des „Ganzen Hauses“, in: Geschichte und Gesellschaft 22 (1996), 221–242; Gadi Algazi, Otto Brunner. „Konkrete Ordnung“ und Sprache der Zeit, in: Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft, 1918–1945, hrsg. v. Peter Schöttler, Frankfurt am Main 1997, 166–203; Christoph Dipper, Otto Brunner aus der Sicht der frühneuzeitlichen Historiographie, in: Annali dell’istituto storico italo-germanico in Trento 13 (1987), 73–96.

²⁵ R. Blänkner, Von der „Staatsbildung“ zur „Volkwerdung“ (Anm. 11), 133.

²⁶ Vgl. Gerd Schwerhoff, Epochenschwelle oder Alteuropakontinuität? Der Übergang vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit in der neueren Forschung (Einleitungsreferat zur 58. Arbeitstagung des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn „Die Zeit der Reformen. Das Rheinland am Übergang vom

sei seit den 60er Jahren zu einem „festen, freilich bis heute niemals theoretisch umrissenen oder gar definierten Begriff geworden“²⁷.

Was genau ist gemeint, wenn die definitorische Unklarheit des Alteuropa-Konzepts behauptet wird? Zwei spezifischere Argumente sind seine wirtschafts-, sozial- und institutionengeschichtliche Schlagseite, die in der jüngeren Geschichtswissenschaft nicht in Mode ist, sowie seine große, möglicherweise übergroße Statik. Der Begriff Alteuropa krankt daran, dass er an die Stelle dynamischer, aber oberflächlicher Ereignisketten ein Bild übergroßer vormoderner Statik gesetzt hat; dementsprechend ist oft gefordert worden, den Alteuropa-Begriff zu dynamisieren und die im Rahmen von Alteuropa selbst ablaufenden (nicht zwangsläufig bereits über es hinausführenden) Transformationsprozesse in Wirtschaft, Gesellschaft, Religion, Politik und Kultur stärker mit einzubeziehen²⁸. Gelegentlich wird gar eine „Erweiterung des alten Strukturbegriffs zum Prozeßbegriff“ gefordert²⁹. Doch was das genau bedeuten könnte und welche Vorstellungen von der europäischen Geschichte – von ihrer Kohärenz, ihrer Dynamik, ihrer Spezifik – damit transportiert würden, ist bislang konzeptionell nicht hinreichend ausgearbeitet: Ist der Begriff damit eher eine aus Bequemlichkeit zuweilen genutzte Konvention? Oder ist Alteuropa niemals mehr gewesen als ein unterbestimmter Begriff, dem man zu viel aufgebürdet hat? Sind die Probleme einer angemessenen Periodisierung der europäischen Geschichte abgegolten, wenn ein altes Schema (mit der Epochengrenze um 1500) weithin als überholt gilt, aber dennoch durch die Schwerkraft der akademischen Institutionen am Leben erhalten wird – und ein anderes Schema (Alteuropa) aus verschiedenen Gründen als unzureichend gilt?

II.

Einer der angefragten Autoren, der schließlich doch nicht dabei sein konnte, bemerkte zum Alteuropa-Begriff scherzhaft, eigentlich sei der Begriff ihm „zu alt“ und „zu europäisch“. Insofern ist es wohl kein Zufall, dass für das Konstrukt einer vormodernen Großepoche (die, um eine Formulie-

Mittelalter zur Neuzeit 1450–1550“ am 26. 9. 2000), in: http://rcswww.urz.tu-dresden.de/~frnz/Themen/Vortrag_Schwerhoff-Alteuropa.pdf.

²⁷ E. Hinrichs, Art. Alteuropa (Anm. 22), 288.

²⁸ Vgl. z. B. F. Jaeger, Neuzeit als kulturelles Sinnkonzept (Anm. 3), 520; Reinhard Blänkner, Spät-Alteuropa oder Früh-Neuzeit? Anmerkungen zur Otto-Brunner-Tagung in Trient (19.–21. März 1987), in: *Geschichte und Gesellschaft* 13 (1987), 559–564; Hans Erich Bödeker/Ernst Hinrichs, Alteuropa – Frühe Neuzeit – Moderne Welt? Perspektiven der Forschung, in: *Alteuropa – Ancien régime – frühe Neuzeit. Probleme und Methoden der Forschung*, hrsg. v. Hans Erich Bödeker/Ernst Hinrichs, Stuttgart 1991, 11–50, hier 28.

²⁹ Ludolf Kuchenbuch, Sind Epochen notwendig(e) Mythen?, in: *Mythen in der Geschichte*, hrsg. v. Helmut Altrichter/Klaus Herbers/Helmut Neuhaus, Freiburg im Breisgau 2004, 29–53, hier 51.

rung Heinz Schillings aufzugreifen, rittlings auf der Epochengrenze 1500 sitzt) der Begriff Alteuropa in den Diskussionen der letzten Jahre keine prominente Rolle spielt. Sei es, dass er (als letztlich aus einer deutschen Wissenschaftstradition stammender Begriff) zwar möglicherweise zur Kenntnis genommen, aber Begriffen wie ‚traditional‘ oder ‚pre-industrial Europe‘ für die Zeit zwischen dem 11. und dem 18. Jahrhundert der Vorzug gegeben wird³⁰; sei es, dass von einem ‚langen Mittelalter‘ gesprochen wird, das nach Jacques Le Goff vom 3. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts³¹ reicht; sei es, dass andere Begriffe genutzt werden: Alteuropa ist offenbar kaum mehr eine programmatische Instanz.

Der prominenteste aller Alternativbegriffe, die mit ‚Alteuropa‘ die Ablehnung der Epochenschwelle 1500 gemein haben, ist der Begriff der Vormoderne. Die Vormoderne ist seit einiger Zeit in Buchtiteln wie Projektanträgen massiv en vogue. Warum ist das so? Warum wird ein chronologisch wie geographisch zwar nicht präziser, aber doch einigermaßen umgrenzter Begriff wie Alteuropa nicht genutzt, während ein chronologisch wie geographisch völlig unbestimmter Begriff wie ‚Vormoderne‘ eine Konjunktur erlebt? Ist es gerade diese fehlende Spezifik, die seine Attraktivität ausmacht? Oder ist es die Möglichkeit, europäische und außereuropäische Vormodernen miteinander in Beziehung zu setzen? Dies wäre ein starkes Argument; vorerst aber werden selbst in Untersuchungen zu globalen Periodisierungsfragen Begriffe wie Mittelalter und (Frühe) Neuzeit mindestens so stark genutzt wie der Begriff der Vormoderne³².

Heinz Schilling selbst ist ein engagierter Vertreter des Alteuropa-Konzepts, ein Historiker, dessen Interessen sich vom späten Mittelalter bis in die Moderne erstrecken, der aber dabei einen deutlichen Schwerpunkt auf die dynamisierenden Prozesse innerhalb Alteuropas und auf die ‚Zeit der Reformationen‘³³ von 1400 bis 1600 legt. Schilling vertritt etwa die These von einem spezifischen religionssoziologischen Profil Alteuropas, das sich durch eine große Nähe der geistlichen und weltlichen Gewalt, aber auch durch de-

³⁰ C. Warren Hollister, *The Phases of European History and the Nonexistence of the Middle Ages*, in: *Pacific Historical Review* 61 (1992), 1–22.

³¹ Vgl. Jacques Le Goff, *Phantasie und Realität des Mittelalters*, Stuttgart 1990, darin: Vorwort, 7–28 sowie: Für ein langes Mittelalter, 29–36.

³² Vgl. die Reflexionen von: J. Osterhammel, Über die Periodisierung (Anm. 2), hier 61–64; William A. Green, *Periodizing World History*, in: *History and Theory* 34 (1995), 99–111; Jack A. Goldstone, *The Problem of the ‚Early Modern‘ World*, in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 41 (1998), 249–284; Jerry H. Bentley, *Cross-Cultural Interactions and Periodization in World History*, in: *American Historical Review* 101 (1996), 749–770; Suraiya Faruqi, *Formen historischen Verständnisses in der Türkei. Politische und wirtschaftliche Krisen in der „Frühen Neuzeit“*, in: *Eigene und fremde Frühe Neuzeiten. Genese und Geltung eines Epochenbegriffs*, hrsg. v. Renate Dürr / Gisela Engel / Johannes Süßmann, München 2003, 107–122.

³³ Siehe auch: Thomas A. Brady, Jr. / Heiko A. Oberman / James D. Tracy (Hrsg.), *Handbook of European History 1400–1600. Late Middle Ages, Renaissance and Reformation*, 2 Bde., Leiden / New York / Köln 1994.

ren prinzipielle Trennung auszeichne und so deren charakteristische Kooperation und Konkurrenz innerhalb der Geschichte der lateinischen Christenheit erkläre³⁴; seine Forschungen zum Stadtrepublikanismus verklammern programmatisch spätes Mittelalter und Frühe Neuzeit³⁵; und die Reformation sieht er als nur ein, wenn auch wichtiges Element eines übergreifenden „temps des réformes“³⁶. Schließlich hat Schilling in seiner Darstellung der europäischen Geschichte vom 13. bis 18. Jahrhundert den Begriff Alteuropa nicht etwa fallen lassen, ihm aber *en passant* ein Synonym zur Seite gestellt: die ‚neue Zeit‘, die im Spätmittelalter beginne und sich im 16. und 17. Jahrhundert durchsetze³⁷. Der Alteuropa-Begriff, dessen Funktion immer war, Vormoderne und Moderne voneinander zu scheiden, wird bei Schilling auf komplexe Weise in die Nähe eines genealogisch gedachten ‚Neuzeit‘-Begriffs gerückt – was ein Grund mehr sein muss, das Verhältnis zwischen den verschiedenen Konzepten auszuloten. Ist Alteuropa Gegenbild oder Grundlage unserer Kultur³⁸? Ist die Frühe Neuzeit als der chronologisch spätere Teil Alteuropas damit eher „Musterbuch der Moderne“ oder eine fremde, vormoderne Epoche – oder in komplizierter Verbindung gerade beides³⁹? Ist sie „der Teil der Neuzeit, der seine Neuzeitlichkeit noch nicht wahrhaben wollte“⁴⁰? Worin besteht die Epochentypik der Frühen Neuzeit⁴¹? Ist die Beschäftigung mit ihr die Suche nach unseren Wurzeln oder die Suche nach der „world we have lost“ (Peter Laslett)? Auch wenn es gute Gründe gibt, die Frage nach dem Beginn und der Natur der Neuzeit nicht besonders auf-

³⁴ Vgl. Heinz Schilling, Der religionssoziologische Typus Europa als Bezugspunkt inner- und interzivilisatorischer Gesellschaftsvergleiche, in: Gesellschaften im Vergleich, hrsg. v. Hartmut Kaelble/Jürgen Schriewer, Frankfurt am Main 1998, 41–52.

³⁵ Vgl. Heinz Schilling, Gab es im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit in Deutschland einen „städtischen Republikanismus“? Zur politischen Kultur des alt-europäischen Stadtbürgertums, in: Ausgewählte Abhandlungen zur europäischen Reformations- und Konfessionsgeschichte, hrsg. v. Luise Schorn-Schütte/Olaf Mörke, Berlin 2002, 157–204.

³⁶ Vgl. Heinz Schilling, Die Reformation – ein revolutionärer Umbruch oder Haupt-etappe eines langfristigen reformierenden Wandels?, in: Konflikt und Reform. Festschrift für Helmut Berding, hrsg. v. Wilfried Speitkamp/Hans-Peter Ullmann, Göttingen 1996, 26–40; Ders., Reformation. Umbruch oder Gipfelpunkt eines Temps des Réformes, in: Die frühe Reformation in Deutschland als Umbruch, hrsg. v. Bernd Moeller, Gütersloh 1998, 13–34.

³⁷ Heinz Schilling, Die neue Zeit. Vom Christenheitseuropa zum Europa der Staaten. 1250 bis 1750, Berlin 1999.

³⁸ P. Blickle, Das Alte Europa (Anm. 1), 265–269, zum Beispiel sieht in den alt-europäischen Werten Frieden, Freiheit und Ordnung die Grundlage der modernen Kultur – eine ihrerseits nicht ganz ausgewogene Sicht.

³⁹ Gerd Schwerhoff, Frühe Neuzeit. Zum Profil einer Epoche, in: <http://rcswwww.urz.tu-dresden.de/~frnz/>.

⁴⁰ Johannes Burkhardt, Frühe Neuzeit, in: Fischer Lexikon Geschichte, hrsg. v. Richard van Dülmen, Frankfurt am Main 2003, 438–465, hier 439.

⁴¹ Eine kommunikations- und mediengeschichtliche Antwort gibt jüngst: Rudolf Schlögl, Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden. Formen des Sozialen und ihre Transformation in der Frühen Neuzeit, in: Geschichte und Gesellschaft 34 (2008), 155–224.

regend zu finden und schon deshalb den Begriff Alteuropa zu präferieren⁴², so befreit dieser Begriff doch nicht von der Notwendigkeit der Frage, ob unser Zugang zur vormodernen Geschichte eher eine Suche nach Fremdheit oder eine nach Nähe ist – ob wir also, mit Peter von Moos gesprochen, einem „Alteritätsfetisch“⁴³ anhängen oder einem Fetisch der Ursprünge. Und es bleibt die Frage, wie wir vor diesem Hintergrund wichtige, übergreifende, systematische Fragen, Themen und Entwicklungen von bloß „interessanten“ abzugrenzen vermögen⁴⁴.

Wann endet Alteuropa? Dietrich Gerhard, Otto Brunner und andere meinen: um 1800. Durch die Abwertung der Epochengrenze 1500 bürdet man sich aber das Problem auf, die Epochenschwelle 1800 mit sehr hohem Dynamisierungspotential zu belasten; dies führt dann zu nicht ganz unplausiblen Konstruktionen wie etwa derjenigen, die industrielle Revolution als größten Einschnitt der Weltgeschichte direkt neben der neolithischen Revolution, also der Einführung von Ackerbau und Viehzucht, zu platzieren⁴⁵. Oder man muss eben eine Reihe gravierender Dynamisierungsfaktoren im späten Alteuropa selbst ausmachen, flacht damit die Epochenschwelle um 1800 ab, lässt aber auch das Profil Alteuropas verschwimmen. Die Kosellecksche Konstruktion der Sattelzeit als Übergangsepoche zwischen 1750 und 1850 versucht diesem Problem zu begegnen. Zuerst für Phänomene semantischen und mentalitätsmäßigen Wandels konzipiert⁴⁶, wird inzwischen breiter darüber diskutiert, ob die Einführung einer Zwischenepoche das Problem der Kontinuität und Diskontinuität von Periodisierungen überhaupt lösen kann⁴⁷, ob der Begriff der Sattelzeit auch als ideen- und sozialgeschichtliche

⁴² Vgl. E. H. Bödeker / E. Hinrichs, *Alteuropa* (Anm. 28), 29.

⁴³ Peter von Moos, „Öffentlich“ und „privat“ im Mittelalter. Zu einem Problem der historischen Begriffsbildung, Heidelberg 2004, 96.

⁴⁴ Jon Mathieu, Trendinflation und Trendselektion. Für einen kritischen Umgang mit langfristiger Geschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft* 26 (2000), 519–534.

⁴⁵ Reimer Hansen, Neolithische und industrielle Revolution als universalgeschichtliche Zäsuren. Zur Genesis und Beurteilung einer neueren Periodisierung der Weltgeschichte, in: *Actio formans*. Festschrift für Walter Heistermann, hrsg. v. Gerd Heinrich / Michael-Sören Schuppan / Friedrich Tomberg, Berlin 1978, 83–102.

⁴⁶ Vgl. Reinhart Koselleck, Einleitung, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, hrsg. v. Otto Brunner / Werner Conze / Reinhart Koselleck, Stuttgart 1972, XIII–XXVII, hier XV; siehe aber auch die Relativierung des Gewichts, das man diesem Terminus aufgebürdet hat, bei: Reinhart Koselleck, A Response to Comments on the *Geschichtliche Grundbegriffe*, in: *The Meaning of Historical Terms and Concepts. New Studies on Begriffsgeschichte*, hrsg. v. Hartmut Lehmann / Melvin Richter, Washington 1996, 59–70, hier 69. Vgl. überdies das Material in: Ludwig Jäger / Sabine Plum, *Historisches Wörterbuch des deutschen Gefühlswortschatzes*, in: *Zur historischen Semantik des deutschen Gefühlswortschatzes. Aspekte, Probleme und Beispiele seiner lexikographischen Erfassung*, hrsg. v. Ludwig Jäger, Aachen 1988, 5–55.

⁴⁷ Gabriel Motzkin, On the Notion of Historical (Dis)Continuity. Reinhart Koselleck's Construction of the Sattelzeit, in: *Contributions to the History of Concepts* 1 (2005), 145–158; Stefan Jordan, Die Sattelzeit als Epoche, in: *Historische Wendeprozesse. Ideen, die Geschichte machen*, hrsg. v. Klaus E. Müller, Freiburg/Basel/Wien

Periodisierung sinnvoll eingesetzt werden kann⁴⁸, und auch, ob man von einem „Pluralismus je besonderer Sattelzeiten“⁴⁹ oder (um mit Heinz Schilling zu sprechen) von „Vorsattelzeiten“ ausgehen sollte – was das Problem der (Dis-)Kontinuität der europäischen Geschichte zwar nicht löst, aber vielleicht eine realistischere Annahme nahelegt: nämlich, dass man dauerhaft von vielfältigen Mischungsverhältnissen unterschiedlicher Phänomene auszugehen hat und dennoch Entwicklungstrends identifizieren kann. So ist es „bei nahezu jedem als typisch mittelalterlich erscheinenden Zuge der europäischen Kultur möglich, bereits für die Jahrhunderte des hohen Mittelalters Ausnahmen zu beobachten, die im Verlaufe der Zeit immer mehr Gewicht erhalten und schließlich etwas typisch Neuzeitliches anzeigen, wie umgekehrt jene typisch mittelalterlichen oder feudalen Merkmale bei insgesamt abnehmendem Stellenwert bis weit ins 18., ja selbst ins 19. und 20. Jahrhundert hinein beobachtet werden können“⁵⁰.

III.

Alteuropa, Vormoderne, Neue Zeit und Sattelzeit: Letztlich geht es nicht um Begriffsscholastik, sondern um eine angemessene, fruchtbare und aufschlussreiche Ordnung und Erforschung der europäischen Geschichte. Anlässlich von Heinz Schillings 70. Geburtstages haben wir verschiedene Autoren gebeten, Überlegungen zum Alteuropa-Konzept und/oder den Problemen, auf die es zielt, anzustellen, die Frage nach seiner Validität neu zu stellen und methodische Anstöße zu liefern, wie der Begriff oder seine Alternativen in der Forschung sinnvoll eingesetzt werden kann. Die Autoren waren aufgefordert, ausgehend von eigenen Forschungen, konzeptionell und/oder empirisch-exemplarisch die Brauchbarkeit, die Potenziale, die Grenzen, den Nutzen, ja, vielleicht sogar die Nutzlosigkeit des Alteuropa-Konzepts darzulegen. In den Beiträgen sollte es nicht um eine generelle Diskussion über

2003, 188–203; *Helge Jordheim*, „Unzählbar viele Zeiten“. Die Sattelzeit im Spiegel der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, in: *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, hrsg. v. Hans Joas/Peter Vogt, Berlin 2011, 449–480.

⁴⁸ *Ute Planert*, Wann beginnt der „moderne“ deutsche Nationalismus? Plädoyer für eine nationale Sattelzeit, in: *Die Politik der Nation. Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen 1760–1960*, hrsg. v. Jörg Echternkamp/Sven Oliver Müller, München 2002, 25–59.

⁴⁹ *Jörn Leonhard*, Erfahrungsgeschichten der Moderne. Von der komparativen Semantik zur Temporalisierung europäischer Sattelzeiten, in: *Dimensionen der Moderne. Festschrift für Christoph Dipper*, hrsg. v. Lutz Raphael/Ute Schneider, Frankfurt am Main 2008, 549–566, hier 566; vgl. auch: *Christoph Dipper*, Die „Geschichtlichen Grundbegriffe“. Von der Begriffsgeschichte zur Theorie der historischen Zeiten, in: *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, hrsg. v. Hans Joas/Peter Vogt, Berlin 2011, 288–316, hier 301.

⁵⁰ *Ernst Pitz*, Auf der Suche nach dem Beginn der Neuzeit. Oder: Wesen und Schwinden der Feudalgesellschaft, in: *Wege in die Neuzeit*, hrsg. v. Thomas Cramer, München 1998, 9–26, hier 22.

Sinn und Nutzen von Epochengrenzen und Periodisierungen gehen, sondern um eine Auseinandersetzung mit den methodischen Chancen des Alteuropa-Konzepts in der empirischen Forschung oder auch um eine theoretische Reflexion seiner Möglichkeiten und Grenzen. Formal haben wir eher kürzere, essayhafte Texte vorgeschlagen. Als inhaltliche Leitlinien und -fragen haben den Autorinnen und Autoren die folgenden Punkte vorgelegen:

1. Alteuropa ist ein Begriff, der einer deutschen Diskussion entstammt. Gibt es äquivalente nicht-deutsche Forschungstraditionen? In welchem Verhältnis steht der Begriff etwa zu Le Goffs Idee eines ‚langen Mittelalters‘ vom 3. bis 19. Jahrhundert, zum Begriff der ‚Vormoderne‘ oder zu anderen deutschen und außerdeutschen Forschungskonzepten oder -praktiken, die die Epochengrenze um 1500 ignorieren oder überspielen (Bossy, Laslett, Delumeau, Kantorowicz, Bloch, Braudel, Elias)?

2. Ist dieses Alteuropa nicht bestenfalls ein sehr mittel- und westeuropäisches Europa? Haben auch Süd- und Osteuropa eine alteuropäische Geschichte, die ebenfalls um 1800 endet?

3. Ist der Fokus auf Institutionen, der dem Konzept inhärent ist und seine problematische Statik mitverursacht, möglicherweise konstruktivistisch reformulierbar? Gerd Schwerhoff etwa postuliert: „Analytisch dagegen hat das Konzept kaum Kraft entfaltet. [...] Gerade weil das Konzept ‚Alteuropa‘ aber trotz aller Schwächen ein verbreitetes Unbehagen an der überkommenen Periodisierung zu bündeln vermag, wäre zu fragen, inwieweit es mit seiner Zentrierung auf die Institutionen nicht doch ein konstruktives Potential besitzt. Dazu aber bedarf es eines explizierten und reflektierten Rekurses auf den Institutionen-Begriff“⁵¹.

4. Jenseits der Institutionen, jenseits von Ständegesellschaft und ‚ganzem Haus‘: Ist Alteuropa ein Konzept, das auch andere Bereiche der Geschichte sinnvoll erschließen und ordnen kann? Ist eine politik- oder mentalitätsgeschichtliche, wahrnehmungs-, emotions- und deutungsgeschichtliche, religions- und kulturgeschichtliche Alteuropa-Forschung denkbar und wünschenswert? Kann es gelingen, beispielsweise eine umfassende „systematische Soziallogik des katholischen Alteuropas“⁵² zu konstruieren? Für welche Phänomene ergibt eine Langzeitperspektive Sinn, für welche nicht?

5. Wie lässt sich das Verhältnis von ‚Alteuropa‘ und (Post-)Moderne neu justieren, jenseits finalistischer Modernisierungsperspektiven und jenseits einer Selbstethnologisierung der historischen Disziplinen des Mittelalters

⁵¹ Gerd Schwerhoff, Geschichte „Alteuropas“ als Strukturgeschichte? Von den Institutionen zur Institutionalität, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Universität Dresden 53 (2004), 32–38, hier 35.

⁵² Ludolf Kuchenbuch, Kontrastierter Okzident. Bemerkungen zu Michael Mitterauers Buch „Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs“, in: Historische Anthropologie 14 (2006), 410–429, hier 427.

und der Frühneuzeit? Wie lässt sich methodisch und darstellerisch der Spagat zwischen historischer Distanzierung und der Herstellung von Gegenwartsbezügen erreichen?

6. Wie „europäisch“ (mit möglicherweise nostalgischen „Abendland“-Anklängen) ist der Begriff⁵³, wie stark ließe er sich in seiner terminologischen Variante der ‚Vormoderne‘ (deren Verhältnis zu Alteuropa aber gesondert zu klären wäre) auch als generelles, komparatistisches und globalgeschichtliches Schema nutzen? Werden in Alteuropa – weberianisch gedacht – die Grundlagen für einen europäischen Sonderweg, einen spezifischen Zivilisationstyp gelegt⁵⁴? Ist Alteuropa etwa eine Periode der „Verwestlichung des Abendlandes“⁵⁵, die grundlegende politisch-administrative, aber auch sozial- und mentalitätsgeschichtliche Charakteristika der westlichen Moderne präfiguriert⁵⁶?

7. Die Frage wäre auszuloten, wie Alteuropa als Kontinuitätskonzept zu vermitteln ist mit dem Umbruchcharakter von Ereignissen oder der Dynamisierung von Strukturen (insbesondere um 1500). Was bleibt von der Neuzeit, wenn Alteuropa bis 1800 reicht? Denn die Frage danach, ob die Frühe Neuzeit eben eine „frühe“ Neuzeit ist oder eben doch der letzte Akt eines alteuropäischen Zeitalters, könnte die Perspektive der Frühneuzeitforschung erheblich beeinflussen⁵⁷. Wie verhält es sich angesichts von Alteuropa und Vormoderne mit dem ja für die Entstehung einer ausdifferenzierten Frühneuzeitforschung auch nicht ganz unwichtigen Begriff der ‚Frühmoderne‘⁵⁸? Gibt es noch eine Einheit der neueren Geschichte⁵⁹? Die Reformation wäre etwa ein Phänomen, an dem dieses Problem weiter zu diskutieren wäre: Ist sie zwischen Spätmittelalter und konfessionellem Zeitalter „abhanden gekommen“⁶⁰? Oder ist es sinnvoll, Konzepte auszuarbeiten, die sie einerseits als Systembruch konzipieren, sie aber andererseits in eine alteuropäische Perspektive einordnen⁶¹? Nicht nur, aber auch im Hinblick auf die

⁵³ Vgl. L. Kuchenbuch, Sind Epochen notwendig(e) Mythen (Anm. 29), 51.

⁵⁴ Vgl. Ders., Kontrastierter Okzident (Anm. 52).

⁵⁵ Peter Burke, Die Renaissance, Berlin 1990, 104.

⁵⁶ Vgl. Johannes Kunisch, Alteuropa. Der Ursprung der Moderne, in: Deutschland in Europa. Kontinuität und Bruch. Gedenkschrift für Andreas Hillgruber, hrsg. v. Jost Dülffer u. a., Berlin 1990, 21–36.

⁵⁷ Vgl. R. Blänkner, Spät-Alteuropa (Anm. 28), 562.

⁵⁸ Vgl. Ch. Dipper, Otto Brunner aus der Sicht der frühneuzeitlichen Historiographie (Anm. 24), 91.

⁵⁹ Vgl. Paul Nolte, Gibt es noch eine Einheit der neueren Geschichte?, in: Zeitschrift für historische Forschung 24 (1997), 377–399.

⁶⁰ H. Schilling, Reformation. Umbruch oder Gipfelpunkt eines Temps des Réformes (Anm. 36), 13.

⁶¹ Vgl. Berndt Hamm, Von der spätmittelalterlichen reformatio zur Reformation. Der Prozeß normativer Zentrierung von Religion und Gesellschaft in Deutschland, in: Archiv für Reformationsgeschichte 84 (1993), 7–82; Gerd Schwerhoff postuliert: „Deutungen der Reformation sind [...] zugleich immer ein Prüfstein für die Angemessenheit der Epochendeutung überhaupt.“ G. Schwerhoff, Epochenschwelle (Anm. 26), 10.

geschichtskulturellen Deutungsdebatten im Umkreis des Reformationsjubiläums 2017 könnte hier eine vertiefte Diskussion des Alteuropa-Begriffs hilfreich sein. Ein weiteres Beispiel wäre die Auseinandersetzung mit kommunikationshistorischen Arbeiten, die jüngst wieder die Neuzeitlichkeit der Neuzeit betonen⁶².

8. Wie verhält es sich mit dem Ende Alteuropas oder mit dem Übergang Alteuropas in die Moderne? Auch der Begriff der Sattelzeit leidet ja, obgleich er ebenso Schlagwortcharakter erlangt hat wie der Alteuropa-Begriff, nach wie vor unter einer gewissen konzeptionellen Blässe. Wenn gefordert worden ist, die scharfe Grenze zwischen Alteuropa und der Moderne zu nivellieren⁶³, dann mag dies inhaltlich zuweilen gute Gründe haben, verschärft aber die beschriebenen konzeptionellen Probleme.

9. Schließlich ganz praktisch: Hat sich Alteuropa als Konzept deshalb nicht durchsetzen können, weil dieser Epochenkonstruktion die institutionelle Schwerkraft der historischen Institute und die Parzellierung des Fachs Geschichte in Mittelalter, Frühe Neuzeit und Neueste Zeit entgegensteht? Könnte die Einführung von speziellen Masterstudiengängen ein Weg sein, die Verklammerung von Mittelalter und Neuzeit auch stärker institutionell zu verankern? Wird nicht auch in SFBs und anderen Forschungsverbünden zunehmend transepochal geforscht? Ist nicht Alteuropa möglicherweise sogar eine Fahne, hinter der sich die Vertreter der vormodernen Fächer im Kampf gegen die vielerorts herrschende institutionelle Übermacht der Zeit-historiker versammeln könnten? Und wäre das wünschenswert?

Von Beginn an war klar, dass wir nicht alle diese Fragen auch nur annähernd würden beantworten können – so kompetent auch die eingeladenen Autoren sein mochten; auch haben nicht alle eingeladenen Autoren zusagen oder einen Text abliefern können. Insofern kann der vorliegende Band nicht mehr leisten, als zu Ehren von Heinz Schilling Kollegen und ehemalige Schüler zu versammeln, die sich über Einheit, Differenzierung, Dynamik und Spezifik der vormodernen europäischen Geschichte auf ihre jeweils eigene Art Gedanken machen. Bestimmte Defizite sind dennoch besonders schmerzlich. Es sollen nur zwei genannt werden: Leider sind nur sehr wenige mediävistische Stimmen vertreten, die die Diskussion um Alteuropa und die Vormoderne mit Sicherheit bunter gemacht und bereichert hätten; dies ist aber vielleicht symptomatisch für die Abstinenz der Mediävistik,

⁶² Vgl. z. B. *Wolfgang Behringer*, „Die Welt in einen anderen Model gegossen“. Das frühmoderne Postwesen als Motor der Kommunikationsrevolution, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 53 (2002), 424–433; *Cornel Zwierlein*, Diachrone Diskontinuitäten in der frühneuzeitlichen Informationskommunikation und das Problem von Modellen ‚kultureller Evolution‘, in: *Information in der Frühen Neuzeit. Status, Strategien, Bestände*, hrsg. v. Arndt Brendecke/Markus Friedrich/Susanne Friedrich, Berlin 2008, 423–453, sowie dieser Band generell.

⁶³ Vgl. *H. E. Bödeker/E. Hinrichs*, *Alteuropa* (Anm. 28), 41.

sich auf diese Debatte einzulassen. Leider ist es uns trotz einiger Bemühungen auch nicht gelungen, einen Beitrag einzuwerben, der die Geschichte Ost-(mittel)europas in Beziehung zum Alteuropa-Konzept setzt. Diese beiden Defizite können kaum ausgeglichen werden; umso erfreulicher ist es dennoch, dass sich einige Beiträge über das Feld der europäischen Geschichte hinauswagen und danach fragen, wie europäische Periodisierungskonzepte in der außereuropäischen Geschichte produktiv eingesetzt und diskutiert werden können.

Der Band besteht aus drei locker gefügten Sektionen: Die erste Sektion trägt den Titel: „Das Profil Alteuropas: Historiographiegeschichtliche und methodische Perspektiven“. Hier wird das Alteuropa-Konzept historiographiegeschichtlich eingeordnet, kritisiert und diskutiert; es wird nach konzeptionellen Weiterführungen und möglichen Anwendungsfeldern gefragt (Gerd Schwerhoff). Aus dem Kreis der Herausgeber der Zeitschrift für historische Forschung stammt eine Studie darüber, wie einschlägig der programmatische Alteuropa-Begriff eigentlich in den über 35 Jahren des Bestehens der Zeitschrift geworden und gewesen ist (Barbara Stollberg-Rilinger). Es wird nach der (geographischen, kulturellen, religiösen) Europäizität Europas gefragt und diskutiert, was diese mit dem Christentum zu tun hat (Thomas Kaufmann). Die deutsche und französische Mediävistik wird daraufhin untersucht, wie die beiden nationalen Fachkulturen mit Großepochen und Periodisierungen umgehen (Christian Jaser). Es wird die Frage diskutiert, ob uns, wie Heinz Schilling einmal formuliert hat, die Reformation abhandengekommen ist – und was das für die Konstruktion von Neuzeit und Moderne bedeutet (Thomas A. Brady Jr.). Schließlich wird das Laslettsche Panorama der „world we have lost“ einer kritischen Sichtung unterzogen (Stefan Ehrenpreis).

Die zweite Sektion, „Alteuropäische Lektüren: Religions-, Sozial-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte“ befasst sich mit spezifischen Sachproblemen, die in der Auseinandersetzung mit dem Alteuropa-Konzept profiliert werden: so die Frage nach der Reformation als Kontinuitäts- oder Umbruchsmoment (Volker Leppin); der Wandel von einem alteuropäischen zu einem modernen Freiheitsbegriff im Rahmen eines Beitrags über das niederländische Experiment der (konfessionellen) Pluralisierung und Partikularisierung (Olaf Mörke); die Transformation der Monarchie in Alteuropa, eine Studie, die gleichzeitig auf Persistenz wie auf Dynamik abhebt (Robert von Friedeburg); der angebliche europäische Sonderweg bei der Erfindung der Universität, die möglicherweise gar nicht so spezifisch ist, wie dies Anhänger des Alteuropa-Konzepts gerne hätten (Willem Frijhoff); eine kritische Auseinandersetzung mit Brunners geistesgeschichtlichem Referenzsystem, dem alteuropäischen Aristotelismus (Kaspar von Greyerz); die aus einer wirtschaftsgeschichtlich angelegten Studie abgeleitete Frage danach, ob nicht das Alteuropa-Konzept durch den Begriff der Frühen Neuzeit überflüssig gemacht worden ist (Johannes Burkhardt); das Problem der Statistik

als einem politisch-administrativen Instrument, das in Alteuropa entsteht, aber auch über es hinausweist (Lars Behrisch); die Frage danach, ob Alteuropa auch ein kunsthistorisches Periodisierungsinstrument ist oder sein sollte (Ruth Slenczka); schließlich wird das Alteuropa-Konzept mit Blick auf die europäische Expansion diskutiert (Wolfgang Reinhard).

Eine dritte Sektion heißt „Alteuropa und die Sattelzeit: Phänomene des Übergangs zur Moderne“. Hier wird versucht, an historischen Sachbeispielen aus dem späten Alteuropa und der Sattelzeit das Weiterwirken alteuropäischer Phänomene über die Sattelzeit hinaus zu zeigen, aber auch an sattelzeitlichen Phänomenen gleichsam *ex negativo* deutlich zu machen, worin eigentlich die Charakteristika Alteuropas bestehen: Es wird versucht, das Problem der modernen Individualität an der spezifisch sattelzeitlichen Figur Napoleon zu diskutieren (Matthias Pohlig); das Phänomen des Hexenglaubens wird über die Epochenschwelle 1800 hinaus verfolgt (Ute Lotz-Heumann); die alteuropäische Medizintradition, ihre moderne Transformation, aber auch ihr Fortwirken wird untersucht (Ruth Schilling); es wird nach einem spezifischen „sound“ Alteuropas und der Sattelzeit gefahndet (Jan-Friedrich Missfelder); abschließend geht es um das Weiterwirken alteuropäischer Strukturen in Nordamerika (Holger Gräf).

Ein thematisch und sachlich, chronologisch wie methodisch breites Feld also: Die Antworten auf unsere Fragen – selbst auf die zentralste aller Fragen: Alteuropa ja oder nein? – sind dabei erwartungsgemäß differenziert, zuweilen kontrovers ausgefallen. Wir hoffen und wünschen uns, dass die Lektüre anregend ist.

* * *

Stellvertretend für die zahlreichen Personen, die an der konzeptionellen Planung und Durchführung dieses Projekts mitgewirkt haben, sei zunächst unseren Autorinnen und Autoren gedankt, die sich mit essayistischer Verve auf die stets tückischen Pfade historischer Periodisierungsfragen begeben haben. Für die umsichtige und zuverlässige Redaktion des Bandes ist Frau Elisabeth Tschärke (Münster) zu danken, ebenso Herrn Patrick Meeks (Tucson), der die englischen Aufsätze durchgesehen hat. Ganz besonders herzlich möchten wir uns auch bei den Herausgebern der Beihefte der Zeitschrift für historische Forschung bedanken, namentlich bei Frau Barbara Stollberg-Rilinger (Münster), die das Projekt von Beginn an unterstützt und wohlwollend begleitet hat. Gleiches gilt auch für Frau Frank vom Verlag Duncker & Humblot, die uns bei der Drucklegung mit Rat und Tat zur Seite stand.

Verbunden mit unseren herzlichsten Glückwünschen zum 70. Geburtstag ist dieser Band unserem akademischen Lehrer Heinz Schilling gewidmet, dem wir in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten nicht nur in alteuropäischer Hinsicht unschätzbare Anstöße und Inspirationen verdanken. Ad multos annos!

Das Profil Alteuropas

**Historiographiegeschichtliche und
methodische Perspektiven**

Alteuropa – Ein unverzichtbarer Anachronismus

Von Gerd Schwerhoff

I. Der historiographische Ort Alteuropas

Dem Begriff ‚Alteuropa‘ mangelt es an allem, was ein analytisch brauchbares Konzept für die Geschichtswissenschaft eigentlich benötigt, vor allem, darauf hat zuletzt Ernst Hinrichs nachdrücklich hingewiesen, an Trennschärfe und Präzision¹. Überschießende ideologische Subtexte und Wertungen hat er andererseits reichlich zu bieten. Einschlägige Produkte auf dem deutschen Buchmarkt mögen diese Behauptungen illustrieren. Timothy C. W. Blannings Darstellung über ‚Das alte Europa‘ erschien ursprünglich 2002 mit dem Untertitel „Old Regime Europe“. Sie beschäftigt sich mit der Zeit von 1660 bis 1789. Damit rekurriert sie eindeutig auf jenes in der französischen Forschung gängige historiographische Epochenkonzept des ‚Ancien Régime‘ als der letzten Phase vor der großen Revolution. Entstanden war der Terminus seinerzeit eben während dieser Revolution zur polemischen Stigmatisierung von Korruption und Unfreiheit unter jenem ‚alten Regiment‘². Ganz anders positioniert sich Peter Blickle mit seinem 2008 publizierten Pamphlet über „Das Alte Europa“, das die Tugenden und Werte des Okzidents verteidigt und damit den polemisch eingefärbten Kampfbegriff des damaligen US-Ministers Rumsfeld zugleich aufgriff und produktiv ummünzte. Sein altes Europa überspannt die Periode vom Hochmittelalter bis zur Moderne. Genauer besehen handelt die Darstellung jedoch von den mög-

¹ Ernst Hinrichs, Art. Alteuropa, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 1, Stuttgart 2005, 288–291; Hans Erich Bödeker/Ernst Hinrichs, Alteuropa – Frühe Neuzeit – Moderne Welt? Perspektiven der Forschung, in: Alteuropa – Ancien régime – frühe Neuzeit. Probleme und Methoden der Forschung, hrsg. v. dens., Stuttgart 1991, 11–50. Im Folgenden werden Überlegungen variiert und weiterentwickelt, die an eher entlegener Stelle publiziert wurden: Gerd Schwerhoff, Geschichte „Alteuropas“ als Strukturgeschichte? Von den Institutionen zur Institutionalität, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Technischen Universität Dresden 53, 3/4 (2004), 32–38 (online unter www.gerd-schwerhoff.de); vgl. auch mein Einleitungsreferat zur 58. Arbeitstagung des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn „Die Zeit der Reformen. Das Rheinland am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit 1450–1550“ am 26.9.2000 mit dem Thema: „Epochenschwelle oder Alteuropakontinuität? Der Übergang vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit in der neueren Forschung“ (ebenfalls auf der Homepage abrufbar).

² Rolf Reichhardt, Art. Ancien Régime, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 1, Stuttgart 2005, 371–377.

lichen Wirkungen des Alten Europa, das 1789 endete, auf die Moderne und stellt somit die Periode von ca. 1200 bis 1800 ins Zentrum. Immerhin erscheint bei diesen beiden Büchern das alte Europa im Titel. Das war 1985 anders, als Dietrich Gerhards vier Jahre zuvor in Amerika publizierte Studie „Old Europe. A Study of Continuity, 1000–1800“, versehen mit einer Einleitung von Peter Blickle, ins Deutsche übertragen wurde. Hier firmierte sie seltsamerweise unter dem Titel „Das Abendland 800–1800. Ursprung und Gegenbild unserer Zeit“. Die Ersetzung von „Alteuropa“ durch „Abendland“, vermutlich durch den Verlag mit Blick auf die potentiellen bildungsbürgerlichen Käuferschichten vorgenommen, machten für den unvoreingenommenen Leser die Tatsache unsichtbar, dass es sich hier um ein besonderes Epochenkonzept handeln könnte. Die Addition weiterer zweihundert Jahre gegenüber der ursprünglichen Ausgabe verunklarten das Profil weiterhin.

Von 800 bis 1650 reicht mithin die Spanne der Jahre, die als Beginn Alteuropas in Anschlag gebracht wurden. Der chronologischen Unschärfen waren sich die Gründerväter der „Zeitschrift für historische Forschung“ im Jahr 1974 wahrscheinlich wohl bewusst. Gleichwohl bemühten sie im Vorwort des ersten Heftes den Begriff ‚Alteuropa‘ als Chiffre für ihr Projekt, ein gemeinsames Forum für spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte zu entwickeln. Es handele sich um eine „Verständigungshypothese, um vergleichsweise Gleichartiges festzuhalten und einen offenkundig epochalen Zusammenhang sichtbar zu machen“. Gegenüber der älteren Periodisierung zeichne sich in neuerer Zeit die Unterscheidung von drei Zeitaltern „nachantiker“ Geschichte ab: ein „archaisches“ Zeitalter bis zum 11./12. Jahrhundert; ein „alteuropäisches“ Zeitalter zwischen dem 12. und dem 18. bzw. frühen 19. Jahrhundert; schließlich ein industrielles Zeitalter. Als „Mittelstück nachantiker europäischer Geschichte“ verdiene die alteuropäische Epoche besondere Aufmerksamkeit³.

Als den zentralen *spiritus rector* des Alteuropa-Konzeptes nennt das Vorwort der ZHF den Mediävisten Otto Brunner⁴. Damit kommen nun die ideologischen Implikationen in den Blick, denn dieser Spitzenname ist doppelt problematisch. Zum einen reichte Brunners eigener Alteuropa-Begriff „von

³ Vorwort, in: Zeitschrift für historische Forschung, hrsg. v. Johannes Kunisch u. a., 1 (1974), 1 f.

⁴ Vgl. die explizit im Umfeld der Gründung der „Zeitschrift für Historische Forschung“ angesiedelten Überlegungen von Johannes Kunisch, Über den Epochencharakter der frühen Neuzeit, in: Die Funktion der Geschichte in unserer Zeit, hrsg. v. Eberhard Jäckel/Ernst Weymar, Stuttgart 1975, 150–161, hier 153 ff. zu Otto Brunner. Zur Einordnung Brunners unverzichtbar Reinhard Blänkner, Von der „Staatsbildung“ zur „Volkwerdung“. Otto Brunners Perspektivenwechsel der Verfassungshistorie im Spannungsfeld zwischen völkischem und alteuropäischem Geschichtsdenken, in: Alteuropa oder Frühe Moderne. Deutungsmuster für das 16. bis 18. Jahrhundert aus dem Krisenbewußtsein der Weimarer Republik in Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft, hrsg. v. Luise Schorn-Schütte, Berlin 1999, 87–135.

Homer bis Goethe“ (Blänkner) und fügt der chronologischen Verwirrung eine weitere Dimension hinzu. Zum anderen wird zugleich mit dem Namen Brunner der ideologische Ballast aufgerufen, mit dem der Terminus ‚Alteuropa‘ gleichsam subkutan befrachtet ist. Das Werk des österreichischen Historikers ist in den letzten Jahren intensiv auf seine ideologischen Prämissen und Brüche hin seziert, seine Wendung von der ‚Volksgeschichte‘ in den dreißiger Jahren zur ‚Strukturgeschichte‘ nach 1945 kritisch unter die Lupe genommen worden. Auch wenn Person und Werk differenzierter zu betrachten sein mögen, als es manche Fundamentalkritik suggeriert, auch wenn Brunner den dynamischen Charakter der Vormoderne in manchen Beiträgen selbst zum Thema machte, und auch wenn hinter seine Kritik am Anachronismus mancher früher selbstverständlicher Zentralbegriffe (wie ‚Staat‘ oder ‚Familie‘) kein Weg zurückführt: In vielen Facetten seiner Arbeit ist eine äußerst problematische romantische Verklärung der alten Welt angelegt. In seinem berühmten Hauptwerk „Land und Herrschaft“ von 1939 konzipierte er ein Mittelalter, das „einen utopischen Gegenentwurf zur Moderne enthält, der im Sinne radikal-totalitärer ‚Gemeinschaftsbildung‘ auf die Reduzierung politisch-sozialer Komplexität und Differenzierung zielt“⁵. Und das von ihm aufgrund der Hausväterliteratur als eine Säule vormoderner Ordnung skizzierte ‚Ganze Haus‘, jene „statische Welt konfliktfreier Vaterherrschaft“, umweht erst recht ein Hauch von reaktionärer Verklärung der Vergangenheit, zumal es sich dabei im Kern um eine Wiederbelebung des kulturpessimistischen Ansatzes von Wilhelm Heinrich Riehl von 1854 handelt⁶.

Diese romantisch-reaktionären Gefahren der Alteuropa-Perspektive wurden freilich in den 1970er Jahren überlagert von seiner Wahlverwandtschaft mit einem seinerzeit außerordentlich modernen Konzept, nämlich der ‚Strukturgeschichte‘ bzw. der ‚Sozialgeschichte‘ als den eigentlichen Feldzeichen einer erneuerten Geschichtswissenschaft in der jungen Bundesrepublik Deutschland. Als einflussreichster Bannerträger und Patron jener goldenen Generation von Sozialhistorikern, die sich seit Mitte der 1960er Jahre gegen die traditionelle, auf das Politische verengte Ereignisgeschichte wandten und um die Meinungsführerschaft in der deutschen Geschichtswissenschaft rangen, darf Werner Conze gelten⁷. In seiner einflussreichen Skizze über die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters von 1957 charakterisiert er die Zeit seit dem 18. Jahrhundert als einen tiefen

⁵ R. Blänkner, Otto Brunners Perspektivenwechsel (Anm. 4), 98.

⁶ Claudia Opitz, Neue Wege der Sozialgeschichte? Ein kritischer Blick auf Otto Brunners Konzept des ‚ganzen Hauses‘, in: Geschichte und Gesellschaft 20 (1994), 88–98, hier 91, 95.

⁷ Thomas Etzemüller, Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München 2001, 70 ff. u. ö.; Jan Eike Dunkhase, Werner Conze. Ein deutscher Historiker im 20. Jahrhundert, Göttingen 2010.

Einschnitt, welthistorisch nur demjenigen des Beginns der Hochkulturen im 5. und 4. Jahrtausend vor Christus vergleichbar. Unter explizitem Bezug auf Otto Brunner, mit dem zusammen er später die „Geschichtlichen Grundbegriffe“ herausgeben sollte, beschreibt Conze das *Ancien Régime* als eine Epoche relativer Dauerhaftigkeit, bestimmt von einer kleinen höfisch-patriarchalen Oberschicht, geprägt vom Prinzip patriarchaler Herrschaft und ausgerichtet auf eine christliche Endzeiterwartung, die kein Fortschrittsdenken zuließ⁸. Auch Reinhart Koselleck, der dritte Herausgeber und eigentliche Motor des begriffsgeschichtlichen Großprojektes, befestigte später mit seiner Begriffsprägung von der ‚Sattelzeit um 1800‘ diese Epochenscheide. Der Blick durch die sozial- und strukturgeschichtliche Brille ließ umgekehrt die Bedeutung jener alten Zäsur um 1500 dramatisch schrumpfen. Inzwischen sehen wir klarer, dass auch die damals ebenso zwingend wie objektiv daher kommende Strukturgeschichte weltanschaulich nicht unschuldig war. Zahlreiche kritische Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft vor und nach 1945 haben die zeitgeschichtlichen Kontexte deutlich gemacht und gezeigt, wie sehr diese Ansätze nicht allein einer innerwissenschaftlichen Entwicklungslogik und interdisziplinären Interessen folgten, sondern wie sehr sie auch der Selbstlegitimierung einer Disziplin mit problematischer Vergangenheit in neuer, demokratischer Umgebung dienten.

Über diese hier nur sehr grob skizzierte Topographie historiographischer Lager dürfen freilich sehr viel pragmatischere Motive für die Konjunktur ‚Alteuropas‘ nicht übersehen werden. Bis heute haben viele Generationen von Historiker(inne)n immer wieder aufs Neue die unbequemen Begrenzungen erfahren, die man bei der Arbeit diesseits und jenseits der Epochenschwelle um 1500 macht, und deshalb nicht selten aus purer Sachnotwendigkeit den Sprung über den großen Graben gewagt. Das betrifft etwa die Ständeforschung, von der aus Dietrich Gerhard seine epochenübergreifende Perspektive entwickelte – dazu gleich mehr. Besonders virulent ist die offensichtliche Untauglichkeit der herkömmlichen Zäsur für das Gebiet der Städteforschung, die sie denn auch nach Kräften auszuhebeln sucht – ein großer Teil der in der ehrwürdigen Reihe des Münsteraner Instituts für vergleichende Städtegeschichte erscheinenden Sammelbände vereint Beiträge zum (späteren) Mittelalter und zur (frühen) Neuzeit. Ein weiteres wichtiges Feld bilden die städtischen wie ländlichen Unruhen, denen Peter Blickle in der eigentlich eng an den herkömmlichen Epochengrenzen orientierten „Enzyklopädie deutscher Geschichte“ eine Darstellung von 1300 bis 1800 gewidmet hat. Kein Zufall ist es denn auch wohl, dass der Aufsatz von Heinz Schilling im ersten Jahrgang der „Zeitschrift für Historische Forschung“ über die Bürgerkämpfe in Aachen durchaus programmatisch die ‚alteuro-

⁸ Werner Conze, Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht [urspr. 1957], in: Ders., Gesellschaft – Staat – Nation. Gesammelte Aufsätze, hrsg. v. Ulrich Engelhardt u. a., Stuttgart 1992, 66–85.

päische Stadtgesellschaft‘ im Titel trägt und ganz explizit die Verbindung zwischen mediävistischen und frühneuzeitlichen Stadtforschern sucht. Von hier aus spannt sich ein Bogen bis zu seinem weitgespannten Essay über die politische Kultur des alteuropäischen Stadtbürgertums und zu seiner großen europäischen Geschichte vom 13. bis zum 18. Jahrhundert⁹. Neben der Forschung sollte die akademische Lehre nicht vergessen werden: Heinz Schilling war auch einer derjenigen, die eine junge Universität mitprägten und aufbauten, an der Alteuropa (ohne dass der Begriff dabei in den Vordergrund geschoben wurde) auch die Lehre prägte. An der Universität Bielefeld wurden in den 1970er Jahren für „die herkömmlichen epochenbezogenen Lehr- und Forschungseinheiten nach neuen Abgrenzungen gesucht“. Aufgrund ihrer sozialgeschichtlichen Ausrichtung „empfahl es sich [...], das Späte Mittelalter und die Frühe Neuzeit [...] enger aneinander zu binden“¹⁰.

Derlei Erfahrungen und Motive bleiben bis heute ein starker Antrieb, sich von einer alteuropäischen Perspektive inspirieren zu lassen. Überdies besitzen herkömmliche Epochenkonzepte wie die Trias Antike – Mittelalter – Neuzeit heute kaum mehr konzeptuelle Überzeugungskraft und weniger ideologische Implikationen als Alteuropa. Purer Pragmatismus allein wird Alteuropa dennoch nicht retten können, und so bleibt die Frage nach dem historiographischen Ort des Konzeptes heute. Pointiert zugespitzt: Hat Alteuropa nicht, ebenso wie der strukturgeschichtliche Ansatz, angesichts der gegenwärtigen Konjunktur der Kulturgeschichte¹¹ vollends ausgedient? Als Kronzeugen für eine solche Position könnte man wiederum niemand Anderen anrufen als Heinz Schilling: In der Einleitung seiner Darstellung von 1999 räumt er ein, Mitte der achtziger Jahre wäre die Darstellung der europäischen Geschichte „wohl mehr auf einen struktur- und entwicklungsgeschichtlichen Essay hinausgelaufen“, während er nun wieder der Eigenständigkeit der vielen europäischen Regionen und Staaten einen höheren Wert beimesse¹². Weiterhin meidet der Titel („Die neue Zeit“) jeglichen programmatischen Alteuropa-Bezug, obwohl der Terminus in der Darstellung hier und da auftaucht; vielmehr scheint er eine Reverenz an die herkömm-

⁹ *Heinz Schilling*, Bürgerkämpfe in Aachen zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Konflikte im Rahmen der alteuropäischen Stadtgesellschaft oder im Umkreis der frühbürgerlichen Revolution?, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 1(1974), 175–231; *Ders.*, Gab es im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit in Deutschland einen städtischen „Republikanismus“? Zur politischen Kultur des alteuropäischen Stadtbürgertums, in: *Republiken und Republikanismus im Europa der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. Helmut Koenigsberger, München 1988, 101–143; *Ders.*, *Die neue Zeit. Vom Christenheitseuropa zum Europa der Staaten. 1250 bis 1750*, Berlin 1999.

¹⁰ *Heinrich Rüthing*, Geschichtswissenschaft, in: *Reformuniversität Bielefeld 1969–1994. Zwischen Defensive und Innovation*, hrsg. v. Peter Lundgreen, Bielefeld 1994, 140–151, hier 142.

¹¹ Pars pro toto *Silvia Serena Tschopp*, Die Neue Kulturgeschichte – eine (Zwischen-)Bilanz, in: *Historische Zeitschrift* 289 (2009), 573–605.

¹² *H. Schilling*, *Die neue Zeit* (Anm. 9), 9.

liche Epochentrias darzustellen. Es scheint, als sollte aller archaisierende Beigeschmack des alten Europa vermieden und eher die Bezüge zur Moderne herausgestellt werden. Wie hatte Dietrich Gerhard es formuliert: Es erscheine allemal attraktiver, die „Vorgeschichte des heute“ darzustellen als die „Nachgeschichte des Vorgestern“¹³.

II. Alteuropa: Institutionen und institutionelle Geltungsbehauptungen

Nicht Otto Brunner hat bisher den einzig halbwegs kohärenten, inhaltlich gehaltvollen und möglicherweise anschlussfähigen Entwurf eines Alteuropa-Konzeptes vorgelegt, sondern Dietrich Gerhard. Dabei ging seinem bereits erwähnten Buch von 1981 bzw. 1985 ein jahrzehntelanges Nachdenken über diese Großepoche voraus, dem dabei der geschärfte Blick des deutschen Emigranten in den USA zugutekam¹⁴. Eine „statische (strukturelle)“ Sichtweise erprobte er bereits in einem im Januar 1952 in Basel gehaltenen Vortrag, wo er für das Gebiet der „Gesellschafts- und Institutionengeschichte“ eine Scheidung von Mittelalter und Neuzeit für „noch weniger durchführbar“ erklärte als etwa in der politischen oder in der Geistesgeschichte. Seit dem 11./12. Jahrhundert sei „eine Verfestigung und Verdichtung [...] in den abendländischen Institutionen und in der abendländischen Gesellschaft erfolgt“, die jahrhundertelange Prägekraft entfaltet habe¹⁵. In einem Vortrag, den er 1954 auf der Jahreshauptversammlung der American Historical Association hielt, verfolgte er dann explizit das Ziel, eine andere Geschichteseinteilung an die Stelle der überkommenen inhaltsleeren Periodisierungstrias zu setzen. Den Beginn des „gegenwärtigen Europa“ datiert er dort mit der Aufklärung sowie der industriellen und französischen Doppelrevolution. Die neue Zeit sei geprägt durch das Streben nach sozioökonomischer Veränderung und sozialer Gleichheit. „Trotz vielfältiger Veränderungen“, so charakterisiert er die vorherige Epoche, „darf die lange Zeitspanne vom elften bis zum achtzehnten Jahrhundert doch als Einheit betrachtet werden, als die Epoche von ‚Alteuropa‘. Obschon dies ‚Alteuropa‘ gewiss nicht statisch gewesen ist, so haben in ihm doch den später erfolgreichen Kräften der Veränderung, der Zentralisation, des Strebens nach sozialer Gleichheit andere Kräfte siegreich entgegengewirkt“¹⁶.

¹³ Dietrich Gerhard, Regionalismus und ständisches Wesen als ein Grundthema der europäischen Geschichte, in: Historische Zeitschrift 174 (1952), 307–337, 334.

¹⁴ Rudolf Vierhaus, Nekrolog Dietrich Gerhard, in: Historische Zeitschrift 242 (1986), 558–562; Gerhard A. Ritter, Die emigrierten Meinecke-Schüler in den Vereinigten Staaten, in: Historische Zeitschrift 284 (2007), 59–102, hier 80 ff.

¹⁵ D. Gerhard, Regionalismus (Anm. 13), 310, 314.

¹⁶ Dietrich Gerhard, Zum Problem der Periodisierung der europäischen Geschichte, in: Ders., Alte und Neue Welt in vergleichender Geschichtsbetrachtung, Göttingen 1962, 40–56, hier 44.

Als bestimmendes Signum einer Epoche identifiziert Gerhard in seinem späteren Buch ihre Institutionen: „Die Institutionen sind das Rückgrat jeder Kultur und daher jeder längeren Epoche. Man darf sie nicht isoliert sehen, denn relativ stabile materielle Bedingungen sind für sie erforderlich. Die Lebenseinstellung einer Gesellschaft entspricht ihren Institutionen; die Religion akzeptiert und billigt diese Einstellung, die Institutionen erhalten sie aufrecht“. Eine „Beschreibung der gesamten institutionellen Merkmale“, von der Familie und dem Haus über die verschiedenen Stände bis hin zur Religion und der politischen Administration, könne „das Wesen einer längeren Epoche“ umschreiben¹⁷. Über sein Institutionenverständnis äußert sich Gerhardt jenseits konkreter Beispiele nicht, aber aus dem Gang der Darstellung kann der Leser indirekt schließen, welche Institutionen das Fundament der abendländischen Geschichte bilden: Papsttum und Klöster, Universitäten und Städte, Adel und Rittertum, König und Stände. Wie sein Zugriff konkret aussieht, lässt sich z. B. am Umgang mit der Zäsur um 1500 beobachten. Gerhard betont hier die Kontinuität der materiellen Lebensgrundlagen, die zwar immer wieder von der zirkulären Dynamik der Krisen vom Typ *Ancien Régime* erschüttert, auch durch neue Erfindungen oder Handelskapitalismus verändert wurden, deren Auswirkungen aber lediglich segmentär bzw. auf kleinere soziale Schichten beschränkt gewesen seien. Selbst durch die Eroberung der neuen Welt habe sich kein grundlegender Wandel ergeben: Die Kolonisierung der Neuen Welt sei „primär eine Übertragung mediterraner Institutionen mit alter Tradition, einschließlich der Sklaverei“ nach Übersee gewesen. Die Modernität der Renaissance beurteilt Gerhard kritisch, betont die Gebundenheit der Humanisten an die überkommenen Normen und den christlichen Orientierungsrahmen. Auch Reformation und Religionskriege werden in ihrer welthistorischen Bedeutung stark relativiert: Zwar sei die Institution der Papstkirche durch zahlreiche Territorialkirchen ersetzt worden, doch hätten sich die beiden Ausprägungen in ihrem Charakter nicht grundlegend unterschieden. Die Bedeutung des christlichen Glaubens sei nicht geschwunden, sondern es habe im Gegenteil eine bisher ungekannte Durchdringung von Staat und Kirche und religiöse Konflikte ungeahnten Ausmaßes gegeben; eine zunehmende Verweltlichung – wir würden heute vielleicht von der beginnenden funktionalen Ausdifferenzierung politischer und wirtschaftlicher Teilsysteme sprechen – habe sich erst an der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert angedeutet. Insgesamt seien die ersten Jahrhunderte der sogenannten ‚Neuzeit‘ noch sehr ‚mittelalterlich‘ geprägt gewesen.

Mit seinem Institutionen-Begriff zielt Gerhard, ebenso übrigens wie das von ihm abgelehnte Konzept der *longue durée* Fernand Braudels, auf stabile, dauerhafte Ordnungsgefüge. Implizit greift die Rede von den Institutio-

¹⁷ Dietrich Gerhard, Das Abendland 800–1800. Ursprung und Gegenbild unserer Zeit, Freiburg 1985, 21 f.

nen auf Ansätze aus der Soziologie bzw. der philosophischen Anthropologie zurück, wie sie Arnold Gehlen, Helmuth Plessner und Helmut Schelsky entwickelt hatten. Insbesondere in der Anthropologie Gehlens nahmen die Institutionen einen zentralen Platz ein. Durch ihre Erschaffung, so Gehlen, kann das ursprünglich instinktgeleitete Mängelwesen Mensch seine Existenzrisiken entscheidend mindern. Sie dienen nicht nur zur Befriedigung von Primärbedürfnissen, sondern ermöglichen darüber hinaus höhere Kulturleistungen. Erst durch die Rückbindung an die institutionell gesicherten Regeln und Gewohnheiten, aber auch durch die Entlastung, die der Mensch durch die regelmäßige Erfüllung seiner Erwartungen bezüglich der Handlungen anderer gewinnt, wird gesellschaftliches Zusammenleben möglich¹⁸. Gegenüber den grundlegenden Ausführungen Gehlens wirkt die alltags-sprachliche Verwendung des Begriffs, aber auch sein Gebrauch in der historischen Forschung, oft verkürzend. Institutionen figurieren häufig als gesellschaftliche Gebilde *sui generis*, als soziale Zwangsjacken, die menschliche Interaktion und Kommunikation begrenzen und einhegen, aber scheinbar ein Eigenleben jenseits von Handlungen und Bedeutungszuschreibungen führen. In der Regel wird dabei der Begriff ‚Institution‘ mit dem der ‚Organisation‘ gleichgesetzt; als solche sind „formale Zusammenschlüsse von Mitgliedschaftsgruppen im Kontext zweckorientierter Aufgabenerfüllung“ zu verstehen, die durch Hierarchien, Mitgliedschaftsregeln, Organe und Instanzen bestimmt sind¹⁹. Ein solches Verständnis von ‚Institution‘ ist offensichtlich mit einer Strukturgeschichte *à la* Conze ebenso gut kompatibel wie es einem kulturwissenschaftlichen Verständnis widerstrebt, das die Verdinglichung sozialer Tatbestände ablehnt und den Deutungen und Handlungsoptionen der jeweiligen Akteure einen hohen Stellenwert zumisst.

Nun lässt sich allerdings seit einigen Jahren eine Begriffsverschiebung beobachten weg von den ‚Institutionen‘ hin zur ‚Institutionalität‘ bzw. zur ‚institutionellen Analyse‘, die eine dezidiert kulturgeschichtliche Perspektive auf dieses Feld eröffnet. Damit einher geht eine methodisch-theoretische Umakzentuierung, die auf der Differenz zwischen dem Institutionellen auf der einen Seite und fest umrissenen formalen Organisationen (als *einer* spezielleren Ausprägung von Institutionalität) auf der anderen Seite besteht²⁰. Das Institutionelle muss also keineswegs immer die Gestalt einer formalen

¹⁸ Vgl. Karl-Siegbert Rehberg, Hans Freyer – Arnold Gehlen – Helmut Schelsky, in: Klassiker der Soziologie, Bd. 2, hrsg. v. Dirk Käsler, München 1999, 72–104.

¹⁹ Karl-Siegbert Rehberg, Die stabilisierende „Fiktionalität“ von Präsenz und Dauer. Institutionelle Analyse und historische Forschung, in: Institutionen und Ereignis. Über historische Praktiken und Vorstellungen gesellschaftlichen Ordners, hrsg. v. Reinhard Blänkner/Bernhard Jussen, Göttingen 1998, 381–407, hier 390.

²⁰ K.-S. Rehberg, Institutionelle Analyse (Anm. 19); Ders., Weltrepräsentanz und Verkörperung. Institutionelle Analyse und Symboltheorien. Eine Einführung in systematischer Absicht, in: Institutionalität und Symbolisierung. Verstetigung kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart, hrsg. v. Gert Melville, Köln 2001, 3–49.

Organisation annehmen, wie allein der Hinweis auf die normativ und symbolisch hoch elaborierten, aber entschieden „informellen“ Phänomene von Freundschafts- und Liebesbeziehungen belegt. In einem umfassenden Sinn zielt die institutionelle Analyse auf jene Mechanismen, die Geltung, Dauer und Ordnung durch die symbolische Darstellung ihrer Geltungsansprüche und Prinzipien herstellen. Diese Symbolisierung von Ordnungsprinzipien wird typischerweise durch verschiedene institutionelle Mechanismen ins Werk gesetzt, etwa durch bestimmte Leitideen, durch Eigen- und Geltungsgeschichten (z. B. Gründungsmythen), durch zeichenhaft aufgeladene Räume der Repräsentation oder durch ausgefeilte Zeitordnungen wie z. B. das historische Jubiläum²¹. Dabei können diese institutionellen Mechanismen – im Unterschied zu den Satzungen eines Vereins oder einer anderen formalen Organisation – gerade darauf zielen, sich selbst unsichtbar und damit auch unhinterfragbar zu machen, um die dargestellte symbolische Ordnung damit als geradezu selbstverständlich auszuweisen. Gegenüber einem dem Struktur-Begriff nachgebildeten Verständnis von Institution geht die institutionelle Analyse nicht von der Selbstverständlichkeit und Langlebigkeit gesellschaftlicher Ordnungsstrukturen aus, sondern im Gegenteil von ihrer theoretischen Unwahrscheinlichkeit. Sie beschäftigt sich deswegen mit *Geltungsansprüchen* und den Versuchen der Akteure, Dauer sozial zu konstruieren. Historischer Wandel wird demzufolge nicht als die Ausnahme, als Bruch im Kontinuum einer langen Dauer, sondern als der Normalfall behandelt, auch wenn es zu den Aufgaben institutioneller Mechanismen gehört, derartige Brüche symbolisch stillzulegen bzw. unsichtbar zu machen. Auf diese Weise wird die kulturwissenschaftliche Kritik an der Struktur- und Sozialgeschichte aufgenommen und konstruktiv gewendet. Institutionalität ist keine vorgeblich objektive gesellschaftliche Struktur und Gegebenheit, sondern eine sozial konstruierte, labile und veränderbare symbolische Ordnungsleistung, die sich natürlich häufig bis zu einem gewissen Grad objektiviert und damit zu einer „harten“ Restriktion von Handlungsoptionen führt.

Mit dem Instrumentarium einer so verstandenen institutionellen Analyse lassen sich nun die Potentiale einer ‚alteuropäischen‘ Perspektive fruchtbar machen, ohne den Gefahren einer Romantisierung der Vergangenheit oder der Essentialisierung vorgeblicher Strukturen zu verfallen. Die Analyse alteuropäischer Phänomene kann in dieser Hinsicht ebenso deren vorgeblich lange Dauer thematisieren wie die, näher besehen, zahlreichen Brüche; und sie kann die Eigendeutungen der historischen Akteure mit einbeziehen. Plausibel machen lässt sich diese Behauptung am Beispiel einer der zentralen ‚alteuropäischen‘ Sozialformationen, des Adels. Die ältere Geschichtswissenschaft neigte dazu, trotz der Konzedierung von Entwicklungen und Veränderungen die Kontinuität des privilegierten Geburtsstandes vom frü-

²¹ Winfried Müller (Hrsg.), *Das historische Jubiläum. Genese, Ordnungsleistung und Inszenierungsgeschichte eines institutionellen Mechanismus*, Münster 2004.

hen Mittelalter bis zum Ende des *Ancien Régime* zu betonen und hierin ein entscheidendes Signum der Epoche zu sehen. Für Dietrich Gerhard wandelte sich im hohen Mittelalter mit dem Rittertum „der alte Feudaladel zu einem Stand mit voller Anerkennung“²², wobei diese ständische Ordnung bis zum Ende des *Ancien Régime* erhalten blieb. Dagegen wird in jüngster Zeit die Frage gestellt, ob es „die“ Nobilitas überhaupt je gegeben oder ob es sich nicht im Wandel der Zeiten um ganz verschiedene soziale Gruppen gehandelt habe, um eine soziale Position, die immer wieder neu besetzt, ja neu konstruiert werden musste²³. In diesem Sinne spricht Josef Morsel provozierend von der „Erfindung des Adels“ im Spätmittelalter, von der Soziogenese einer vermeintlich seit langem bestehenden Gruppe in einer Zeit, als ihre Herrschafts- und Statusprivilegien von der entstehenden Territorialherrschaft und von den erfolgreichen Städten zunehmend angefochten worden seien. Eine „Gesamtheit soziopolitisch dominierender Menschen“, die sich in der Regel als adelig bezeichneten, habe es auch vorher gegeben; das soziale Gefüge ‚Adel‘ in seiner Gesamtheit jedoch, für Außenstehende und Insider identifizierbar über begriffliche Denomination ebenso wie durch die soziale Praxis von Turnieren, Adelsgesellschaften, Einungen und Totengedenken (*Memoria*), sei erst eine Erscheinung der Zeit um 1400²⁴. Von der Konstruktion adeliger Dignität und Anciennität legen prachtvolle Geschlechterbücher Zeugnis ab; ihre großartigen Genealogien reichen mindestens bis zu den römischen Senatoren und Cäsaren, nicht selten bis nach Troja oder gar bis zum Stammvater Noah zurück²⁵. Besonders taten sich hier niederadlige oder städtisch-patrizische Familien hervor, deren adlige Qualität umstritten war. Wie sehr der Adel ein immer wieder neu arrangiertes soziales Konstrukt war, beweist umgekehrt auch seine Wandlungs- und Adaptionsfähigkeit noch an der Schwelle zur Moderne. Trotz der allmählichen Erosion seiner Privilegien gelang es z. B. dem sächsischen Adel nach neueren Untersuchungen gar nicht so schlecht, sich flexibel an die Erfordernisse einer modernen, pluraleren Welt anzupassen²⁶ – vielleicht auch Ergebnis der Tatsache, dass er bereits seit Jahrhunderten immer neue Anpassungsleistungen vollbracht hatte, obwohl er mit Hingabe das Selbstbild des uralten und traditionsverhafteten Standes pflegte. Die hier nur angedeutete Gemengelage von Wandel und Beharrung lässt sich allein in einer alteuropäischen Per-

²² D. Gerhard, *Abendland* (Anm. 17), 77.

²³ Otto Gerhard Oexle/Werner Paravicini (Hrsg.), *Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa*, Göttingen 1997, 19 f.

²⁴ Joseph Morsel, *Die Erfindung des Adels. Zur Soziogenese am Ende des Mittelalters – das Beispiel Frankens*, in: *Nobilitas* (Anm. 23), 312–375.

²⁵ Gert Melville, *Vorfahren und Vorgänger. Die Genealogie als Legitimation dynastischer Herrschaft im Spätmittelalter*, in: *Die Familie als sozialer und historischer Verband*, hrsg. von Peter-Johannes Schuler, Sigmaringen 1987, 203–309.

²⁶ Josef Matzerath, *Adelsprobe an der Moderne. Sächsischer Adel 1763 bis 1866. Entkonkretisierung einer traditionellen Sozialformation*, Stuttgart 2006.

spektive angemessen erfassen, in einer Perspektive freilich, die bereit ist, der betrachteten Zeitspanne eine große Dynamik zuzubilligen.

III. Alteuropa – Brücke über Luther und Gutenberg hinweg?

Fragen wir vor dem Hintergrund des bisher Dargelegten weiter nach dem Nutzen einer alteuropäischen Perspektive in der Konfrontation mit zwei der wichtigsten Zäsuren herkömmlicher Periodisierung. Dabei ist wiederum zu betonen, dass es nicht um eine ersetzende Alternative, sondern um eine mögliche ergänzende Dimension der Betrachtung geht.

1. Das Zeitalter der Heterodoxie und der Laienfrömmigkeit

1517, das Jahr von Luthers Thesen, markiert eine jener Zäsuren, die Alteuropa in einen spätmittelalterlichen und einen frühneuzeitlichen Teil zerschneidet – unbeschadet der fragwürdigen Faktizität des „Thesenanschlags“. Seit jeher gehörten freilich die zeitlich vorgelagerten Jahrzehnte in die Dramaturgie der Reformationserzählung hinein, im Sinne einer Vorgeschichte, die das eigentliche Ereignis erst verständlich macht. Dominant waren, jedenfalls im protestantischen Lager, jene „Pulverfasstheorien“, wonach sich im Spätmittelalter allmählich genügend Sprengstoff für die alte Kirche angesammelt hatte (etwa in Form moralischer Verrottung des Klerus), der dann vom Sprengmeister Luther zur rechten Zeit zur Explosion gebracht werden konnte²⁷. Spätestens mit Bernd Moellers inzwischen klassischer Skizze über „Frömmigkeit in Deutschland um 1500“ aus dem Jahr 1965 begann sich dann eine positivere Verkopplung von Spätmittelalter und Reformation Bahn zu brechen. Seit den 1990er Jahren entwickelte sich eine große Palette von Deutungen, die die Reformation in einen längerfristigen Strukturwandel einbetteten: dazu gehörte die Charakterisierung des Zeitalters als ‚*Temps des Réformes*‘ durch Heinz Schilling ebenso wie der Versuch des Brückenschlags mit dem Konzept der ‚normativen Zentrierung‘ durch den Kirchenhistoriker Berndt Hamm oder – *ex negativo* – die Verklammerung von Spätmittelalter und Reformation in Hans-Jürgen Goertz’ These vom Antiklerikalismus. Alle diese Zugriffe verbinden eine längerfristige Betrachtungsperspektive mit der Betonung eines qualitativen Sprungs durch die Reformation²⁸. Freilich konzentrieren sie sich dabei auf das un-

²⁷ Bernd Moeller, Die Rezeption Luthers in der frühen Reformation, in: Reformationstheorien. Ein kirchenhistorischer Disput über Einheit und Vielfalt der Reformation, hrsg. v. Berndt Hamm/Bernd Moeller/Dorothea Wendebourg, Göttingen 1995, 13, im Anschluss an Johannes Haller, Der Ursprung der Reformation, Tübingen 1917.

²⁸ Vgl. statt vieler Einzelnachweise die konzise Diskussion bei Olaf Mörke, Die Reformation. Voraussetzungen und Durchsetzung, München 2005, 82 ff.

mittelbare Jahrhundert vor der Reformation, mögen die Überschriften auch z. T. weiter in der Zeit zurückgreifen. Das mag dem Ziel einer Erklärung des Reformationsgeschehens angemessen sein. Die Einnahme einer alteuropäischen Perspektive jedoch bietet die Chance, aus dem Bannkreis Luthers herauszutreten und zu fragen, ob die Fixierung auf diese „Hauptveränderung im Zustande der christlichen Religion“ (Johann Matthias Schroeckh 1804) nicht von anderen Hauptmerkmalen der abendländischen Religionsgeschichte ablenkt, die ebenfalls der Betrachtung wert sind.

Dietrich Gerhard hatte eine eindeutige, freilich eher konventionelle Antwort auf diese Frage. Sein institutionengeschichtlicher Blick richtete sich auf die Kirche als eigenständige geistliche Anstalt mit universalem Anspruch, die sich mit dem Reformpapsttum des 11. Jahrhunderts formiert und die Bevormundung der weltlichen Macht abgeschüttelt habe. Zwar habe nun die Reformation einen „ungeheuren Umbruch“ dargestellt. Mit dem Blick auf Institutionalisierungsprozesse könne dieser jedoch entdramatisiert werden: „Wir fragen: Welche Institutionen in den Ländern der Reformation ersetzen die eine allumfassende Kirche?“ Die Strömungen der radikalen Reformation einmal beiseitegelassen, „muss die Antwort lauten: zahlreiche Territorialkirchen“²⁹. In seiner Darstellung der ‚neuen Zeit‘ scheint Heinz Schilling dieser Fährte zunächst zu folgen, indem er den grundsätzlichen Dualismus von Kirche und Welt als (alt-)europäischem Zivilisationstypus herausstellt. Dann aber schlägt er einen neuen, interessanten Pfad ein und stellt seine weiteren Ausführungen unter das Motto „Häresie und Reformen, Reformation und Konfessionalisierung“³⁰.

„Häresie“ – mit diesem Stichwort eröffnet sich der Blick auf jene Institution, die – nach einer Experimentierphase im 12. Jahrhundert – in den 1230er Jahren Gestalt gewann, um die der Kirche gefährlichen, großen Ketzerereien des Hochmittelalters zu bekämpfen: auf die Inquisition. Diese Inquisition nun darf als ein wahrhaft ‚alteuropäisches‘ Phänomen gelten, wenn sie auch ihre Gestalt in der Neuzeit weitgehend änderte, indem sie sich 1478 in Spanien und 1536 in Portugal als staatliche Inquisition formierte bzw. indem sich die Römische Inquisition 1542 als eine päpstliche Behörde reorganisierte. Bis heute bleibt das Studium der mittelalterlichen Inquisition fast völlig von demjenigen ihrer neuzeitlichen Töchter getrennt³¹. Dabei weist jedoch ihr institutioneller „Markenkern“ in Gestalt der Inquisitoren und vor allem in Gestalt des inquisitorischen Verfahrens ein hohes Maß an Kontinuität auf.

²⁹ D. Gerhard, Das Abendland (Anm. 17), 153.

³⁰ H. Schilling, Die neue Zeit (Anm. 9), 457 ff. bzw. 461 ff.

³¹ Das gilt selbst für *Francisco Bethencourt*, *The Inquisition. A Global History, 1478–1834*, Cambridge 2009; ein epochenübergreifender Versuch bei Gerd Schwerhoff, *Die Inquisition. Ketzerverfolgung in Mittelalter und Neuzeit*, 3. Aufl., München 2009.

War die Inquisition auch keineswegs jene allmächtige Superorganisation, als die sie in gegenwärtigen Debatten bisweilen erscheint, so handelt es sich dabei doch ebenso wenig um ein peripheres Phänomen. Im Gegenteil, von der Inquisition lassen sich Verbindungsfäden zu zentralen Entwicklungen der abendländischen Religionsgeschichte ziehen. In gewisser Weise verkörpert sie einen Paradigmenwechsel weg vom Christentum als Religion einiger klerikaler oder mönchischer Virtuosen hin zu einer Intensivierung der Frömmigkeit auch unter den Laien. Die großen Häresien der Katharer und der Waldenser stehen für die gestiegenen religiösen Bedürfnisse und Ansprüche, aber auch für das größere Selbstbewusstsein der Laienkultur gegenüber Kirche und Klerus. Repression und Ausgrenzung gegenüber heterodoxen Strömungen waren bekanntlich nur die eine Seite der kirchlichen Reaktion auf diese Ansprüche. Auf der Rückseite der Medaille lassen sich eine Intensivierung von Predigt und Katechese für christliche Gemeinden beobachten, und es ist eine ebenso bekannte wie bezeichnende Tatsache, dass für beide Aspekte, für Repression und Seelsorge, in erster Linie die Bettelorden zuständig waren. Vor diesem Hintergrund entwickelte sich jene den Menschen zugewandte und an praktisch-ethischen Prinzipien orientierte Frömmigkeitstheologie, die nach der These von Berndt Hamm die Brücke zum Zeitalter der Reformation und der Konfessionalisierung schlug. In Umprägung einer Begriffsbildung des französischen Historikers Jean Delumeau könnte man auch von einer „ersten Fundamentalverchristlichung“ sprechen, die dann mit der beginnenden Neuzeit gleichsam ihre zweite Stufe erreichte³².

Es ist kein Zufall, dass die hier nur kurz skizzierten Elemente religiöser Laienbildung zwischen Repression und Katechese an das Programm der Konfessionalisierung erinnern, das neuere Forschung im Anschluss an Wolfgang Reinhard und Heinz Schilling den konkurrierenden Kirchen der frühen Neuzeit zuschreibt. Ganz auf der Linie von Gerhard betont die neuere Konfessionalisierungsforschung nicht die Unterschiede, sondern die Gemeinsamkeiten der Bekenntnisse. In scharfer Konkurrenz zueinander durchlebten Katholizismus, Luthertum und Reformierte in gleicher Weise einen Prozess der inneren Konsolidierung und Identitätsbildung; dieser umfasste unter anderem die Gewinnung klarer Leitideen und Normen, die dann durch vielfältige Text- und Bildmedien, durch gemeinschaftsbildende religiöse Riten und durch die Schaffung neuer Sozialisationsinstanzen verankert wurden³³. Diese Entwicklung ließe sich durchaus als Prozess der Institutionalisierung der neuen Konfessionen reformulieren. Aus Sicht der institutionellen Analyse ist dabei besonders interessant, dass alle Bekenntnisse wiederum mit einem Spannungsverhältnis umzugehen hatten: Sie mussten

³² Jean Delumeau, *Le catholicisme entre Luther et Voltaire*, 6. Aufl., Paris 1996.

³³ Wolfgang Reinhard, *Zwang zur Konfessionalisierung? Prolegomena zu einer Theorie des konfessionellen Zeitalters*, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 10 (1983), 257–277.

ein eigenes neues Profil herausbilden, zugleich aber ihre Anbindung an die alte, urchristliche Tradition betonen, um einen Legitimitätsvorsprung gegenüber den Konkurrenten zu behaupten. Denn auch die neuen Bekenntnisse wollten ja nichts Neues erschaffen, sondern die Wiederherstellung (*reformatio*) der wohlverstandenen alten Ordnung. So stellten sie sich in die Tradition mittelalterlicher Ketzer wie Jan Hus und John Wyclif, in denen sie die Märtyrer der wahren Kirche in den Jahrhunderten der Finsternis sahen. Auf der anderen Seite bildete das Luthertum eine eigene Erinnerungskultur aus, in der Luther den Platz der katholischen Heiligen einnahm und in der Reformationsjubiläen die Identität des eigenen Bekenntnisses bekräftigen sollten³⁴. Aber auch der Katholizismus musste sich neu „erfinden“, wie Gérald Chaix am Beispiel der Stadt Köln gezeigt hat³⁵. Aus dem mittelalterlichen „Hilligen Cöllen“, einer Stadt, die sich durch einen Überschuss an kirchlichen Instituten, Patronen und Reliquien auszeichnete, wurde eine Vormacht der römischen Kirche, deren Bewohner nach und nach eine dominant katholische Identität ausprägten und die neuen liturgischen und ikonographischen Ausdruckformen nachtridentinischer Frömmigkeit lebten. Erst aus der Rückschau des späten 18. Jahrhunderts, jener Sattelzeit, in der die christliche Prägung sich deutlich abschwächte, wurde diese Modernisierungsleistung als Zeichen von traditionalistischer Verkrustung verurteilt. Hier ist der alteuropäische Blick geeignet, die Eigenwahrnehmung der zeitgenössischen Akteure zu hinterfragen und herkömmliche Gewissheiten in Frage zu stellen.

2. Alteuropa als Aktenzeitalter

Nicht Luther und die Reformation, und auch nicht Kolumbus und der Aufbruch in die ‚neue Welt‘ schärfen heute das Profil der frühen Neuzeit und ihre Abgrenzung vom Mittelalter am eindrucklichsten. Vielmehr ist es Gutenberg, der „Millenium-Man“ („Time Magazine“), dessen Erfindung im wahrsten Sinn als epochemachend gilt. Gerade im Zeichen einer Hochkonjunktur der Kommunikations- und Mediengeschichte liegt es nahe, die Geschichte in eine Zeit vor der Geschichte des Buchdrucks und eine Zeit danach einzuteilen. Alternativen haben angesichts der Suggestionskraft der Medienrevolution um 1500 einen schweren Stand, auch wenn Mediävisten

³⁴ Martina Hartmann, Humanismus und Kirchenkritik. Matthias Flacius Illyricus als Erforscher des Mittelalters, Stuttgart 2001; Robert W. Scribner, For the Sake of Simple Folk. Popular Propaganda for the German Reformation, 2. Aufl., Oxford 1994; Susanne Rau, Geschichte und Konfession. Städtische Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur im Zeitalter von Reformation und Konfessionalisierung in Bremen, Breslau, Hamburg und Köln, Hamburg/München 2002, 480 ff.

³⁵ Gérald Chaix, Von der Christlichkeit zur Katholizität. Köln zwischen Traditionen und Modernität (1500–1648), in: Frühe Neuzeit – frühe Moderne? Forschungen zur Vielschichtigkeit von Übergangsprozessen, hrsg. v. Rudolf Vierhaus, Göttingen 1992, 232–244.

gelegentlich wider den Stachel locken: So hob Heinz-Dieter Heimann gegen eine Postgeschichte, die ihren Ausgang am Beginn der Neuzeit nimmt, die Bedeutung des städtischen Botenwesens hervor; und Uwe Neddermeyer datierte auf der Grundlage breitester empirischer Recherchen zu spätmittelalterlichen Handschriften den Beginn des Buchzeitalters auf 1370 vor³⁶. Aber das Paradigma der Medienrevolution bleibt doch im Wesentlichen unerschüttert.

Eine alteuropäische Perspektive kann hier wiederum andere Akzente setzen. Es ist durchaus möglich, den Beginn Alteuropas mit einer medienhistorischen Zäsur einsetzen zu lassen, nämlich dem Durchbruch des Aktenzeitalters gegenüber dem vorherigen Urkundenzeitalter. Zwar setzt die klassische „Einführung in die Archivkunde“ den Beginn des „eigentlichen“ Aktenzeitalters erst an den Beginn des 16. Jahrhunderts, doch ist diese Datierung erkennbar vom Bemühen um eine Synchronisierung mit der überkommenen Epochen-Trias getragen. Cornelia Vismanns *tour de force* durch die Geschichte der Akten setzt dagegen, wohl angemessener, den Anfang der nachrömischen Aktenführung, deren Kontinuität durch das Zeitalter der Urkunden abbrach, auf die Zeit um 1200. Sie verdichtete sich, kein Zufall, in den Registern des süditalienischen „Proto-Staates“ des Stauferkaisers Friedrich II.³⁷ Keine Frage, dass sich hier pionierhaft Züge der Verschriftlichung von Herrschaft und Verwaltung verkörperten, die sich in den nächsten Jahrhunderten durchsetzen und moderne Staatlichkeit begründen sollten. Institutionalisierung von Herrschaft in alteuropäischen Dimensionen setzten diese neuen Formen des Schriftgebrauchs voraus. Dabei ist der Begriff „Akte“ kaum präzise zu definieren, eigentlich nur eine Chiffre für ein breites Feld von Schriftstücken wie Register, Amts- und Geschäftsbücher, Protokolle, Rechnungen und Briefe, das eine stärkere räumliche Konzentration und Organisation (Kanzlei, Archiv) und einen höheren Grad von Expertentum (Schreiber, Archivare) erzwingt. Dabei ist dieser kurze Blick auf die Sphäre der Herrschaftsorganisation lediglich ein Ausschnitt auf das Anwachsen der ‚pragmatischen Schriftlichkeit‘, auf den Verschriftlichungsschub in allen Bereichen der mittelalterlichen Gesellschaft wie Bildung, Ökonomie und Gesellschaft, der um 1200 zu beobachten ist³⁸.

³⁶ Hans-Dieter Heimann, „Briededregher“. Kommunikations- und alltagsgeschichtliche Zugänge zur vormodernen Postgeschichte und Dienstleistungskultur, in: Kommunikation und Alltag in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. Internationaler Kongress, Krems an der Donau, 9. bis 12. Oktober 1990, Wien 1992, 251–291; Uwe Neddermeyer, Von der Handschrift zum gedruckten Buch. Schriftlichkeit und Leseinteresse im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Quantitative und qualitative Aspekte, 2 Bde., Wiesbaden 1998.

³⁷ Eckhart G. Franz, Einführung in die Archivkunde, 4. überarb. Aufl., Darmstadt 1999, 52; Cornelia Vismann, Akten. Medientechnik und Recht, Frankfurt am Main 2000, 127 ff.

³⁸ Pars pro toto Hagen Keller (Hrsg.), Pragmatische Schriftlichkeit im Mittelalter. Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen, München 1992.

Zu den Pionieren dieses neuen Mediums gehört jene Institution zur Bekämpfung religiöser Abweichung, von der bereits die Rede war: die Inquisition. Von Beginn an gehört zu ihren markanten Eigenheiten ihre imposante Aktenführung. Systematisch wurden Daten erhoben, gespeichert und so über Register verknüpft, dass die Inquisitoren in der beängstigenden Datenflut die Übersicht behalten konnten, jederzeit Namen, Ereignisse und Orte präsent haben konnten, die zu neuen Erkenntnissen passten³⁹. Das Inquisitionsarchiv als das Gedächtnis der Ketzerfolger war gleichsam – neben den Handbüchern, die das Verfahren festhielten – ihr institutioneller Kern, und nicht zufällig waren diese Archive das Ziel gegnerischer Zerstörungsversuche.

Dabei hat die Inquisition ihre Techniken der Verschriftlichung kaum erfunden, sondern dürfte sie kopiert haben aus der lebensweltlichen Umwelt, die insbesondere die Bettelordensangehörigen besonders adressierten: die Stadt als Vorreiterin pragmatischer Schriftlichkeit. Mit einer gewissen Verspätung gegenüber Oberitalien differenziert sich auch in den Städten des Reiches das Schriftwesen im 13. Jahrhundert in zuvor unbekanntem Ausmaß aus. Nehmen wir als Beispiel den „inquisitionsnahen“ Bereich der städtischen Strafverfolgung⁴⁰. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts finden wir hier die schriftlichen Niederschläge der Verfolgungspraxis: „Verfestungen“, Ächtungen oder Proskriptionen, mit deren Hilfe flüchtige Straftäter vor Gericht gezwungen werden sollten; Verbannungsurteile, bei denen die Namen der Exilierten in Stadtbüchern nachgehalten wurden; oder Urfehlen, Racheverzichtserklärungen aus der städtischen Haft Entlassener, die ebenfalls, zunächst als Urkunden, dann in eigenen Büchern, im Archiv nachgehalten wurden. Schnell traten eigene Malefizbücher gleichsam als „Buchhaltung“ der peinlichen Justiz hinzu, und schon aus dem ausgehenden Mittelalter sind Verhör- und Zeugenprotokolle überliefert. So hat sich am Ausgang des Mittelalters ein ganz eigenes Universum von Gerichtsakten ausdifferenziert. Ähnliches gilt für den Bereich des „gesetzten“ Rechtes. Auch auf dem Feld der statuarischen Normengebung und der „guten Policey“ hat die Stadt im späten Mittelalter Pionierfunktion. Das Zusammenleben vieler Menschen auf kleinstem Raum brachte neue Herausforderungen an die gesellschaftliche Ordnung, die nicht mehr mit den informellen Regelungen der alten ‚face-to-face‘-Gesellschaft bewältigt werden konnten. Es kam zu neuen, obrigkeitlichen Versuchen einer ‚Sozialregulierung‘, die einst Gerhard Oestreich als Vorstufe der vieldiskutierten ‚Sozialdisziplinierung‘ ausmachte. Ihren Niederschlag fanden sie in jener Vielzahl von Polizeiordnun-

³⁹ Thomas Lentjes/Thomas Scharff, Schriftlichkeit und Disziplinierung. Die Beispiele Inquisition und Frömmigkeit, in: Frühmittelalterliche Studien 31 (1997), 233–251.

⁴⁰ Gerd Schwerhoff, Aktenkundig und gerichtsnotorisch. Einführung in die notorische Kriminalitätsforschung, Tübingen 1999, 27 ff.

gen, die seit dem 14. Jahrhundert in deutschen Städten anzutreffen sind und die bereits im 15. Jahrhundert – gut beobachtbar im Medium der von Karl Härter und Michael Stolleis herausgegebenen Repertorien der deutschen Polizeiodnungen – einen beträchtlichen Umfang erreicht haben.

Erst seit ca. 1500 diffundieren die neuen Formen pragmatischer Schriftlichkeit in Deutschland von der Stadt in den Territorialstaat, und ebenso treten neben die städtischen jetzt territorialstaatliche Polizeiodnungen⁴¹. Ob man hier lediglich ein quantitatives Wachstum sieht oder ob man der Meinung ist, dass angesichts dieses Wachstumssprungs Quantität in Qualität umschlägt, mag dahingestellt bleiben. Das Prinzip pragmatischer Schriftlichkeit, auf dem für die nächsten Jahrhunderte Ökonomie, Politik, Religion und Kultur basieren, jedenfalls war schon länger bekannt und praktiziert. Durch den Druck, denken wir nur an das Formular oder die gedruckten Ordnungen, erhielt es noch einmal einen kräftigen Schub. Aber die Akte blieb doch ein markantes Signum des Zeitalters. Hier freilich wird man einwenden können, dass das Aktenzeitalter kaum insgesamt um 1800 zu Ende ging. In der Moderne könnte man vielmehr im Büro die Apotheose einer Herrschaft der Akten erblicken⁴². Für den Bereich des Strafrechts freilich ist spätestens in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine scharfe Zäsur auszumachen. Der geheime und schriftgestützte Inquisitionsprozess, wie er jahrhundertlang praktiziert worden war, wurde – jedenfalls idealtypisch – abgelöst von der öffentlich und mündlich geführten Verhandlung. Was die liberale Öffentlichkeit forderte und feierte, betrübt den nachgeborenen Historiker eher, denn ihm geht eine seiner wichtigsten Quellengattungen verloren.

IV. Resümee

In der Geschichte gibt es nach einem Wort Droysens ebenso wenig Epochen wie auf dem Erdkörper Linien des Äquators. Immer handelt es sich dabei um von Zeitgenossen und Nachgeborenen oktroyierte Kategorien, mit dem Ziel, der verwirrenden Vielfalt historischer Phänomene und Ereignisse eine temporale Ordnungsstruktur zu unterlegen und einen kulturellen Sinn zu verleihen. Dabei konstituiert sich dieser Sinn stets in Bezug auf die je eigene Gegenwart und die Kulturbedeutung, die einem bestimmten Abschnitt der Vergangenheit für diese Gegenwart zugeschrieben wird⁴³. Das Epochen-

⁴¹ *Thomas Simon*, Krise oder Wachstum? Erklärungsversuche zum Aufkommen territorialer Gesetzgebung am Ausgang des Mittelalters, in: *Wirkungen europäischer Rechtskultur. Festschrift für Karl Kroeschell zum 70. Geburtstag*, hrsg. v. Gerhard Köbler/Hermann Nehlsen, München 1997, 1201–1217.

⁴² *C. Vismann*, Akten (Anm. 37), 267.

⁴³ *Friedrich Jaeger*, Epochen als Sinnkonzepte historischer Entwicklung, in: *Zeit deuten. Perspektiven – Epochen – Paradigmen*, hrsg. v. Jörn Rüsen, Bielefeld 2003, 313–354.

konzept ‚Alteuropa‘ macht in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Die damit verbundenen Sinnzuschreibungen sind mit schwerem ideologischem Gepäck befrachtet und erweisen sich schnell als außerordentlich widersprüchlich, schwankend z. B. zwischen einer Gründungserzählung für die moderne freiheitliche Gesellschaft und einer romantischen Verklärung des ganzheitlicheren Gestern. Obwohl mit dem Konzept zweifellos der Impuls verbunden war, überkommene Anachronismen zu überwinden, bleibt es doch selbst ein Anachronismus. Das freilich trifft ebenso die meisten anderen Epochenkonzepte, zumal die herkömmliche Epochentrias. Man denke nur an den vieldeutigen ‚Mittelalter‘-Begriff, vielgeschmäht und so heftig dekonstruiert, dass jeder Historiker eigentlich erröten müsste, der ihn als wissenschaftlichen Ordnungsbegriff ernsthaft verteidigen wollte⁴⁴. Gleichwohl scheint er ebenso wie seine Geschwister ‚Antike‘ und ‚Neuzeit‘ unverwundlich. Dafür wird man vielerlei Gründe dingfest machen können, nicht zuletzt sehr pragmatische: Nach wie vor hat die Epochentrias die Kraft, im Dialog mit der Gegenwart bestimmte Phänomene und Ereignisse der Vergangenheit sinnhaft und sinnvoll zu ordnen. Ihr Exklusivitätsanspruch freilich ist längst auf der Strecke geblieben. Hier kommt nun ‚Alteuropa‘ ins Spiel, und das ebenfalls zunächst in einem sehr pragmatischen Sinn. Viele historische Subdisziplinen – erinnert sei nur an die historische Urbanistik, die Ständeforschung, die Forschung zu Aufständen und Unruhen – benötigen einfach ein alternatives epochales „Brückenkonzept“, weil sich ihre Forschungsergebnisse nicht in das Prokrustesbett der herkömmlichen Matrix pressen lassen. Dabei geht es nicht um die Postulierung einer harten Alternative, sondern um eine ergänzende Perspektivierung des Blicks.

Allein mit Pragmatik und ganz ohne konzeptuelle Konturen geht es allerdings nicht. Ein interessantes Potential in dieser Hinsicht hat Dietrich Gerhards von ‚Institutionen‘ ausgehender Entwurf. Freilich sollte dieses Konzept, so die vorausgegangenen Überlegungen, durch neuere institutionenanalytische Ansätze ergänzt und geschärft werden. Stärker als bei den herkömmlichen Epochenkonzepten kommen damit auch die Sinnkonstruktionen und Eigengeschichten der historischen Akteure selbst in den Blick und damit die doppelte Gebundenheit von Periodisierungen an gegenwärtige und vergangene kulturelle Sinnzuweisungen. Vielleicht ließe sich so ein Problem entschärfen oder gar produktiv wenden, das in der Darstellung ebenfalls deutlich geworden ist, nämlich die chronologischen Unschärfen an den Rändern Alteuropas. Während sich die herkömmlichen Periodisierungen im Zweifel immer noch zentraler Personen (Gutenberg! Luther!) und wichtiger Taten (Thesenanschlag!), zentraler Ereignisse und Ereignissequenzen (Französische Revolution!) als Eckpunkte bedienen können, scheidet diese bequeme Möglichkeit bei der auf anonymere Prozesse und Strukturen aus-

⁴⁴ Valentin Groebner, *Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen*, München 2008.

gerichteten alteuropäischen Perspektive aus. Sie benennt eher die Kernpunkte vergangener Sinninformationen, die an den chronologischen Rändern nach „vorne“ und nach „hinten“ gleichsam ausfransen. Der Adel, um ein bereits bemühtes Beispiel noch einmal aufzugreifen, geriet lange vor der Abschaffung von feudalen Privilegien verstärkt unter Legitimationsdruck, bewies aber andererseits im Transformationsprozess der späteren Neuzeit eine überraschende Beharrungskraft. So gesehen ragen alteuropäische Phänomene weit in die Moderne hinein. Und auch das Konzept ‚Alteuropa‘ sollte, bei allen anachronistischen Zügen, in der Geschichtswissenschaft noch lange nicht abgeschrieben werden.

Das Alteuropa-Konzept in der „Zeitschrift für historische Forschung“

Von Barbara Stollberg-Rilinger

Als der US-amerikanische Verteidigungsminister Donald Rumsfeld zu Beginn des Jahres 2003 vom „Alten Europa“ sprach, da tat er das in polemischer Absicht, um die ablehnende Haltung Deutschlands und Frankreichs gegenüber dem bevorstehenden Irakkrieg zu desavouieren. Sein Diktum von „Old Europe“ hatte eine trivial-geschichtstheoretische Note: das „Alte Europa“ – ein dekadentes *Ancien Régime*, dessen Zeit sich dem Ende zuneigt und das durch den Aufstieg eines „Neuen Europa“ zum Untergang verurteilt ist. Vermutlich wusste Donald Rumsfeld nicht, in welche Tradition er sich stellte: Schon im Kommunistischen Manifest hatten die Mächte des „alten Europa“ ihrem Untergang entgegengesehen¹. Jedenfalls mobilisierte sein Diktum in Deutschland eine demonstrative Identifikation mit dem Geschmähten². Doch auch in der positiven Identifikation schweben zugleich unvermeidlich Spätzeit-Assoziationen mit.

Die geschichtsphilosophischen, identifikationsstiftenden und zugleich gegenwartskritischen Konnotationen des Ausdrucks liegen auf der Hand. Anders als andere Epochenbegriffe verbindet ‚Alteuropa‘ explizit Zeit und Raum und versteht diese Verbindung zugleich mit einer melancholisch-nostalgischen Note. Er suggeriert die Einheit einer historischen Epoche, eines geographischen Raumes und einer politisch-sozialen Kultur – die zwar einerseits der Vergangenheit angehört, andererseits aber in der Gegenwart noch als Tradition oder gar als handlungsleitendes Vermächtnis präsent ist. ‚Alteuropa‘, so legt der Untertitel des einschlägigen Buches von Dietrich Gerhard nahe, ist zugleich „Ursprung und Gegenbild unserer Zeit“, der in kulturkritischer Absicht der Spiegel ihrer eigenen Vergangenheit vorgehalten wird³. Welche Zeiten und Räume aber jeweils genau damit gemeint sind,

¹ Karl Marx/Friedrich Engels, Das Kommunistische Manifest, in: Dies., Werke, Bd. 4, 6. Aufl., Berlin (Ost) 1972 (unveränd. ND der 1. Auflage 1959), 461.

² Vor allem Peter Blickle, Das Alte Europa. Vom Hochmittelalter bis zur Moderne, München 2008, 9, der ausdrücklich auf Rumsfelds Diktum Bezug nimmt.

³ Dietrich Gerhard, Old Europe. A Study in Continuity, 1000–1800, New York u. a. 1981; die deutsche Übersetzung (Freiburg/Würzburg 1985) trägt den irreführenden Titel „Das Abendland, 800–1800. Ursprung und Gegenbild unserer Zeit“. Die Einlei-

bleibt häufig im Vagen. Ist das ‚Alte Europa‘ das Europa Karls des Großen, das des 19. Jahrhunderts oder das der Europäischen Union vor dem Ende des Ost-West-Gegensatzes? Umfasst es die ganze abendländische Geschichte, angefangen bei der griechischen Polis, wie es die Konzeption der ‚alteuropäischen Ökonomik‘ von Otto Brunner nahelegt⁴, oder beginnt es irgendwann im Hoch- oder Spätmittelalter und beschränkt sich auf den lateinischen Westen, wie Dietrich Gerhard es definiert und Peter Blickle mit großer Emphase weiter ausbuchstabiert hat⁵? Oder ist das ‚Alte Europa‘ gar nur mit der Spätphase des Absolutismus, also mit dem ‚Ancien Régime‘ gleichzusetzen, wie die deutsche Übersetzung von Timothy Blannings Buch „The Old Regime Europe“ nahelegt⁶? Der Literaturwissenschaftler Klaus Garber, um noch ein jüngeres Beispiel anzuführen, hat in „Das alte Buch im alten Europa“ gar die Zeit bis 1933 im Auge⁷.

Angesichts solcher Befunde ist zu fragen, ob der Begriff nur eine beliebige einsetzbare kulturkritische Münze ist oder ob die Rede von ‚Alteuropa‘ darüber hinaus ein analytisches Potential besitzt – und wenn ja, worin dieses bestehen könnte⁸. Das wohl wissenschaftlich stichhaltigste und am weitesten verbreitete Konzept bedient sich des Etiketts ‚Alteuropa‘, um die strukturellen Gemeinsamkeiten zwischen hohem bzw. späterem Mittelalter und früher Neuzeit in den Blick zu rücken⁹. Dieses Verständnis von Alteuropa lag auch der Konzeption der „Zeitschrift für historische Forschung“ zugrunde, wie sie im Vorwort zum ersten Band 1974 formuliert, allerdings nicht im Titel

tung von Peter Blickle trägt die Überschrift „Alteuropa“. – Vgl. die noch wichtigeren früheren Aufsätze von Dietrich Gerhard zu diesem Thema: *Ders.*, Zum Problem der Periodisierung der europäischen Geschichte (1956), in: *Ders.*, Alte und neue Welt in vergleichender Gesichtsbetrachtung, Göttingen 1962, 40–56; *Ders.*, Regionalismus und ständisches Wesen als ein Grundthema der europäischen Geschichte (1952), in: ebd., 13–39.

⁴ Otto Brunner, Das „Ganze Haus“ und die alteuropäische Ökonomik, in: *Ders.*, Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte, 2. Aufl., Göttingen 1968, 103–127; vgl. zu Brunners „alteuropäischer Wende“ seit 1945 Reinhard Blänkner, Spät-Alteuropa oder Früh-Neuzeit? Anmerkungen zur Otto-Brunner-Tagung in Trient (19.–21. März 1987), in: Geschichte und Gesellschaft 13 (1987), 559–564. Das Epochenkonzept „von Homer bis Goethe“ scheint noch durch etwa bei Max Kerner, Vom Alten Europa zur Welt der Moderne, in: Europäische Perspektiven, hrsg. v. Winfried Böttcher/Manfred A. Dausen, Münster u. a. 2002, 1–13.

⁵ Vgl. oben Anm. 2 und 3.

⁶ Timothy Blanning, Das Alte Europa 1660–1789. Kultur der Macht und Macht der Kultur, Darmstadt 2006; engl. Originalausg.: The Culture of Power and the Power of Culture. Old Régime Europe 1660–1789, Oxford 2002.

⁷ Klaus Garber, Das alte Buch im alten Europa. Auf Spurensuche in den Schatzhäusern des alten Kontinents, München 2006.

⁸ Vgl. Hans Erich Bödeker/Ernst Hinrichs, Alteuropa – Frühe Neuzeit – Moderne Welt? Perspektiven der Forschung, in: Alteuropa, Ancien Régime, Frühe Neuzeit. Probleme und Methoden der Forschung, hrsg. von dens., Stuttgart-Bad Cannstatt 1991, 11–50, hier 24–30.

⁹ Ähnlich wie es Heinz Schilling in dem Handbuch „Die neue Zeit. Vom Christentum zur Welt der Staaten, 1250 bis 1750“, Berlin 1999, konzipiert hat.

sichtbar gemacht worden ist¹⁰. Die Idee zu der neuen Zeitschrift wurde von Johannes Kunisch, Peter Moraw und Volker Press zu Beginn der 1970er Jahre entwickelt¹¹. Es ging den Gründungsherausgebern ausdrücklich darum, der deutschsprachigen Forschung ein Publikationsforum zu eröffnen, das dem „alteuropäischen Zeitalter“ vom 12. bis zum frühen 19. Jahrhundert gewidmet ist. Sie grenzten dieses Zeitalter von zwei anderen „nachantiken“ Epochen ab: einerseits dem „archaischen“ Zeitalter bis zum 11./12. Jahrhundert, andererseits dem „industriellen“ Zeitalter vom 18./19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Die Herausgeber hielten die „Zusammenfassung zweier Teilperioden der allgemeinen Geschichte nicht nur [für] begründbar, sondern geradezu [für] geboten“. Sie beriefen sich dabei auf die Ergebnisse der jüngeren Sozial- und Verfassungsgeschichte, die „mit dem Instrumentarium einer flexiblen, historisch differenzierenden Begrifflichkeit das innere Gefüge, d. h. die strukturelle Eigenständigkeit, einer sowohl zeitlich als auch geographisch abgrenzbaren Figuration aufgedeckt und nachgewiesen“ habe, und bezogen sich dabei explizit auf Otto Brunner und den Alteuropa-Begriff, der „als Verständigungshypothese Gültigkeit“ habe¹², um – über alle Vielfalt als dem Hauptkennzeichen der europäischen Geschichte hinweg – doch Gleichartiges sichtbar zu machen. Zugleich ging es den Herausgebern darum, das an der modernen, ausdifferenzierten Industriegesellschaft gewonnene methodisch-theoretische Instrumentarium kritisch aufzugreifen und auf seine Tauglichkeit für die ganz andersartigen vormodernen Phänomene hin zu prüfen. Über die zunehmende binnendisziplinäre Spezialisierung hinweg gelte es die „Einheit des historischen Prozesses“ wieder ins Bewusstsein zu rufen. Damit griffen die Herausgeber implizit die Kritik Otto Brunners am „modernen Trennungsdenken“ auf, das die Differenzierung zwischen Staat und Gesellschaft, Religion und Politik usw. in die Vormoderne projiziere und damit den historischen Phänomenen Gewalt antue. Zugleich betonten sie aber durchaus auch den Beitrag des ‚alteuropäischen Zeitalters‘ für die „Entstehung der modernen Welt“.

¹⁰ Vgl. das Vorwort des ersten Bandes, Berlin 1974, S. 1–2; sowie *Peter Moraw / Volker Press*, Probleme der Sozial- und Verfassungsgeschichte des Heiligen Römischen Reiches im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit (13.–18. Jahrhundert). Zu einem Forschungsschwerpunkt, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 2 (1975), 95–108; *Johannes Kunisch*, Alteuropa – Ursprung der Moderne, in: *Deutschland in Europa. Kontinuität und Bruch. Gedenkschrift für Andreas Hillgruber*, hrsg. v. Jost Dülffer / Bernd Martin / Günter Wollstein, Berlin 1990, 21–36; *Ders.*, L’ancien régime. Das Ende Alteuropas, in: *Spätzeit. Studien zu den Problemen eines historischen Epochenbegriffs*, hrsg. v. dems., Berlin 1990, 159–184. Daran knüpft die Konzeption der Festschrift zu Johannes Kunischs 65. Geburtstag an: *Helmut Neuhaus / Barbara Stollberg-Rilinger* (Hrsg.), *Menschen und Strukturen in der Geschichte Alteuropas*, Berlin 2002.

¹¹ Zum Kreis der Gründungsherausgeber gehörten neben den Hauptinitiatoren Johannes Kunisch, Peter Moraw und Volker Press noch Klaus Luig als Rechtshistoriker und Horst Stuke († 25. Dezember 1976) als Sozial- und Wirtschaftshistoriker.

¹² Allerdings berief man sich dabei nicht ganz zu Recht auf Brunner, der das Alte Europa chronologisch viel weiter auslegte und die alteuropäische Ökonomik beispielsweise mit Aristoteles und Xenophon beginnen ließ.

Bei der Gründung der Zeitschrift konnte man noch schreiben, dass dieser alteuropäischen Epoche in Deutschland wesentlich weniger Aufmerksamkeit geschenkt werde als den beiden „Randepochen“, dem Früh- und Hochmittelalter einerseits und der Moderne andererseits, während das in der englischen, amerikanischen und französischen Forschung ganz anders sei. Auch wenn sich das mittlerweile gründlich geändert hat und Spätmittelalter und Frühneuzeit keine Stiefkinder der deutschen Geschichtswissenschaft mehr sind, so ist die ZHF doch bis heute die einzige deutschsprachige historische Fachzeitschrift geblieben, die ausschließlich dem europäischen Spätmittelalter und der frühen Neuzeit gewidmet ist.

Wenn man, wie es in dem vorliegenden Band – nicht zufällig wiederum im institutionellen Rahmen der ZHF – geschieht, nach dem Sinn und der Wirkmächtigkeit des ‚Alteuropa‘-Konzepts fragt, liegt es daher nahe, einmal die Frage nachzugehen, welchen Beitrag diese Zeitschrift zur Aufnahme und Verbreitung dieses Konzepts geleistet hat und inwiefern es sich in den mittlerweile 38 Jahrgängen der ZHF tatsächlich wiederfinden lässt. Es soll also einmal untersucht werden, wann und wo das Etikett ‚Alteuropa‘ bzw. ‚alteuropäisch‘ in der ZHF auftaucht, und zum anderen allgemeiner, wie viele Beiträge die Epochen des Spätmittelalters und der Frühneuzeit in irgendeiner Hinsicht als strukturelle Einheit thematisieren. Dabei handelt es sich wohlgerne um nicht mehr als eine oberflächliche, quantitative Bestandsaufnahme¹³, die qualitativ erhärtet werden müsste, was im Rahmen dieses kurzen Artikels nicht möglich ist, die aber doch vielleicht ein paar interessante erste forschungsgeschichtliche Anhaltspunkte liefert.

Wo und wie kommt also das Konzept ‚Alteuropa‘ in der ZHF tatsächlich vor? Wo erscheint es in den Titeln von Aufsätzen, in den Forschungsberichten der Rubrik „Berichte und Kritik“ und in den Beiheften? Inwiefern kann man daher sagen, dass die Autoren der Zeitschrift das Konzept als forschungsleitende Idee tatsächlich in plakativer Weise aufgegriffen haben?

Das Ergebnis erscheint quantitativ zunächst eher bescheiden. Von insgesamt 229 Aufsätzen der Jahrgänge 1974–2011 erscheint der Begriff im Titel nur zweimal: Einmal thematisierte Gerd Schwerhoff seine „Umriss einer historischen Kriminalitätsforschung“ unter dem Obertitel „Devianz in der alteuropäischen Gesellschaft?“ (ZHF 19 [1992], 385–413). Ein anderes Mal stellte Alexander Jendorff unter der Überschrift „Gemeinsam herrschen“ „das alteuropäische Kondominat und das Herrschaftsverständnis der Moderne“ einander gegenüber (ZHF 34 [2007], 215–242). Der Befund scheint mir nicht ganz zufällig zu sein. Beide Autoren überschreiten auch sonst in

¹³ Berücksichtigt werden konnten stets nur die Titel und Untertitel der Beiträge, nicht die gesamten Texte. – Für die quantitative Auswertung sämtlicher Jahrgänge von 1974 bis 2011 bin ich Sven Solterbeck zu Dank verpflichtet.

ihren Arbeiten die vermeintliche Zäsur um 1500¹⁴, und beide hatten mit Klaus Schreiner und Peter Moraw akademische Lehrer aus der Mediävistik, deren Forschungsinteressen ebenfalls nicht vor dieser Epochengrenze haltgemacht haben.

In der Rubrik „Berichte und Kritik“ kommt der Begriff ‚Alteuropa‘ erstaunlicherweise überhaupt nicht in einem der Titel vor. Hingegen findet er sich prominent in einem thematischen Beiheft (von dem vorliegenden abgesehen): Luise Schorn-Schütte versammelte unter der Überschrift „Alteuropa oder Frühe Moderne“ fünf Aufsätze über geschichtsphilosophische, juristische und theologische Deutungsmuster und führte sie auf das „Krisenbewußtsein der Weimarer Republik“ zurück, wobei allerdings nur Reinhard Blänkners Beitrag über Otto Brunner tatsächlich das Alteuropa-Konzept thematisierte¹⁵.

Wenn sich also ‚Alteuropa‘ als Etikett offenbar nicht recht durchsetzen konnte, so ist darüber hinaus zu fragen, welche Rolle das epochenübergreifende Konzept als solches in der ZHF spielte. Eine quantitative Bestandsaufnahme ergibt, dass 19 von insgesamt 353 Aufsätzen (5,4 %) und 14 von insgesamt 151 Forschungsberichten (9,3 %) ausdrücklich Mittelalter und frühe Neuzeit behandeln. Hinzu kommen 15 Aufsätze (4,2 %) und 9 Forschungsberichte (6,0 %), die das 15. und 16. Jahrhundert als Einheit thematisieren. Zusammengenommen sind es also immerhin 9,6 % aller Aufsätze und 15,3 % aller Beiträge zu „Berichte und Kritik“, die einem wesentlichen Anliegen der Gründungsherausgeber Rechnung tragen, indem sie die konventionelle Epochengliederung Mittelalter/Neuzeit überschreiten oder ignorieren. Bei genauerem Hinsehen ist das eine nicht geringe Zahl¹⁶. Denn in aller Regel behandelt ein fachwissenschaftlicher historischer Aufsatz ja nicht einen mehrere Jahrhunderte übergreifenden Zeitraum. Stellt man das in

¹⁴ Gerd Schwerhoff, *Zungen wie Schwerter. Blasphemie in alteuropäischen Gesellschaften 1200–1650*, Konstanz 2005; rezensiert in: ZHF 34 (2007), 664; Ders., *Epochenschwelle oder Alteuropakontinuität? Der Übergang vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit in der neueren Forschung. Einleitungsreferat zur 58. Arbeitstagung des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande der Universität Bonn „Die Zeit der Reformen. Das Rheinland am Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit 1450–1550“* am 26. 9. 2000: http://rcswww.urz.tu-dresden.de/~frnz/Themen/Vortrag_Schwerhoff-Alteuropa.pdf. – Alexander Jendorff, *Condominium. Typen, Funktionsweisen und Entwicklungspotenziale von Herrschaftsgemeinschaften in Alteuropa anhand hessischer und thüringischer Beispiele*, Marburg 2010.

¹⁵ Luise Schorn-Schütte (Hrsg.), *Alteuropa oder Frühe Moderne. Deutungsmuster für das 16. bis 18. Jahrhundert aus dem Krisenbewußtsein der Weimarer Republik in Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft* (ZHF, Beiheft 23), Berlin 1999; darin Reinhard Blänkner, *Von der „Staatsbildung“ zur „Volkwerdung“*. Otto Brunners Perspektivenwechsel der Verfassungshistorie im Spannungsfeld zwischen völkischem und alteuropäischem Geschichtsdenken, 87–135, hier 117 ff.

¹⁶ Jaana Eichhorn, *Geschichtswissenschaft zwischen Tradition und Innovation. Diskurse, Institutionen und Machtstrukturen in der bundesdeutschen Frühneuzeitforschung*, Göttingen 2009, 388, behauptet hingegen nur vage, die Beiträge der ZHF bezögen sich „größtenteils“ entweder auf das Mittelalter oder auf die Frühe Neuzeit.

Rechnung, so ist die Zahl der Beiträge, die sich der Zeit von etwa 1400/1450 bis etwa 1550/1600 widmen, signifikant hoch. Sie spricht dafür, dass die disziplinäre Organisation des Faches entlang der konventionellen Mittelalter/Neuzeit-Grenze den Blick der Forschung nicht so sehr einengt, wie man annehmen könnte. Sie lässt außerdem vermuten, dass die Zeit vor und nach 1500 als eine Art früher ‚Sattelzeit‘ wahrgenommen wird, deren beschleunigte Dynamik bereits einige Zeit vor der Reformation in Gang kam.

Das bestätigt auch ein Blick auf die Themen der Beihefte zur ZHF. Von bisher insgesamt 46 thematisch ausgerichteten Bänden¹⁷ befassen sich 10 mit dem Mittelalter, 23 mit der frühen Neuzeit, aber immerhin 13 sind epochenübergreifend oder epochenneutral angelegt. Darunter sind nicht nur epochenunabhängige Themen wie historische Bildkunde oder Kulturgeschichte des Politischen, sondern vor allem Themen, die die Jahrhunderte um 1500 betreffen: etwa „Kommunalisierung und Christianisierung. Voraussetzungen und Folgen der Reformation 1400–1600“ (Beiheft 9, 1989, hrsg. v. Peter Blickle und Johannes Kunisch), „Der Fluch und der Eid. Die metaphysische Begründung gesellschaftlichen Zusammenlebens und politischer Ordnung in der ständischen Gesellschaft“ (Beiheft 15, 1993, hrsg. v. Peter Blickle), „Gelehrte im Reich. Zur Sozial- und Wirkungsgeschichte akademischer Eliten des 14. bis 16. Jahrhunderts“ (Beiheft 18, 1996, hrsg. v. Rainer Christoph Schwinges) und „Freundschaft oder ‚amitié‘? Ein politisch-soziales Konzept der Vormoderne im zwischensprachlichen Vergleich (15.–17. Jahrhundert)“ (Beiheft 40, 2007, hrsg. v. Klaus Oschema). Bände wie diese haben wesentlich dazu beigetragen, entweder allgemein vormoderne Strukturprinzipien der ständisch-korporativen Gesellschaft oder die Entwicklungsdynamik der vor- und nachreformatorischen Zeit herauszuarbeiten, ohne sich durch die Fachkonventionen von vornherein einschränken zu lassen.

Es scheint mir also erlaubt zu sagen, dass die ZHF ihrem Gründungsprogramm durchaus gerecht wird und nicht nur epochenbezogene Beiträge zu Mittelalter einerseits, Frühneuzeit andererseits additiv zusammenstellt. In einem zweiten Schritt möchte ich fragen, inwiefern sich die Tendenz zur Überschreitung der Mittelalter/Neuzeit-Grenze auch in den Titeln der in der ZHF besprochenen Bücher wiederfindet und inwiefern sich darin die Bedeutung des Alteuropa-Konzepts in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft insgesamt spiegelt. Dazu wurde der sehr umfangreiche Besprechungs- und Rezensionsteil der Zeitschrift ebenfalls quantitativ ausgewertet – wiederum beschränkt auf die Titel und Untertitel der rezensierten Werke.

Fragt man wiederum zunächst nur nach dem Auftauchen des Etiketts ‚Alteuropa‘ bzw. ‚alteuropäisch‘ in den Titeln sämtlicher rezensierter Bücher, so fällt das Ergebnis auf den ersten Blick noch magerer aus als bei

¹⁷ Insgesamt sind es derzeit (das vorliegende mitgerechnet) 47 Beihefte; Beiheft 10 ist ein Registerband.

den Aufsätzen: In lediglich 13 von insgesamt 4313 besprochenen Werken (0,3 %) ist von ‚Alteuropa‘, ‚alteuropäischen‘ Strukturen usw. die Rede. Davon handelt wiederum eines in historiographiegeschichtlicher Absicht von ‚Alteuropa‘, d. h. macht den Begriff selbst zum Problem¹⁸. Ganz einschlägig sind die genannten Studien von Dietrich Gerhard¹⁹ und Peter Blickle²⁰ sowie die einflussreiche Aufsatzsammlung von Michael Mitterauer über Haus und Gemeinde als „Grundtypen alteuropäischer Sozialformen“²¹. Weitere besprochene Bücher, die den Begriff plakativ im Titel führen, behandeln etwa die deutsche Rechtsgeschichte²², die alteuropäische Universität²³, die Stadt²⁴, Herrschaftsvermittlung²⁵ oder Herrschaftsrituale²⁶. Eine zeitliche Konzentration ist nicht zu erkennen, wäre aber bei dieser geringen Zahl ohnehin kaum signifikant. Jedenfalls ist offensichtlich, dass der Begriff ‚Alteuropa‘ in der deutschen Forschung keine wirkliche Karriere gemacht hat.

Weitet man nun allerdings die Frage aus auf alle besprochenen Werke, die Mittelalter *und* Frühneuzeit umfassen, gleich unter welchem gemeinsamen Etikett, so ist die Zahl recht hoch. Von den 4313 insgesamt rezensierten Büchern gehen 365 (8,5 %) auf beide Epochen ein, weitere 245 Bücher (5,7 %) behandeln das 15. *und* 16. Jahrhundert. Insgesamt sind mithin 14,2 % aller rezensierten Bücher epochenübergreifend angelegt.

Dieser grobe quantitative Befund ist selbstverständlich nur ein erster Anhaltspunkt für den eigentlich interessierenden qualitativen Sachverhalt, der sich dahinter verbirgt: Welche Phänomene sind es, die in den betreffenden Werken als strukturelle Gemeinsamkeiten thematisiert werden; welche Befunde untermauern das Konzept einer alteuropäischen historischen Groß-

¹⁸ H. E. Bödeker/E. Hinrichs, *Alteuropa* (Anm. 8), rezensiert in: ZHF 21 (1994), 116 f.

¹⁹ D. Gerhard, *Old Europe* (Anm. 3), rezensiert in: ZHF 14 (1987), 333 f.

²⁰ Peter Blickle (Hrsg.), *Gemeinde und Staat im Alten Europa*, München 1998, rezensiert in: ZHF 28 (2001), 605, sowie *Ders.*, *Das Alte Europa* (Anm. 2), rezensiert in: ZHF 36 (2009), 484.

²¹ Michael Mitterauer, *Grundtypen alteuropäischer Sozialformen. Haus und Gemeinde in vorindustriellen Gesellschaften*, Stuttgart-Bad Cannstatt 1979, rezensiert in: ZHF 10 (1983), 355–357.

²² Karl Siegfried Bader/Gerhard Dilcher, *Deutsche Rechtsgeschichte. Land und Stadt – Bürger und Bauer im Alten Europa*, Berlin/Heidelberg 1999, rezensiert in: ZHF 30 (2003), 75.

²³ Alexander Patschovsky/Horst Rabe (Hrsg.), *Die Universität in Alteuropa*, Konstanz 1994, rezensiert in: ZHF 23 (1996), 538 f.

²⁴ Werner Freitag (Hrsg.), *Die Salzstadt. Alteuropäische Strukturen und frühmoderne Innovation*, Bielefeld 2004, rezensiert in: ZHF 33 (2006), 434.

²⁵ Stefan Brakensiek/Heide Wunder (Hrsg.), *Ergebene Diener ihrer Herren? Herrschaftsvermittlung im alten Europa*, Köln u. a. 2002, rezenisiert in: ZHF 35 (2008), 123.

²⁶ Barbara Stollberg-Rilinger/Matthias Puhle/Jutta Götzmann/Gerd Althoff (Hrsg.), *Spektakel der Macht. Rituale im Alten Europa 800–1800. Ausstellungskatalog*, Darmstadt 2008, rezensiert in: ZHF 38 (2011), 83.

epoche, die sich sowohl von einem archaischen Frühmittelalter als auch von der eigentlichen Moderne abhebt? Kurzum: Was macht den Kern des ‚Alten Europa‘ aus? Zunächst einmal ist offensichtlich, dass der Wandel von der Ereignis- zur Institutionengeschichte eine wesentliche Voraussetzung dafür war, die alte Epochenmarke zwischen Mittelalter und Neuzeit zu überspringen. Es sind fast ausschließlich struktur- und institutionengeschichtliche, im weitesten Sinne sozial-, rechts- und verfassungshistorische Fragen, denen die epochenübergreifenden Werke nachgehen. Für einen epochalen und räumlichen Zusammenhang der ‚alteuropäischen‘ Epoche werden in erster Linie Strukturelemente namhaft gemacht wie Haus, Familienwirtschaft und adelige Herrschaft, korporativ-genossenschaftliche Strukturen wie Stadt- und Landgemeinde, Zunft, Gilde und Universität, ständische Privileg- und Partizipationsstrukturen, ‚Land‘ als politische Bezugsgröße sowie schließlich Regionalismus, Kleinteiligkeit und Vielfalt der Herrschaftsverhältnisse. In letzter Zeit kommen unter dem Einfluss der kulturalistischen Wende Phänomene der symbolisch-rituellen Kultur sowie mikropolitische Phänomene von Freundschaft, Verwandtschaft und Patronage als epochenübergreifende informelle Institutionen hinzu. Auch der Geschichte der Juden wird sehr oft über die Epochen hinweg nachgegangen. Kirchliche Strukturen werden hingegen selten als alteuropäisches Strukturprinzip thematisiert, obwohl auch das ja nicht völlig abwegig wäre – aber hier wirkt sich offensichtlich die Zäsur der Reformation stärker aus als in anderen institutionellen Bereichen. Auffällig ist auch, dass auf dem Feld der Begriffs- und Ideengeschichte eher selten nach strukturellen Gemeinsamkeiten und Kontinuitäten gefragt wird, obwohl die von Brunner, Conze und Koselleck herausgegebenen „Geschichtlichen Grundbegriffe“ ja auf dem Alteuropa-Konzept fußen. Hier scheint – so jedenfalls meine Vermutung – die hergebrachte Vorstellung von dem ideengeschichtlichen Bruch der ‚Kopernikanischen Wende‘ bzw. der ‚wissenschaftlichen Revolution‘ der Wahrnehmung von Kontinuitätslinien nach wie vor im Wege zu stehen.

Die ZHF als Plattform für die Thematisierung der Epocheneinheit von Spätmittelalter und früher Neuzeit spiegelt also, so könnte man resümieren, die durchaus vorhandene Bereitschaft vieler Historikerinnen und Historiker, die überkommene Binnengliederung ihres Faches in Mittelalter und Frühneuzeit in ihrer sachlichen Forschungsarbeit zu überwinden, obwohl die institutionellen Rahmenbedingungen diese Gliederung doch – vor allem in Form der Denomination von Professuren – hartnäckig reproduzieren und mit einer Aura substantieller Sinnhaftigkeit versehen, deren unterschwellige Wirkmächtigkeit man nicht unterschätzen sollte. Als institutionelle Gegenmittel haben sich Forschungsverbünde bewährt, die Mittelalter und Frühneuzeit verbinden – zu denken ist an das schon 1975 von Peter Moraw, Volker Press, Karl Otmar von Aretin und anderen etablierte DFG-Schwerpunktprogramm „Deutsche Sozial- und Verfassungsgeschichte des späten

Mittelalters und der frühen Neuzeit“²⁷ oder an den Sonderforschungsbereich „Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution“ in Münster (2000–2011), um nur ein frühes und ein aktuelles Beispiel zu nennen.

Der Befund der ZHF zeigt aber auch, dass ungeachtet einzelner prominenter Titel das Etikett ‚Alteuropa‘ sich für diese alternative Periodisierung nicht durchgesetzt hat. Woran das liegt, darüber kann man spekulieren – Donald Rumsfelds Polemik ist sicher nicht daran schuld. Es ist zu vermuten, dass der Begriff aufgrund der Prägung durch Otto Brunner als politisch antiliberal belastet erscheint oder auch einfach zu nostalgisch und kulturkritisch klingt – diese wertenden Konnotationen möchte man wahrscheinlich vermeiden. Zudem ist es geschichtspolitisch nicht mehr opportun, ein historisches Europabild zu zeichnen, das nur die Hälfte des heutigen politischen Europa umfasst. In der ZHF (und nicht nur dort) lässt sich stattdessen beobachten, dass der Begriff ‚Vormoderne‘ gegenüber ‚Alteuropa‘ in der deutschen Geschichtswissenschaft derzeit deutlich dominiert.

Man handelt sich mit dem Konzept ‚Vormoderne/Moderne‘ allerdings ebenfalls Probleme ein. Zunächst einmal werden die Verständigungsschwierigkeiten zwischen den verschiedenen europäischen Wissenschaftskulturen dadurch eher größer. Denn die ‚histoire moderne‘ meint im Französischen gemeinhin gerade das, was im Deutschen noch ‚vormodern‘ heißt, nämlich die Neuzeit bis zur Revolution von 1789; im Englischen hingegen umfasst ‚modern history‘ die ganze Neuzeit einschließlich des 19. Jahrhunderts. Und im Deutschen selbst ist der Wortgebrauch keineswegs eindeutig. Denn es ist kein geringer Unterschied, ob man die Zeit zwischen 1500 und 1800 ‚frühmodern‘ oder aber ‚vormodern‘ nennt, ob man sie also schon der Moderne zurechnet oder davon gerade abgrenzt. Unterschwellig bringt man damit zum Ausdruck, ob man diese Zeitspanne eher als „Musterbuch der Moderne“ (Winfried Schulze) oder eher als „the world we have lost“ (Peter Laslett) versteht. Was dem einen eher „schon“ modern erscheint, ist es für den anderen eher „noch nicht“. Dass sich für beide Perspektiven sinnvolle Argumente beibringen lassen, versteht sich von selbst.

In jedem Fall aber bleibt man mit den Begriffen ‚vormodern/frühmodern/modern‘ im Bann von Modernisierungsvorstellungen. Alle großen soziologischen Erklärungsmodelle des gesellschaftlichen Wandels haben gemeinsam, dass sie in erster Linie Theorien der Moderne sind und daher stets eine Vormoderne als notwendige Gegenfolie entwerfen. Ob die Abhängigkeit von diesen soziologischen Großtheorien eher als Vorzug oder als Nachteil der Epochengliederung Vormoderne/Moderne anzusehen sei, darüber scheiden sich bekanntlich die Geister. Viele Historiker – gerade der frühen Neuzeit – stellen Modernisierungstheorien grundsätzlich unter Teleologie- und Euro-

²⁷ Vgl. dazu P. Moraw / V. Press, Probleme (Anm. 10).

zentrismusverdacht. Es fragt sich aber, ob man damit nicht das Kind mit dem Bade ausschüttet. Zwar kommt man hinter die Dekonstruktion der traditionellen Fortschrittserzählungen schwerlich zurück. Doch keineswegs jedes Prozessmodell ist teleologisch oder kausal-mechanisch zu verstehen; es gibt auch Prozesskategorien, die Geschichte als kontingent und evolutionär auffassen. Und nachzuweisen, dass es sich bei den hergebrachten Modernisierungsgeschichten um *master narratives* handelt, erweist diese nicht schon als sachlich falsch, unangemessen oder überflüssig; es legt nur ihren erkenntnistheoretischen Status offen. Man sollte sich vielmehr eingestehen, dass man als Historiker grundsätzlich weder auf das Erzählen kohärenter Geschichten noch auf Prozesskategorien verzichten kann, wenn man sich nicht jeder Erklärungsmöglichkeit struktureller Zusammenhänge berauben will. Dann aber kommt man nicht an der Tatsache vorbei, dass alle zur Verfügung stehenden wichtigen Theoriemodelle historischen Wandels die Zäsur zwischen Moderne und Vormoderne um 1800 gegenüber anderen historischen Zäsuren seit der Erfindung der Schrift deutlich privilegieren.

Das haben auch die Konzepte ‚Vormoderne‘ und ‚Alteuropa‘ gemeinsam. Beide unterstellen, dass die ‚Sattelzeit‘ der Jahrzehnte um 1800 eine besondere welthistorische Zäsur darstellt, womöglich tiefgreifender als alle Zäsuren zuvor, jedenfalls aber tiefgreifender als die Zäsur zwischen Mittelalter und Neuzeit. Was im alten Drei-Epochen-Modell als zwei Phasen der einen ‚Neuzeit‘ zusammengehörte, wird dadurch schroff in zwei Teile getrennt. Damit handelt man sich zum einen das Problem ein, die selbstverständlich immer vorhandenen ‚neuzeitlichen‘ Kontinuitätslinien über die Revolutions-epoche hinweg strukturell zu unterschätzen. Zum anderen läuft man eine gewisse Gefahr, die Jahrtausende vom Alten Orient bis zum Beginn des Industriezeitalters zu einer einzigen amorphen Großepoche zu verschmelzen. Das sind zweifellos Risiken, die man sorgfältig im Blick behalten muss, die aber beherrschbar erscheinen. Andererseits lassen sich bekanntlich gute Argumente für den Charakter der ‚Sattelzeit‘ als eines welthistorisch besonders tiefgreifenden Umbruchs anführen, und zwar solche, die unabhängig voneinander in ganz unterschiedlichen theoretischen und historiographischen Kontexten entwickelt worden sind: von Reinhart Kosellecks Nachweis eines beschleunigten Wandels von Semantik und Erwartungsstrukturen bis hin zum systemtheoretischen Modell einer langfristigen, welthistorisch einzigartigen Umstellung der Gesellschaftsstruktur von stratifikatorischer zu funktionaler Differenzierung. Dieses Theoriemodell hat den Vorzug, dass es historischen Wandel als nicht-teleologischen, sondern evolutionären und komplexen Prozess versteht und der Kontingenz menschlichen Handelns Rechnung trägt.

Eine abschließende Antwort auf die Frage, welches Konzept vorzuziehen ist, ‚Vormoderne‘ oder ‚Alteuropa‘, ist selbstverständlich nicht möglich. Wie immer hängt das von der Perspektive und vom Erkenntnisinteresse ab. Ein

nicht geringer Unterschied ist zweifellos, dass man mit ‚Vormoderne‘ den Akzent nicht nur vom westlich-lateinischen Europa, sondern von Europa überhaupt wegrückt und kulturübergreifende Gemeinsamkeiten nicht-moderner Gesellschaften insgesamt in den Blick nehmen kann – was sicher vor allem dem Einfluss von Kulturanthropologie und Ethnologie zu verdanken ist und im Zeichen der Globalgeschichte heute wünschenswert erscheint. Das heißt aber zugleich umgekehrt, dass dann nicht mehr das Anliegen im Vordergrund steht, das bei der Gründung der ZHF erkenntnisleitend war, nämlich die besonderen Strukturmerkmale des lateinischen Europa seit dem Hochmittelalter herauszuarbeiten. Ein anderes zentrales Anliegen aber, so scheint mir, verbindet hingegen die Konzepte ‚Vormoderne‘ und ‚Alteuropa‘ miteinander: nämlich die Fremdheit und Andersartigkeit der Zeit vor 1800 als hermeneutische Herausforderung ernst zu nehmen und für die Entwicklung neuer Fragestellungen fruchtbar zu machen. Dieser Perspektive verdankt es die Mittelalter- und Frühneuzeitforschung, dass sie auf verschiedenen Gebieten – etwa der Politik- und Diplomatiegeschichte – in methodisch-theoretischer Hinsicht neue Maßstäbe gesetzt und auf die Historiker anderer Epochen inspirierend gewirkt hat²⁸.

²⁸ Vgl. etwa *Thomas Mergel*, Überlegungen zu einer Kulturgeschichte der Politik, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), 574–606.

Die Einheit Europas zwischen Vormoderne und Moderne

Einige unsystematische kirchenhistorische Überlegungen

Von Thomas Kaufmann

Die Verquickung von normativen und historisch-deskriptiven Perspektiven und Erwartungen ist in Bezug auf ‚Europa‘ notorisch. Dies spiegelt eine interessante und neuartige Aufgabenbestimmung der Historiker, die mit der Dynamik des europäischen Einigungsprozesses unmittelbar zusammenhängt: Galt es früher vielfach als ihre selbstverständliche Aufgabe, einen elementaren Beitrag zu einer kulturpolitisch vertieften, wohl gar sinnstiftenden nationalen Selbstdeutung zu liefern, so ist an die Stelle der nationalen die Aufgabe der europäischen Identitätsvergewisserung getreten. Nicht zuletzt die Dynamik der europäischen Ökonomie, Rechtskultur und Politik nötigt dazu, die kulturpolitische Arbeit an der europäischen Identität als Anliegen von hoher Priorität zu betreiben. Die europäische Dimensionierung kulturpolitischer Identitätsstiftung nötigt dazu, einen weiten Horizont abzuschreiten. Denn was Europa war und ist, ist keine einfache, definitiv abschließbare und eindeutig zu beantwortende, sondern eine offene Frage, die vielfältige und komplexe Antworten ermöglicht oder erfordert. Die Komplexität und Diversität scheint zudem die augenfälligste, markanteste und spezifischste Eigenschaft Europas zu sein.

Im Folgenden sollen – ohne Anspruch auf Originalität – zunächst (I.) einige begriffsgeschichtliche Vorverständigungen unternommen, (II.) die formativen Prozesse der frühmittelalterlichen Christianisierung Europas skizziert, (III.) einige Überlegungen zur Reformation und Europa angestellt und schließlich (IV.) resümierende Überlegungen zu strukturprägenden historisch-kulturellen Merkmalen Europas geboten werden.

I.

Der Begriff ‚Europa‘ ist antiker Herkunft; er bezeichnete ursprünglich eine phönizische Sonnengöttin. Im 7. vorchristlichen Jahrhundert benannten die Griechen das Festland im Norden ihres Territoriums mit dem Namen dieser Gottheit, die Zeus von Kleinasien nach Kreta entführt haben soll. Im

römischen Sprachgebrauch wurde der Begriff ‚Europa‘ sukzessive auf die gesamte Mittelmeerwelt erweitert. Diese sprachliche Tradition, die in der Zeit der Völkerwanderung auch Germanien in ‚Europa‘ einbezog, bildete die Grundlage dafür, dass der mythologische Name der von Zeus entführten Jungfrau sukzessive zur Bezeichnung einer historisch-kulturellen Größe wurde, die keineswegs schon in der Antike existierte, sondern erst im Zuge des frühen Mittelalters als eigene ‚Einheit‘ entstand. Dass Karl der Große als *pater Europae* bezeichnet werden konnte, setzte voraus, dass der Europabegriff in der Spätantike eine Transformation durchlaufen hatte, die dem politischen Niedergang des weströmischen Kaiserreichs entsprach: Im 5. Jahrhundert bezeichnete ‚Europa‘ die nördlichen römischen Reichsteile im Sinne eines von Asien und Afrika unterschiedenen Erdteils. Im 6. Jahrhundert ist die Anwendung des Begriffs auf Gallien und Britannien belegt. In der Zeit Karls des Großen schließlich bezeichnete ‚Europa‘ den über den fränkischen Stamm hinausgreifenden Herrschaftsbereich der Karolinger, also jenes Großreich, das nahezu das gesamte festländische christianisierte Gebiet umfasste. Doch der zeitweilige Aufstieg des Europabegriffs zu einem politisch-kulturellen Leitbegriff in karolingischer Zeit blieb Episode. Mit dem Zerfall des karolingischen Großreichs war seine temporäre Konjunktur vorerst beendet.

Der Europabegriff, der zumeist synonym mit dem Begriff *occidens* verwendet wurde, blieb vornehmlich in der Bildungssprache präsent und trat immer dann verstärkt in den Vordergrund, wenn es galt, eine Bedrohung der westlichen, unter dem römischen Papst gesammelten lateinischen Christenheit durch äußere Mächte, insbesondere den Islam bzw. – seit dem 15. Jahrhundert – die „Türken“ auszusagen. In diesem Sinne etwa kannte auch Luther den Begriff: „Anno milesimo 6 centesimo veniet Turcus, totam Europam devastaturus“ schrieb der Wittenberger Reformator mit Kreide an die Wand seiner Studierstube, eine ihm 1529 bekanntgewordene Prophetie des Eisenacher Franziskaners Johannes Hilten aufnehmend, der die Zerstörung Europas durch die Türken angekündigt hatte.

Zu einer weithin bekannten, ja populären Vokabel wurde ‚Europa‘ erst im Zeitalter der Aufklärung, also im 18. Jahrhundert. Tendenziell stand nun, wenn man von ‚Europa‘ sprach, eher die politische Dimension, das Verhältnis der europäischen Nationalstaaten im gemeinsamen europäischen Haus, das europäische Gleichgewicht etc. im Vordergrund, während die kulturellen Dimensionen in Deutschland vornehmlich über den Begriff des ‚Abendlandes‘ transportiert wurden. Der Begriff ‚Christenheitseuropa‘ folgt mithin keiner religions- oder kultur-, sondern einer politikgeschichtlichen Periodisierungslogik; er schließt semantisch zusammen, was unter den Bedingungen der politischen Vormoderne zusammengehörte und auch für die Romantiker normativ unverbrüchlich beieinander bleiben sollte: das Christentum und Europa. Das Konzept ‚Christenheitseuropa‘ setzt die Trennung des Christentums und des Europas der Nationalstaaten als spezifisch moderne Epochen-

signatur voraus, der gegenüber ihr Beieinander als dezidiert ‚vormodern‘ zu gelten hat.

Das deutsche Wort ‚Abendland‘ begegnet, wie es scheint, erstmals im Jahre 1529, und zwar in der deutschen Ausgabe der Weltchronik des Straßburger Reformators Kaspar Hedio. Es ist eine Übersetzung für *occidens* und in Analogie zum Wort „Morgenland“ gebildet, das Luther in seiner Übersetzung des Neuen Testaments von 1522 für den Vers Mt 2,1 verwendet hatte: „Da Jesus geboren war zu Bethlehem im jüdischen Lande zur Zeit des Königs Herodes, siehe, da kamen Weise vom Morgenland [griech.: *ἀπὸ ἀνατολῶν*; lat.: *ab oriente*] nach Jerusalem“. Hedio benutzte allerdings den Plural: Von Kaiser Honorius (395–423), dem Nachfolger Theodosius des Großen als römischem Kaiser, berichtete er, dass dieser „in Occident / das ist / in die Abendlender“ gekommen sei. Die „Abendlender“ sind also die Länder des westlichen römischen Reichsteils nach der Theodosianischen Teilung von 395. Bis ins 18. Jahrhundert war der Plural „Abendländer“ geläufiger als die singularische Verwendung. ‚Abendland‘ bezeichnet also – entsprechend der spätantiken Verwendung des Europabegriffs und aus der Sicht Italiens formuliert – jenen Teil der alten Welt, der nach der Abendseite, also nach Westen, gelegen ist.

Zu einem kulturpolitisch „aufgeladenen“ Deutungs- und Identitätsbegriff wurde das ‚Abendland‘, zumal das ‚christliche‘, erst im Laufe des 19. Jahrhunderts, im Nachgang der Romantik. Leopold von Ranke etwa suchte mit dem Begriff des Abendlandes kulturprägende Besonderheiten der von der römisch-katholischen Kirche dominierten Teile Europas zu erfassen, indem er in der Einleitung zu seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation“ (1839) formulierte: „Das Kalifat mochte kirchliche und politische Gewalt in einer Hand vereinigen; das Leben der abendländischen Christenheit dagegen beruht auf der unaufhörlichen Wechselwirkung zwischen Kirche und Staat; daraus entspringt die immer freiere, umfassendere, tiefere Bewegung des Geistes, die ihr, im ganzen und großen angeschaut, zugeschrieben werden muß [...]“. Bei Ranke liegt also bereits so etwas wie eine in Differenz zu Islam und östlicher Christenheit entwickelte kulturtheoretische Selbstdeutung des Abendlandes im Sinne einer Fundamentalbestimmtheit durch die Differenz von Imperium und Sacerdotium, weltlicher und geistlicher Gewalt, Staat und Kirche, vor, die bis heute auch von Historikern als Grundsignatur des ‚Abendlandes‘ bzw. ‚Europas‘ oder des ‚Westens‘ thematisiert wird. Dem weniger an politischen als an kulturellen Sachverhalten und ‚Identitäten‘ orientierten Begriff des ‚Abendlandes‘ wohnt eine Tendenz inne, typologische Muster zu fixieren; seine historisch-deskriptiven Potentiale sind begrenzt.

Der seit der Mitte des 19. Jahrhunderts populär werdende Begriff des ‚Abendlandes‘ hatte noch andere kulturphilosophische und -politische Implikationen, die darauf abzielten, einer sich vom Christentum emanzipieren-

den kulturellen und ökonomischen Entwicklung die Wurzeln der abendländischen Identität in kulturkritisch-apologetischer Absicht vor Augen zu führen. ‚Abendland‘ erschien als geistesgeschichtliche Kultursynthese von Antike, römischem Christentum und Germanentum, die mit Hilfe des Humanismus die Spaltung der abendländischen Christenheit überdauert habe. Angesichts der Herausforderungen durch die naturwissenschaftlich-technisch-materialistische Moderne sollte das ‚christliche Abendland‘ als produktive kulturelle Ressource, ja als tragendes Fundament Europas vital bleiben bzw. revitalisiert werden. Die kulturpessimistische Krisenstimmung, die Oswald Spengler in seinem Erfolgsbuch „Der Untergang des Abendlandes“ (1. Band 1918) unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg zum Ausdruck brachte, trug wesentlich dazu bei, dass sich vor allem katholische Zeitdiagnostiker im Umkreis der Zeitschrift „Hochland“, etwa der Schriftsteller Theodor Haecker, der als geistiger Vater der Widerstandsgruppe „Die weiße Rose“ gilt, gegen den Niedergang abendländisch-christlicher Werte anstimmten und ihre produktive Bedeutung beschworen. Mit dem Begriff des ‚christlichen Abendlandes‘ wollte man der Erosion christlich-humanistischer Wertvorstellungen entgegentreten, wie sie in der Weimarer Republik, der ‚Konservativen Revolution‘ und dem ‚Dritten Reich‘ allenthalben und auf breiter Front eingesetzt hatten.

Auch in der religiös konnotierten Weltanschauungspublizistik der deutschen Nachkriegszeit fand der Begriff des ‚christlichen Abendlandes‘ vornehmlich in katholischen Milieus breite Aufnahme und diente der Rückbesinnung auf christlich-humanistisch-universalistische Wertvorstellungen, die insbesondere gegen den das ‚Abendland‘ bedrohenden Kommunismus bzw. Bolschewismus profiliert wurden. Angesichts der Wert- und Orientierungsverluste infolge der nationalsozialistischen Weltanschauungsbarbarei kam dem Begriff des ‚christlichen Abendlandes‘ nun auch die Aufgabe zu, die Bemühungen um eine Rechristianisierung der deutschen Gesellschaft semantisch zu bündeln und kulturgeschichtlich auf die basalen und vermeintlich tragfähigen christlich-humanistischen Fundamente hin zu zentrieren.

Die extensive Nutzung des Begriffs des ‚christlichen Abendlandes‘ als eines ideologischen Leitwortes christlich-konservativer Politik in der Ära Adenauer hat dazu geführt, dass er sich zeitweilig weder als historische noch als kulturpolitische Interpretationskategorie besonderer Beliebtheit erfreute. Dass ihm in der aktuelleren deutschen Diskussion, zum Teil unter Restitution des Begriffs des ‚Okzidents‘, gelegentlich wieder eine größere Bedeutung zukommen konnte, dürfte entscheidend damit zusammenhängen, dass er traditionell als semantische Grenzmarkierung fungierte: Wer ‚Abendland‘ sagt, bezieht sich in gedächtnispolitischer oder beschwörend-appellativer Weise auf eine christlich-antik-humanistisch geprägte Kulturformation, die ihr spezifisches Profil gegenüber den binneneuropäischen Grenzzonen, also

dem christlichen Orient und der islamischen Welt, aber auch gegenüber außereuropäischen Alteritäten, definiert. Der Begriff des ‚Abendlandes‘ dürfte insofern eine spezifisch deutsche, von den ideologischen oder werttheoretischen Irritationen der deutschen Geschichte des 19. und vor allem des 20. Jahrhunderts zutiefst geprägte Deutungssituation spiegeln. Unsere europäischen Nachbarn kennen, soweit ich sehe, kein nationalsprachliches Äquivalent zum deutschen ‚Abendland‘, sondern bedienen sich in der Regel des lateinischen Lehnwortes *occident*.

Die begriffsgeschichtliche Reflexion führt zu einem ambivalenten Ergebnis: Kriterien für die Definition eines einheitlichen Raumes ‚Europa‘, für eine distinkte, vorfindliche und erinnerungspolitisch aktivierbare Identität Europas bietet die Begriffsgeschichte nicht. ‚Europa‘ als historische Größe zu behandeln bedeutet die offenen Ränder des westlichen, vom römischen Katholizismus geprägten Lateineuropas zur byzantinisch geprägten Ostkirche und zur islamischen Welt im Blick zu behalten. Sicher hat der Islam der westlichen Christenheit vielfach dazu gedient, ihre eigene Selbstdefinition in Abgrenzung von ihm zu finden. Gleichwohl stellte es eine historisch unangemessene Vereinfachung dar, die jahrhundertelange Existenz muslimischer Kultur auf der iberischen Halbinsel und die jahrtausendelange Präsenz jüdischen Lebens aus einem historischen Begriff Europas zu eliminieren und den europäischen Kontinent zu einem monolithisch-christlich bestimmten Kulturraum zu stempeln. Auch religionskulturelle Vielfalt gehört zur Geschichte Europas hinzu. Das ‚christliche Abendland‘ dürfte als historisch-heuristische Kategorie analytisch wenig brauchbar sein.

II.

Die bisherigen Ausführungen zielten nicht darauf ab, die historisch-kulturelle Prägekraft des Christentums für die Formierung Europas und insbesondere die Bedeutung der römisch-katholischen Kirche für die Entstehung und kulturelle Identität Lateineuropas, also der westlichen Christenheit, zu leugnen. Das sei ferne! Die römisch-katholische Kirche ist nicht ein, sondern sicher der entscheidende formative Faktor bei der Entstehung eines kulturellen Zusammenhanges Europas gewesen. Denn die katholische Kirche fungierte als das entscheidende Bindeglied zwischen dem Imperium Romanum bzw. der römischen Kultur des untergegangenen Westreiches und den germanischen Gentilreichen, die nach und nach auf seinem Boden entstanden. Mit dem definitiven Anschluss der Franken an die römisch-katholische Auslegungsgestalt des Christentum am Ende des 5. Jahrhunderts war das Schicksal des arianischen Bekenntnisses unter den germanischen Stämmen besiegelt: Die Zukunft im Westen gehörte damit für rund ein Jahrtausend dem römischen Katholizismus als der weithin alternativlos gültigen Christentumsvariante. Erst mit der Reformation zerbrach das durch die rechtliche

und spirituelle Bindung an den römischen Papst geprägte katholische Lateineuropa (III.).

Die Verbindung der germanischen Gentilreiche mit dem römischen Katholizismus vollzog sich allerdings nicht als ein strategisches Großunternehmen der römischen Päpste. Überhaupt verhielt sich das Papsttum bis ins 8. Jahrhundert hinein zumeist eher reaktiv. Freilich ließ es sich produktiv darauf ein, dass ihm etwa seitens der germanischen Neuchristen Britanniens mit Achtung begegnet wurde. Die Verehrung des heiligen Petrus als des Himmelspförtners, der den Eingang ins ewige Leben gewährt, wirkte von den Angelsachsen aus auf den kontinentalen Katholizismus zurück und trug wesentlich dazu bei, dass die Verehrung des Apostelfürsten und seines lebendigen Nachfolgers zu einem wichtigen Faktor in der Frömmigkeit des lateinischen Christentums wurde.

Auch auf dem Feld der Mission ging die römische Kapitale keineswegs voran – sieht man von der Initiative Papst Gregors I. (590–601) in Bezug auf die Missionierung der Angelsachsen einmal ab. Die wesentlichen Träger der mitteleuropäischen Christianisierungsprozesse waren zunächst iroschottische, später angelsächsische Mönche, die zumeist in enger Verbindung mit den politischen Herrschaftsträgern in den germanischen Reichen auf dem Boden des ehemaligen weströmischen Imperiums agierten. Für Gestalt, Struktur und Lebensform des Christentums im entstehenden Lateineuropa dürfte entscheidend geworden sein, dass es den Menschen in aller Regel als quasi obrigkeitlich verordnetes *Oktroi* begegnete und nicht als ein religiöses Phänomen, das an eine Lebensentscheidung des Einzelnen rührte bzw. eine solche forderte. In der Alten Kirche war dies bis in die Zeit der sogenannten konstantinischen Wende hinein anders gewesen. Die Entscheidung zugunsten des Christentums war damals quasi im Horizont mikrokommunikativer Entscheidungsstrukturen gefallen: Durch nachbarschaftliche, jedenfalls private Kontakte, aufgrund des guten Rufes einer Gemeinde oder einzelner seiner herausragenden Repräsentanten, vielleicht auch infolge eindrucksvoller, das Gewissen des Einzelnen ansprechender Glaubensverkündigung waren Menschen in der Alten Kirche zu Christen geworden. Nun aber, im Kontext der germanischen Reichsbildungen, waren es die politischen Herrschaftsträger, meist die Stammesführer oder Könige, die für ihr Volk bzw. für das gesamte Gemeinwesen die Entscheidung zugunsten des katholischen Christentums trafen. Die Taufe, die in der Alten Kirche am Ende eines langen, intensiven Katechisierungsprozesses, eines zumeist mehrjährigen Hineinwachsens in Ethos und Lehre des Christentums, gestanden hatte, bildete nun den Ausgangspunkt des Christseins, und was sich daran an weitergehender Unterweisung anschloss, war allemal ungewiss.

Die Bedeutung magischer Handlungen und des Kultmagiers, der diesen Wandel hin zum christlichen Heilsstand zu bewerkstelligen vermochte, des Klerikers, erreichte gegenüber der Spätantike ein neuartiges Maß. Über-

haupt wurde die Beziehungsebene zwischen dem einfachen Gläubigen und dem geweihten Priester vornehmlich über die heilswirksamen, heiligen Handlungen, die Sakramente oder Sakramentalien, definiert. In bildungsmäßiger Hinsicht sollte man den praktischen Abstand zwischen Klerikern und Laien in karolingischer Zeit allerdings nicht überbetonen. Aus einem Katalog von Mindestanforderungen, die an den Pfarrklerus zu stellen waren, geht hervor, dass die Priester im Reiche des Frankenkönigs und späteren Kaisers Karl Credo und Vaterunser auswendig aufsagen und in Grundzügen auslegen können sollten. Die Lateinkenntnisse hatten demnach einen fehlerfreien Gebrauch der liturgischen Formeln, des Dreh- und Angelpunkts der klerikalischen Existenz als Sakramentsspender, zu gewährleisten. Die Zeiten, in denen sich Bonifatius, der wichtigste Missionar im Frankenreich Karl Martells, Karlmanns und Pippins, über Taufen „in nomine patria et filia“ beklagt hatte, waren noch nicht lange vorbei.

Die Formierung Europas zu einer religiös-kulturellen ‚Einheit‘ von relativer Geschlossenheit erfuhr im 8. Jahrhundert eine entscheidende Intensivierung, und zwar einerseits durch eine Bedrohung von außen, durch die expansive Dynamik des Islams, und andererseits durch die machtpolitische Konzentration in Gestalt der Bildung des fränkischen Großreichs, das unter Karl dem Großen seinen Höhepunkt erreichte. Auch wenn die früher als welthistorische Tat des fränkischen Hausmeiers Karl Martell beurteilte Zurückschlagung des Islams bei Tours und Poitiers (732) heute im Ganzen nüchterner bewertet wird, ist unbestreitbar, dass die gewaltigen Gebietseroberungen im Zeichen des Halbmondes die – so Peter Brown – „größte politische Revolution in der ganzen Geschichte der alten Welt“ darstellten. Denn erstmals war ein gewaltiger geographischer Bogen von Andalusien und Marokko bis nach Mittelasien und dem Panshab in einem einzigen politischen System vereinigt. Die kirchen- und christentumsgeschichtlichen Folgen dieses elementaren Umbruchprozesses sind beträchtlich. Denn wichtige Zentren des antiken Christentums, Kerngebiete der frühen Ausbreitungsgeschichte der Kirche in Syropalästina, Syrien, Ägypten und Nordafrika, gingen weitestgehend und dauerhaft an eine neue Religion verloren. Die definitive Grenzziehung zwischen Nordafrika und Lateineuropa dürfte primär infolge der Islamisierung dieses bisher mit dem Imperium Romanum bzw. dem übrigen Europa intensiv verbundenen geographischen Raumes erfolgt sein. Die Herausforderung durch den Islam, die, verstärkt dann seit dem späten Mittelalter, den Werdeprozess der europäischen Frühneuzeit begleitete, bildet ein wichtiges Dauerthema und ein prägendes Grundmotiv in der Geschichte Lateineuropas.

Die Machtkonzentration im fränkischen Großreich der Pippiniden und Karls des Großen stützte sich auf militärische Erfolge und Eroberungen, die jeweils mit ausgreifenden Christianisierungsprozessen verbunden waren. Die Verchristlichung der neuen Untertanen der fränkischen Könige sollte

natürlich auch der Befestigung ihrer Herrschaft dienen. Denn die Religion galt, ungebrochener antiker Tradition entsprechend, als wichtigstes *vinculum societatis*. Doch die Verbindung der fränkischen Herrscher mit der römischen Kirche ging über die Kooperation im Kontext der Mission und des Aufbaus einer administrativen Organisationsstruktur deutlich hinaus. Bereits Pippin, der Vater Karls des Großen, knüpfte eine besondere Verbindung mit dem Papst, indem er ihn für die Legitimation seiner Herrschaftsansprüche gegenüber der regierenden Dynastie der Merowinger gewann. Mit Hilfe des Oberhauptes der römischen Kirche wurde dem Geblütsrecht der Merowinger eine andere Sakralität, nämlich die durch Salbung vermittelte Sakralwürde eines christlichen Königtums, entgegengesetzt. Das fränkische Königtum Pippins setzte – analog der alttestamentlichen Königssalbung – an die Stelle des Geblüts die durch den Papst verwaltete und vermittelte Gottesgnade.

Die später mit der Kaiserkrönung Karls des Großen zu Weihnachten 800 vollzogene Verleihung der höchsten weltlichen Würde durch das Papsttum trug wesentlich dazu bei, das ‚christliche Abendland‘ als politisch-rechtliche und kulturelle ‚Einheit‘ im Gegenüber zum oströmisch-byzantinischen Kaisertum einerseits, zum anti-christlichen Islam andererseits zu konstruieren und zu formieren. Denn das Papsttum inszenierte sich als diejenige Instanz, der das Recht und die Macht zukam, die Kaiserwürde zu übertragen. Als juristische Basis dafür galt seit der Karolingerzeit das sogenannte „*Constitutum Constantini*“, die Konstantinische Schenkung. Dabei handelt es sich um ein angeblich von dem ersten christlichen Kaiser Konstantin stammendes Dokument, das die Verlagerung des politischen Herrschaftssitzes des Imperium Romanum in das neugegründete Konstantinopel damit begründete, dass dem amtierenden Papst Silvester der Lateranpalast, die Stadt Rom, alle Provinzen Italiens und des Westens („*Romae urbis et omnes Italiae seu occidentalium regionum provincias*“), Länder und Städte, übertragen wurden. Demnach besaß der Papst aufgrund der Schenkungsurkunde des verehrtesten antiken Kaisers nicht weniger als die Verfügungsrechte über den gesamten Okzident. In des Papstes Vollmacht stand es also, die Herrschaft über den Westen zu übertragen (*translatio imperii*), denn er war ja nach Auskunft der Konstantinischen Schenkung der „*princeps cunctis sacerdotibus totius mundi*“, der oberste Priester der ganzen Welt. Dem römischen Papst, der nach Auskunft des *Constitutum Constantini* den Prinzipat, den höchsten Rang unter allen Metropolitane der gesamten Ökumene, innehatte, waren zugleich die kaiserlichen Herrschaftsinsignien, das Diadem, die Mitra, das Pallium, der Purpurmantel und die rote Tunika, schließlich Siegel, Banner und die mannigfachen kaiserlichen Abzeichen übertragen.

Aus diesen Rechtsvollmachten der Konstantinischen Schenkung speisten sich die kirchenrechtlichen Kodifikationen vor allem der sogenannten „Pseudoisidorischen Dekretalen“, die die jurisdiktionelle Primatsstellung

des römischen Bischofs breit ausbauten und entsprechende Prärogativen der geistlichen Gewalt gegenüber dem politischen Arm festschrieben. Die Rolle des Papstes bei der Krönung der Kaiser, die bis ins 14. Jahrhundert hinein eine entscheidende rechtliche und noch bis ins 16. Jahrhundert und darüber hinaus eine wichtige symbolische gewesen war, gründete sich auf angebliche Rechtstitel des 4. Jahrhunderts, die erst im 15. Jahrhundert durch den humanistischen Philologen Lorenzo Valla als Fälschung erwiesen wurden. Das Recht der Päpste, Kaiser abzusetzen, überhaupt das Selbstbewusstsein des römischen Pontifex, die eigentliche Vermittlungsinstanz des Kaisertums an den Westen und damit der *translator* des Imperium Romanum zu sein, spielte im Sinne aktuell wahrgenommener Ansprüche dann vor allem im sogen. Investiturstreit des 11. Jahrhunderts eine entscheidende Rolle.

Durch die Restitution des fränkischen Großreichs und die Erneuerung der karolingischen Kaiseridee durch den Sachsen Otto I. fand eine dauerhafte Verbindung zwischen dem Kaisertum und dem Reich der Deutschen statt. Bis zum Untergang des seit dem späten 15. Jahrhunderts als „Heiliges Römisches Reich deutscher Nation“ bezeichneten Herrschaftsgebildes in napoleonischer Zeit, 1806, bestand das Imperium Romanum, das man seit dem Altertum mit dem vierten und letzten der Weltreiche der biblischen Danielapokalypse identifizierte, fort. Insbesondere der apokalyptische Deutungsrahmen, innerhalb dessen das Imperium Romanum verortet wurde, dürfte dafür verantwortlich gewesen sein, dass man es nicht untergehen lassen konnte oder wollte und es insofern als Deutungsmodell fortbestand.

Die Konflikte im Europa der frühneuzeitlichen Nationalstaaten waren auch Auseinandersetzungen um den höchsten monarchischen Rang in Europa, Konflikte, die sich mittelbar aus der Translationstheorie und der Vorstellung eines höchsten Herrschers in der Nachfolge der antiken Kaiser ergaben. Als im Zuge der Eroberung Konstantinopels durch das Osmanische Reich im Jahre 1453 das oströmische Kaisertum erlosch, sicherte allein das westliche Kaisertum die Kontinuität mit dem Imperium Romanum. Die expansiven Weltbeherrschungsansprüche der Europäer, die zuerst in der Zeit der Kreuzzüge eine blutige Form angenommen hatten und im heraufziehenden Zeitalter der Entdeckungen eine Europäisierung der Welt vorantrieben, dürften in mentalen Dispositionen wurzeln, die den Okzident als eigentlichen Erben der römischen Weltherrschaft und insofern als Herrn der Welt ansahen. In dieser Hinsicht ist der Papst – in Anknüpfung und Widerspruch – eine, vielleicht *die* Schlüsselfigur der europäischen Identität.

Aus kirchengeschichtlicher Sicht ist bei makrohistorischen Periodisierungsperspektiven im Blick zu behalten, dass die in fränkischer bzw. karolingischer Zeit formierte religiös, kulturell und politisch konstituierte Größe ‚Europa‘ Traditionen des westlichen Imperium Romanum fortzuführen den Anspruch erhob. Die „Romanität“ ist insofern ein entscheidender geschichts-

politischer Begründungsfaktor Europas. Erst mit der Französischen Revolution scheint diese Konstruktionslogik ihre Plausibilität weitgehend eingebüßt zu haben. Von einem ‚Christenheitseuropa‘ zu sprechen, macht in kirchengeschichtlicher Perspektive wenig Sinn, wenn man den chronologischen Rahmen kürzer als von ca. 500 bis ca. 1800 spannt. Dass innerhalb dieses Rahmens sinnvollerweise einzelne Etappen oder Epochen unterschieden werden sollten, versteht sich von selbst.

III.

Durch die Reformation, so scheint es, zerbrach die ‚Einheit‘ des christlichen Europas oder erlitt doch einen irreparablen Schaden. In der Tat: Das Verhältnis der von den deutschsprachigen Ländern ausgehenden Reformation zu ‚Europa‘ ist keineswegs eindeutig. Zunächst ist eine gewisse Berechtigung der ja schon in „altgläubigen“ Polemiken des 16. Jahrhunderts begegnenden, durch die Romantik und das Abendlandkonzept des 20. Jahrhunderts aktualisierten, dezidiert katholischen These anzuerkennen, die Reformation sei ein maßgeblicher Faktor der Zerstörung ‚Christenheitseuropas‘ gewesen. Denn in der Tat: Das Europa der päpstlichen Jurisdiktion, der verbindlichen Geltung des kanonischen Rechts – zumindest des Geltungsanspruches desselben –, das Europa der Orden und der apostolischen Nuntien, das Europa einer einheitlichen scholastischen Universitätstradition etc. – dieses Europas ist durch die Reformation tiefgreifend und dauerhaft erschüttert bzw. zerstört worden. Die Pluralisierung und Partikularisierung der kirchlichen Organisationsformen und ihrer doktrinalen Ausgestaltungen haben den Prozess frühmoderner Staatsbildung und die Entstehung eines Europas der Nationalstaaten begünstigt – so die plausible Basishypothese des Konfessionalisierungsparadigmas. Die ‚Einheit‘ Europas gefördert hat die Reformation, so scheint es, nicht.

Eine zweite, stärker kultur- und sprachgeschichtlich ansetzende Perspektive dürfte den makrohistorischen Befund bestätigen: Die Reformation hat überall dort, wo sie erfolgreich war, nationalsprachliche Artikulationsformen und Aneignungen des Christlichen begründet oder verstärkt und die religiöse Bedeutung der europäischen *lingua franca* der Vormoderne, des Lateinischen, eher geschwächt als befördert. Im Falle einiger europäischer Nationalsprachen – des Finnischen etwa, des Litauischen, des Kroatischen – stellen die im Zusammenhang der Reformation entstandenen religiösen Texte, insbesondere die Bibelübersetzungen oder Katechismen, die ältesten schriftlich überlieferten Sprachdokumente überhaupt dar. Der Prozess der Vernakularisierung der christlichen Religion, der sukzessive auch den römischen Katholizismus erfasste, hat die Momente einer gemeineuropäischen Sprachkultur, die wesentlich christlich geprägt war, unterminiert oder jedenfalls in den Hintergrund gedrängt.

Eine dritte, mentalitätsgeschichtliche Perspektive auf den Verlust der ‚Einheit‘ Europas infolge der Reformation ergibt sich gleichsam von den Rändern oder Grenzen der religiösen Zugehörigkeit zu Europa her. Das große Wort Pius’ II., kurz nach dem Untergang Konstantinopels und im Zusammenhang mit Mobilisierungsstrategien für einen antiosmanischen Kreuzzug ausgesprochen – „Europa id est patria, domus propria, sedes nostra“ – war für ein spätmittelalterlich-kuriales Europakonzept charakteristisch, das durch die Reformation erschüttert bzw. infrage gestellt wurde. Europa – das war vor der Reformation die verbliebene Restheimat der *christianitas*, der einzige der drei Kontinente, in dem die Christenheit noch regierte, nachdem Nordafrika und Asien an den Islam gefallen waren. Dieses Europakonzept Pius’ II. konstruierte die ‚Einheit‘ Europas mittels der Abgrenzung von der „islamischen Welt“; es galt, die *patria* unter der spirituellen und politischen Führung des Stellvertreters Christi gegen die Bedrohung aus dem Osten zu verteidigen. In der Publizistik der habsburgischen Kaiser hat dieses Europa-konzept, zumeist freilich unter der Voraussetzung eines Primates des Imperium gegenüber dem Sacerdotium, seine partielle Fortsetzung gefunden. Durch die Reformation aber ist dieses Europakonzept fundamental in Frage gestellt worden. Denn eine gemeinsam mit der Papstkirche initiierte militärische Verteidigung gegen die als Zuchtrute Gottes gedeuteten „Türken“ kam für die Propagandisten der Reformation in aller Regel nicht in Frage. Man sah im Papst einen mindestens so bedrohlichen Feind des eigenen Glaubens wie im „Türken“. Luthers Kinderlied „Erhalt uns Herr bei deinem Wort“ lautete in der zweiten Zeile der ersten Strophe unmissverständlich: „und steur des Bapsts und Türcken Mord“. Die geschichtstheologische Theoriefigur des bikephalen Antichristen, des Papstes und des Türken, bot den Lutheranern eine nützliche Handhabe, um die „Ekelschranken“ gegenüber den konfessionellen Gegnern unübersteigbar hoch zu setzen. Von der Mobilisierung eines gemeineuropäischen Zusammengehörigkeitsbewusstseins in der Abwehr der Osmanen kann also nach der Reformation keine Rede sein.

Noch in einer anderen religions- und mentalitätsgeschichtlichen Perspektive dürfte die im Ganzen negative Wirkung der Reformation in Bezug auf die ‚Einheit‘ Europas evident sein: derjenigen auf das Judentum nämlich. Seit der Spätantike, seit den frühesten Anfängen der Formierung einer politisch-kulturellen und religiösen Größe ‚Europa‘, hatte das Judentum, wie angefochten auch immer, in, mit, unter und neben den christlichen Gesellschaften existiert. Von der biblischen Überlieferung her war es weithin als selbstverständlich empfunden worden, dass es Juden bis zur Wiederkunft Christi an den Rändern der eigenen Lebenswelt geben müsse. Während der Kreuzzugspogrome seit dem späten 11., verstärkt dann im Gefolge der Pestpogrome des 14. Jahrhunderts waren die Grundlagen jüdischer Existenz in verschiedenen europäischen Ländern nach und nach immer massiver in Frage gestellt oder beseitigt worden. Die Vorstellung, ein politischer Unter-

tanenverband müsse mittels einer einheitsstiftenden Religion integriert werden, hatte eine immer bezwingendere Plausibilität erlangt und wurde immer konsequenter verwirklicht. Diese in Spanien, England oder Frankreich schon im Laufe des 15. Jahrhunderts siegreiche Tendenz ist durch die Reformation fortgeführt und auf der Ebene der konfessionell geschlossenen National- und Territorialstaaten Nordeuropas und des Reiches im Ganzen wohl verstärkt worden. Innerhalb des eigenen Landes Juden zu dulden, erschien nun immer häufiger als Bedrohung der sozio-kulturellen und religiösen Lebensgrundlagen. Die Idee einer ‚Einheit‘ Europas als jenes Kontinents, in dem Christen und Juden gemeinsam bis zum Ende der Zeiten lebten, ist durch die Reformation weiter unterminiert worden.

Der nächste Punkt in der Negativbilanz zum Verhältnis der Reformation zur ‚Einheit‘ Europas folgt einer bildungs- und universitätsgeschichtlichen Perspektive. Nicht ohne Berechtigung wird ja in der transnationalen Mobilität der mittelalterlichen Gelehrten ein wesentlicher Aspekt des europäischen Universitätswesens und der allgemeinen Geltung seiner akademischen Grade gesehen. Durch die Reformation und die Konfessionalisierung ist der bereits im späten Mittelalter breit einsetzende Territorialisierungsschub des Universitätswesens weiter forciert worden. In aller Regel bewegten sich die Universitätsbesucher der späteren Reformationszeit und des konfessionellen Zeitalters überwiegend innerhalb der Schranken ihrer eigenen Konfession; häufig überschritten sie auch die Territorialgrenzen zu Studienzwecken nur dann, wenn es erforderlich oder besonders förderlich schien. Zwar lassen sich regionale konfessionelle Bildungslandschaften auch über Territorialgrenzen hinweg rekonstruieren, schwerlich aber ein frühneuzeitlicher europäischer akademischer Wissensraum. Die Reformation hat insofern tendenziell eine Provinzialisierung der höheren Bildung begünstigt. Und durch die auch seitens der Humanisten verfochtene Auflösung eines fixen Bestandes kanonisch geltender Lehrwerke, wie sie das Mittelalter auf allen Ebenen des Studiums in allen Fakultäten in reichem Maße besessen hatte, ging auch ein wichtiges Element der intellektuellen Integration Europas, ja seines kulturellen Gedächtnisse dahin.

Als letzter Aspekt der durch die Reformation beförderten Desintegration Europas sei kurz die Ordensgeschichte angesprochen. Dem Mönchtum kam ja nicht nur eine zentrale Bedeutung bei der initialen Formierung Europas zu. Es blieb ein entscheidender begleitender Faktor des mentalen, spirituellen, kommunikativen und kulturellen Zusammenhanges Lateineuropas. Die Orden besaßen in der Regel eine Organisationsstruktur, die wesentliche Teile des gesamten lateineuropäischen Raums umfasste. Zwischen den Konventen herrschte ständige Mobilität, die Menschen unterschiedlicher nationaler Zugehörigkeiten zusammenführte. In den Orden wurden einheitliche religiöse Lebensstile praktiziert oder doch zumindest Versuche unternommen, Differenzen einzuhegen. Die Observanzbewegung hat diese Tendenzen eher

noch verstärkt. Neben dem Europa der päpstlichen Legaten und Nuntien und dem Europa der Ablasskommissare und -propagandisten ist das Europa der Mönche durch die Reformation infrage gestellt worden bzw. hat in denjenigen Territorien und Ländern, die sich der Reformation anschlossen, seine Lebenskraft verloren.

Diese makrohistorischen Überlegungen haben eine Grenze ihrer Plausibilität in der Frage, was sinnvollerweise unter der ‚Einheit‘ Europas verstanden werden kann. Es scheint geboten, den Begriff einer ‚Einheit‘ Europas zu entessentialisieren und im Sinne je spezifischer Geltungsansprüche und ihrer jeweiligen Umsetzung zu verstehen. Denn dem, was als „Einheitsmoment“ Europas im Sinne der obigen Verlustbilanz genannt wurde, stehen Spannungsmomente gegenüber, die diese ‚Einheit‘ jeweils relativierten. So kann man z. B. nicht einfach voraussetzen, dass etwa der Wirkungsradius des kanonischen Rechtssystems in allen Ländern Europas gleich groß war – im Gegenteil. Unterschiedlich waren auch die Formen und Intensitätsgrade der Durchsetzung einer zentralistischen kurialen Pfründenpolitik nicht nur in den verschiedenen europäischen Ländern, sondern auch zwischen und innerhalb einzelner Diözesen und Territorien. Die „Einheitlichkeit“ der lateineuropäischen Christenheit kann also kaum anders denn als eine in sich sehr diverse und plurale ‚Einheit‘ beschrieben werden. Diese Pluralität ist durch die Reformation noch einmal gesteigert worden. Wurde die ‚Einheit‘ Europas dadurch definitiv zur Fiktion?

Auch die Beantwortung dieser Frage kann kaum anders als differenziert ausfallen. Im Folgenden sollen einige Aspekte angesprochen werden, die die Negativbilanz in Hinblick auf die „einheitszersetzende“ Wirkung der Reformation zu relativieren scheinen. Zunächst sei mit einem kommunikationsgeschichtlichen Aspekt begonnen: Viele der Reformatoren der ersten Generation unterhielten Korrespondenzen, die weit über den regionalen oder nationalen Rahmen hinauswiesen, ja europäische Dimensionen erreichten. In Bezug auf Akteure wie Melanchthon, Calvin, Bucer oder Bullinger ist dies evident. Und auch Luther hatte Korrespondenzpartner in zahlreichen europäischen Ländern, auch wenn er in dieser Hinsicht deutlich hinter Melanchthon zurückstand. Bei Bucer, aber auch bei Melanchthon, Bullinger und Calvin lassen sich anhand der Korrespondenzen weiträumige reformationsstrategische Perspektiven erkennen. Es galt, Gesprächspartner in verschiedenen Ländern zu stabilisieren und bei ihrem Kampf gegen den römischen Antichristen und seine lokalen Satrapen wirkungsvoll zu unterstützen.

Bei Bucer stößt man sogar auf eine unter den Reformatoren deutscher Zunge nicht sehr verbreitete Offenheit gegenüber Franzosen. Im Frühjahr 1535 schrieb er seiner Brieffreundin Margarethe Blarer in Konstanz: „Das kann ich, meine verehrte Mutter, an dir gewiss nicht billigen, dass du allein schon den Namen ‚Franzosen‘ als verbrecherisch ansiehst [solum nomen

Gallorum ponis in crimine]. Was sind denn, beschwöre ich dich, Deutsche, Italiener, Spanier und andere? Aus sich heraus sind alle verloren, in Christus aber alle Brüder; und diesem gab der Vater nicht den einen oder anderen, sondern alle Völker zu eigen.“ Dieses Zitat bietet eine auch im Vergleich zu Luther, der virtuos auf der Klaviatur frühneuzeitsspezifischer Nationalstereotypen zu spielen verstand, bemerkenswerte, theologisch begründete Distanzierung von nationalen Wertigkeiten. Im Falle des Straßburger Reformators ist darin sicher ein entscheidendes Handlungsmotiv seiner europaweiten Reformationsagitation zu sehen. Das Zitat macht deutlich, warum Bucer seit den 1530er Jahren zum wichtigsten Anlaufpunkt für französische Glaubensflüchtlinge, u. a. Calvin, und zum wahrscheinlich einflussreichsten Vermittler deutscher Reformationstheologie an das westeuropäische Ausland wurde. Durch die Reformation entstanden also auf einzelne Reformatoren zentrierte Korrespondenznetze europäischen Ausmaßes, die in den Kommunikationsforen der humanistischen Sodalitäten gewisse Vorläufer hatten, aber im Unterschied zu diesen häufig auf sehr konkrete kirchenpolitische Handlungsaktivitäten abzielten.

Im Zuge der Reformation setzte sodann eine Mobilität von Studenten und Magistern ein, die zeitweilig europäische Ausmaße erreichte. Zunächst Wittenberg, ein wenig auch das freilich universitätslose Straßburg, später Genf wurden Orte der internationalen Begegnung insbesondere der akademischen Jugend. Man pilgerte zu Luther, zu Melanchthon, zu Calvin, weil man die „neue Lehre“ aus erster Hand kennenlernen wollte, weil ein Studium oder gar eine Ordination in Wittenberg die Karriere in der eigenen Heimat, sofern diese sich der Reformation zu öffnen begonnen hatte, begünstigte und weil die Aura, die diese Personen und Orte umgab, im „evangelisch“ werdenden Europa kaum hinter berühmten Hochschulorten wie Paris oder Oxford zurückblieb. Einen europaweit attraktiven Universitätsort gab es im Alten Reich vor Wittenberg nicht.

Durch Briefe an die Reformatoren versuchte man aus unterschiedlichen europäischen Ländern gutachterlichen Rat zu erhalten und gelegentlich auch Richtungsdebatten zu entscheiden. Dies war etwa in der Frage der Berechtigung einer nikodemitischen Haltung bei den Evangelischen in Venedig der Fall. Der dorthin gesandte Emissär, Matthias Flacius Illyricus, war seinerseits ein konfessionell profilierter Theologe von europäischem Rang. Sein literarisches Werk ist in einer Vielzahl unterschiedlicher nationaler Reformations- und Konfessionalisierungsprozesse wirksam geworden und hat eine Fülle an disparaten geistigen Traditionen des spätmittelalterlichen und des Renaissanceeuropas für den Glaubenskampf aktiviert.

Durch das Studium zahlreicher reformatorischer Multiplikatoren in Wittenberg oder Genf entstand so etwas wie ein europäischer Raum eigener Art; aufgrund und mit Hilfe der Kontakte, die man zu den Lehrern und den Kommilitonen nach der Rückkehr in die Heimat oder an einem dritten Ort

unterhielt, blieben diese kommunikativen Räume lebendig und beweglich. Sie trugen auch dazu bei, dass theologische Debatten, Nachrichten über neue Bücher, Informationen kirchenpolitischer Art und anderes mehr, weitergetragen wurden und ihrerseits Publikationen und Reformaktivitäten freisetzen konnten. Und nicht nur Studenten kamen zu Besuch. An Luthers und Melanchthons Tafel und in den Pfarrhäusern mancher oberdeutschen Stadtreformatoren saßen regelmäßig Reisende aus vieler Herren Länder. Diese kommunikativen Verdichtungen bildeten gelegentlich eine wichtige Basis unterschiedlicher Reformationsaktivitäten in einzelnen europäischen Ländern.

Ein weiterer Aspekt, der es erwägenswert erscheinen lässt, darüber nachzudenken, ob im Zuge der Reformation ein neues, evangelisches ‚Europa‘ entstand, betrifft die Staatenpolitik im engeren Sinne. Die Reformationsgeschichte wurde ja, nicht zuletzt aufgrund der europäischen oder besser: globalen Dimensionen der Herrschaft Karls V., von religiös konnotierten oder motivierten zwischenstaatlichen interterritorialen Koalitionen und Annäherungen begleitet. Der Schmalkaldische Bund etwa unterhielt Kontakte zu dem französischen Erzrivalen des Kaisers; im Zuge der Annahme der Reformation verstärkten sich die politischen Verbindungen zwischen Dänemark und den protestantischen Reichsfürsten; die Schmalkaldener waren, jedenfalls zeitweilig, für den englischen König Henrich VIII. als Verhandlungspartner interessant, und auch Elisabeth I. bemühte sich zu Beginn ihrer Regierung um engere Verbindungen zu den evangelischen Reichsfürsten. Heinrich von Navarra schmiedete Pläne für eine gesamteuropäische Theologensynode, die die innerprotestantischen Lehrdifferenzen überwinden oder abschwächen sollte. Die Liste ließe sich mühelos verlängern. Im Zuge der Reformation entstanden also politische Beziehungen, sowohl innerhalb des Reiches – man denke etwa an die stabile Achse zwischen Kursachsen und Hessen – als auch auf europäischer Ebene, die es in dieser Form und mit vergleichbaren Motivationsprofilen im vorreformatorischen Europa so nicht gegeben hatte.

Die Gesichtspunkte, die man bei der Beantwortung der Frage nach der Bedeutung der Reformation für die ‚Einheit‘ Europas bzw. die Erosion ‚Christenheitseuropas‘ zu bedenken hat, sind also einigermaßen komplex und widersprüchlich. Elemente eines ‚alten‘, mittelalterlichen Europas wie die päpstliche Jurisdiktionsgewalt, das kanonische Recht, die Orden, das scholastische Bildungsmodell büßten ihre universalen Geltungsansprüche ein. Auf der anderen Seite entstanden durch die Reformation neue europäische Zusammenhänge und ‚Räume‘: der Raum der volkssprachlichen Bibelleser; der Raum der Religionsflüchtlinge; der Raum der Sänger volkssprachlicher Kirchenlieder und der Leser international wirksamer Erbauungsschriften; der Raum der Papstfeinde; die Räume der calvinistischen Internationale und der lutherischen Polynationale; der Raum der im Streit

um die Wahrheit und die Rationalitätsstandards dieses Streites verbundenen Konfessionskontroversisten; der Raum der Dissenter; der Raum der konfessionell entgrenzten, aber auch auf konfessionelle Sachverhalte bezogenen humanistischen Gelehrten; der Raum der Produzenten religiöser und konfessionstheologischer Literatur.

Dass die Christianisierung Europas im Zuge der Reformation bzw. der Konfessionalisierungen einen neuen Schub erreichte und mit einer vor dem 14. Jahrhundert schwer vorstellbaren Intensität auch das Innenleben der Menschen, ihr Ethos, die Gestaltung ihrer familialen und libidinösen Beziehungen usw. zu beeinflussen begann, dürfte ein weiteres Moment der in sich pluralen ‚Einheit‘ Europas ausmachen. In der *longue durée* einer christenheitseuropäischen ‚Vormoderne‘ bedeutete dies in gewisser Weise, dass sich die Christianitätsstandards im Verhältnis zur initialen Christianisierung des Kontinents erst im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit deutlich zu verändern begannen und mit den disziplinatorischen Mitteln verdichteter staatlicher und kirchlicher Autorität eingeschärft wurden. In kirchen- und christentumsgeschichtlicher Hinsicht ist die Bedeutung dieses Prozesses einer „Christianisation du Christianisme“ (Delumeau; Hendrix) sicher nicht gering zu veranschlagen. Mit der Formierung ‚frühmoderner‘ Staatlichkeit dürfte er in komplexer Weise verbunden sein und insofern an die periodologischen Grenzen der ‚Vormoderne‘ rühren.

IV.

Im Anschluss an Le Goff erscheint es erwägenswert, historisch-kulturelle Merkmale Europas zu identifizieren, die sich seit seinen Anfängen geltend machten und in mannigfacher Brechung bis heute fortleben. Damit soll keiner ahistorischen Kulturtypologie das Wort geredet werden, sondern nach historisch je divers und vielfältig ausgeformten Lebensordnungen und Verhaltens- bzw. Verstehensmustern gefragt werden, die unstrittig als „typisch europäisch“ gelten können. Die „Dialektik der Einheit und der Vielheit, der Christenheit und der Nationen“ kann nach LeGoff als Grundsignatur der europäischen Zivilisation gelten.

Europa – das ist ein Schmelztiegel nationaler Traditionen, Sprachen und Kulturen und zugleich ein Miteinander, das sich zunächst als christliches, heute zumeist als ‚europäisches‘ Zusammengehörigkeitsgefühl präsentiert. Europa, das ist ein durch ein spezifisches Zeitverhältnis geprägter Kulturraum des Wechsels von Arbeit und Freizeit, den vor allem das Mönchtum kulturell implementierte. Europa ist ein schon von seinen Anfängen her mit universalen, die lokalen und territorialen Herrschaftseinheiten überragenden Rechtsstrukturen, insbesondere dem Kaiser-, aber auch dem Kirchenrecht, durchzogenes Gebilde. Auch in Bezug auf die sprachliche Seite prägt

die „Dialektik“ von Einheit und Vielfalt das europäische Gesicht: Latein ist die eine maßgebliche *lingua franca* Europas, die – primär vermittelt durch kirchliche Bildungsträger – eine umfassende gelehrte, politische, rechtliche und religiöse Kommunikation des Kontinents ermöglichte. Und zugleich und daneben spielten die Nationalsprachen eine Rolle, die im Laufe eines jahrhundertelangen Formierungsprozesses sublime Ausdrucksqualitäten entwickelten und schließlich auch in Konkurrenz zur Universalsprache zu treten begannen.

Europa – das ist ein Raum, in dem bestimmte mentalitätsmäßige oder kulturelle Selbstverständlichkeiten gelten: Lebensanfang und Lebensende werden als kulturell belangreiche, rituell zu gestaltende und sozial zu regulierende Grundmerkmale des menschlichen Lebens empfunden und begangen. Kirchen und Friedhöfe sind überall in Europa Kristallisationspunkte dörflicher oder städtischer Ansiedlungen. Die enge Verbindung von Lebenden und Toten, die die mittelalterliche Begräbnispraxis europaweit bestimmt, markiert eine spezifische Differenz der christlichen gegenüber der pagan-antiken und der rationalistisch-neuzeitlichen Separation der Toten und der Lebenden, die seit der Reformationszeit forciert wurde.

Europa – das ist der Kulturraum, in dem man an Tischen sitzt und isst, in dem sich Liebende auf den Mund küssen und die Frau, religiös symbolisiert in der übermächtigen Gestalt der Gottesmutter und kanalisiert über die Verehrung der von Rittern umworbenen „Dame“, sukzessive eine Aufwertung erfuhr, die erst in der Moderne rechtsförmig eingelöst wurde, aber in den kulturellen Ressourcen des christlichen Europas immer schon vorhanden war. Europa, das ist die Sphäre, in der es zur Entdeckung der Kindheit und der spezifischen Würde des Kindes kam, symbolisiert im gottmenschlichen Krippenkind von Bethlehem. Der Aufschwung des Kindes festigte die Stellung der Frau.

Europa ist die Geburtsstätte der Universitäten, jener bis heute – neben dem Papsttum – lebensfähigsten mittelalterlichen Institutionen, die seit dem 12. Jahrhundert eine ganze Fülle kultureller Leistungen vollbrachten und neue Herausforderungen erzeugten, für die es außerhalb Europas kaum Analogien gibt. Die Universitäten des vormodernen Europas, die aus sich heraus weitgehend einheitliche Studienstrukturen, Graduierungssysteme und Lehrpläne entwickelten, verkörperten die idealen Potentiale des Kontinents wohl am besten. Denn sie verbanden lokale, territoriale, nationale und universale Traditionen, führten produktive Auseinandersetzungen mit fremdem, alten Wissen, das etwa in Gestalt der durch arabische Vermittlung bekanntgewordenen philosophischen Traditionen der Antike, insbesondere des Aristotelismus, der Verarbeitung bedurfte, und lieferten die Voraussetzungen dafür, fremdes neues Wissen anzueignen und zu durchdringen, indem sie methodische Strategien einübten, die die exemplarische oder wiederholbare Lösung von Problemen erlaubten. Durch die Universitäten schuf

sich das vormoderne Europa diejenigen Institutionen, die – neben dem Kirchenrecht – imstande waren, europaweit geltende, relativ einheitliche Standards der Wissensorganisation und der geltenden Lehre zu implementieren, ohne dass sie über die entsprechenden ökonomischen oder politisch-exekutiven Mittel verfügt hätten. Denn die Europäizität der europäischen Universitäten der Vormoderne war in erster Linie eine Folge der Mobilität ihrer Besucher. Das Europa der reisenden Scholaren trug ebenso wie das Europa der Pilger, das Europa der Kreuzfahrer und das Europa der Händler wesentlich dazu bei, dass dieser Kontinent ein Raum der Begegnungen, des Austausches, der Grenzüberschreitungen wurde.

Europa, das ist jener historisch-kulturelle Raum, in dem – unbeschadet aller sakralen Präention der Könige und Kaiser, aller politischen Ambitionen der Päpste und Bischöfe – Weltliches und Geistliches unterschieden wurde oder jedenfalls ein Differenzbewusstsein zwischen Geistlichem und Weltlichem entstand. Gegenüber dem Cäsaropapismus der byzantinischen Kaiser und der russischen Zaren und gegenüber den geistliche und weltliche Vollmachten verbindenden Herrschaftsansprüchen islamischer Potentaten stellt die Fundamentaldisjunktion von Imperium und Sacerdotium, Klerus und Laien, Staat und Kirche, Politik und Religion ein spezifisches Erbe Lateineuropas dar. Dieses Erbe impliziert die Unterscheidung zwischen Letztem und Vorletzten, irdischem Wohl und himmlischem Heil. Das erste ist eine Angelegenheit des gesunden Menschenverstandes, des rechtsförmigen Verfahrens, des angemessenen Interessenausgleiches, der politischen Kunst; das zweite ist eine Sache des Glaubens, des geistlichen Zuspruchs, der unverfügbaren Gabe. Irdisches Wohl und himmlisches Heil zu unterscheiden und der Zuständigkeit unterschiedlicher Instanzen zuzuweisen, erscheint im Lichte der okzidentalen Tradition und ihrer aufklärerischen Läuterung als angemessene und weise Kompetenzbegrenzung der weltlichen und der geistlichen Sphäre, im Interesse beider. Denn der Mensch ist im Horizont der Religion mehr als die Fülle seiner Taten oder Untaten, aber im Angesicht des Staates, der Politik, des Rechts, der Ökonomie oder der Polizei ist er genau dieses. Die Fundamentalunterscheidung von Politik und Religion schützt den Bürger davor, seitens des Staates anders denn als Bürger angesehen und behandelt zu werden. Nichts, was der Staat über ihn verfügt, berührt seinen Heilsstand. Nichts, was sein ewiges Heil berührt, entbindet ihn von staatsbürgerlichen Obliegenheiten. Angesichts mannigfacher religiös bedingter politischer Extremismen, die unsere Gegenwart in Atem halten, erscheint dieses europäische Erbe als ein Kulturgut von wahrhaft menschenfreundlicher, insofern auf universale Geltung Anspruch erhebender Dignität.

Die genannten Gesichtspunkte lassen keinen Zweifel daran, dass substantielle Elemente des kulturellen Erbes Europas bis heute die Lebensgrundlagen unserer Zivilisation bilden. Im Unterschied zu politischen Strukturen

des mit dem Europa der Nationalstaaten und der Französischen Revolution definitiv an sein Ende gelangten ‚Christenheitseuropas‘ ist das ‚alte‘ Europa der persistenten kulturellen Traditionen, für das die Kirchen- und Christentumsgeschichte in besonderem Maße sensibilisiert, noch erstaunlich intakt und ‚modern‘. Es auch heute ein ‚christliches Europa‘ zu nennen, wird – gemäß der europäischen Tradition der in der Reformationszeit forcierten irreversiblen Pluralisierungsprozesse – nicht anders als im Modus strittiger Auslegungen des ‚Christlichen‘ möglich und sinnvoll sein.

Benutzte und weiterführende Literatur

- Angenendt, Arnold*, Das Frühmittelalter. Die abendländische Christenheit von 400 bis 900, 3. Aufl., Stuttgart u. a. 2001.
- Borgolte, Michael*, Christen, Juden, Muselmanen. Die Erben der Antike und der Aufstieg des Abendlandes 300 bis 1400 n.Chr., Berlin 2006.
- Brown, Peter*, Die Entstehung des christlichen Europa, München 1996.
- Hohls, Rüdiger / Schröder, Iris / Sigrist, Hannes* (Hrsg.), Europa und die Europäer. Festschrift Hartmut Kaelble, Stuttgart 2005.
- Kaufmann, Thomas*, „Türckenbüchlein“. Zur christlichen Wahrnehmung „türkischer Religion“ in Spätmittelalter und Reformation, Göttingen 2008.
- Geschichte der Reformation, 2. Aufl., Berlin 2010.
- Le Goff, Jacques*, Die Geburt Europas im Mittelalter, München 2004.
- Mertens, Dieter*, „Europa id est patria, domus propria, sedes nostra ...“. Zu Funktionen und Überlieferungen lateinischer Türkenreden im 15. Jahrhundert, in: Europa und die osmanische Expansion im ausgehenden Mittelalter, hrsg. v. Franz Reiner Erkens, Berlin 1997, 39–58.
- von Plessen, Marie-Louise* (Hrsg.), Idee Europa. Entwürfe zum „Ewigen Frieden“. Ordnungen und Utopien für die Gestaltung Europas von der pax romana zur Europäischen Union. Katalog zur Ausstellung des DHM, Berlin 2003.
- Rüegg, Walter* (Hrsg.), Geschichte der Universität in Europa, Bd. 1: Mittelalter, München 1993.
- Schilling, Heinz*, Die neue Zeit. Vom Christenheitseuropa zum Europa der Staaten. 1250 bis 1750, Berlin 1999.
- Konfessionalisierung und Staatsinteressen 1559–1660, Paderborn u. a. 2007.
- Schorn-Schütte, Luise*, Geschichte Europas in der Frühen Neuzeit. Studienhandbuch 1500–1789, Paderborn u. a. 2009.
- (Hrsg.), Alteuropa oder Frühe Moderne. Deutungsmuster für das 16. bis 18. Jahrhundert aus dem Krisenbewußtsein der Weimarer Republik in Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft, Berlin 1999.

Lieber „Tausend Jahre Verlegenheit“?

Die deutsche und französische Mittelalterforschung zwischen ‚Alteuropa‘, ‚long moyen âge‘ und ‚vieille Europe‘

Von *Christian Jaser*

I. Hinführung: Das Unbehagen der deutschen Mediävistik gegenüber ‚Alteuropa‘

„Das Mittelalter schafft Verlegenheit“¹, schrieb Hartmut Boockmann einmal mit Blick auf die schon oft gestellte, aber gottseidank nicht zu beantwortende Frage nach der historischen Essenz einer zwischen Antike und Neuzeit eingepferchten Epoche der europäischen oder gar Weltgeschichte. Dies umso mehr, da ein derart objektiviertes und punktgenau datiertes Mittelalter der Moderne noch stets als „Wunschmaschine“² zu dienen hatte, als Projektionsfläche für höchst schizophrene Gegenwartsinteressen, die das Bild eines „entzweiten“, in jedem Fall aber immer in sich einheitlichen und kaum je wandlungsfähigen Zeitalters entwarfen³. Das alles ist hinlänglich bekannt und häufig debattiert worden. Nur Konsequenzen bleiben bis heute weitgehend aus, zumal in der historiographischen Praxis und im universitären Curriculum: Noch immer hängen Scheinvergaben, Examen und *veniae legendi* am Theologen- und Humanistenphantasma eines *medium tempus*, einer Zwischenzeit des kirchlichen und kulturellen Verfalls, die hervorragend zum heillos unterlegenen Sparringspartner für das emphatisch angepriesene „Eigentliche“ taugte: Bei Bonaventura die Vollkommenheit des apostolischen Armutsprinzips, bei Petrarca die Wiederentdeckung antiker Gelehrsamkeit und Stilhöhe⁴. Noch immer werden dadurch intellektuelle

¹ *Hartmut Boockmann*, Tausend Jahre Verlegenheit zwischen Antike und Neuzeit, in: Nachdenken über Geschichte. Beiträge aus der Ökumene der Historiker. Festschrift für Karl Dietrich Erdmann, hrsg. v. Hartmut Boockmann/Kurt Jürgensen, Neumünster 1991, 367–381, hier 367.

² *Valentin Groebner*, Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen, München 2008, 9.

³ *Otto Gerhard Oexle*, Das entzweite Mittelalter, in: Die Deutschen und ihr Mittelalter. Themen und Funktionen moderner Geschichtsbilder vom Mittelalter, hrsg. v. Gerd Althoff, Darmstadt 1992, 7–28.

⁴ *Achim Thomas Hack*, Das Mittelalter als Epoche im Schulbuch. Periodisierung und Charakterisierung, in: Das Bild des Mittelalters in europäischen Schulbüchern, hrsg. v. Martin Clauss/Manfred Seidenfuss, Berlin 2007, 85–116, hier 87–89.

Horizonte und Untersuchungszeiträume genauso vorgeprägt wie akademische Karrieren und professionelle Identitäten. Dabei ist die hoffnungslose Antiquiertheit der Dreiteilung Altertum-Mittelalter-Neuzeit kritischen Beobachtern nicht verborgen geblieben: „Was haben wir im Bereich der Periodisierung, jetzt, da wir im Zeitalter der Elektronik angelangt sind, geleistet? Wir verfügen über ein Gegensatzpaar, also zwei Begriffe, deren sich Menschen bedienen, seit sie denken können: ‚alt‘ und ‚neu‘. [...] Vor einigen Jahrhunderten hat man zwischen ‚alt‘ und ‚neu‘ ein ‚mittel‘ eingeschoben, und mit dieser Errungenschaft hat man es bewenden lassen“⁵, lautete etwa vor dreißig Jahren der bissige Stoßseufzer Karl Ferdinand Werners, der freilich nichts von seiner Aktualität eingebüßt hat. Denn von Forschergeneration zu Forschergeneration bleibt der längst in seiner Fragwürdigkeit entlarvte Mittelalterbegriff unvermindert in Geltung, wenn auch nun auf den Rang einer bloßen „Konvention“ und „pragmatische[n] Plattform“ herabgestuft, „um im Wissen um die Konstruktion aller historischen Ordnung kreativ nach den Andersartigkeiten vergangener Zeiten zu fahnden“⁶. Eine derartig ‚weiche‘ und evasive Herangehensweise im Dienste der Alterität, wie sie Bernd Schneidmüller in der jüngsten Synthese der Geschichte Europas von 1200 bis 1500 favorisiert, mag je nach wissenschaftlicher Neigung den einen als sachdienlich-klug, den anderen in der Reflexionshöhe gerade noch ausreichend erscheinen. Es kann jedoch nicht zufriedenstellen, wenn das Epochenkonzept des Mittelalters und seine traditionelle zeitliche Ausdehnung stets aufs Neue als „konventionalisierter“, aber dadurch keineswegs gebändigter Wiedergänger im historischen Bewusstsein tradiert wird. Wie eingeschliffen und angenehm ein zur „Konvention“ erklärtes, aber in seiner Wertungsgebundenheit damit nicht relativiertes Mittelalter auch immer sein mag⁷: Dass in einer historischen Synthese zum europäischen Spätmittelalter die alteuropäische Periodisierungsalternative jenseits der Schallmauer 1500 nicht einmal erwähnt und damit die Konvention ‚Mittelalter‘ durch die Hintertür als alternativlos präsentiert wird, ist gleichermaßen bemerkenswert wie bedenklich.

Gleichwohl ist Bernd Schneidmüller damit in guter Gesellschaft: Anders als ihre französischen Fachkollegen zeichnen sich deutsche Mediävisten bis heute dadurch aus, sich nicht oder nur sehr zaghaft an Epochendiskussionen über ‚Alteuropa‘, ‚frühe Neuzeit‘ und ‚frühe Moderne‘ zu beteiligen. Ist die

⁵ *Karl Ferdinand Werner*, Das „Europäische Mittelalter“. Glanz und Elend eines Konzepts, in: *Geschichte Europas für den Unterricht der Europäer*, hrsg. v. Karl-Ernst Jeismann, Braunschweig 1980, 23–35, hier 25.

⁶ *Bernd Schneidmüller*, Grenzerfahrung und monarchische Ordnung. Europa 1200–1500, München 2011, 31.

⁷ *Hans Erich Bödeker/Ernst Hinrichs*, Alteuropa – Frühe Neuzeit – Moderne Welt? Perspektiven der Forschung, in: *Alteuropa – Ancien Régime – Frühe Neuzeit. Probleme und Methoden der Forschung*, hrsg. v. Hans Erich Bödeker/Ernst Hinrichs, Stuttgart-Bad Cannstatt 1991, 11–50, hier 16–17.

deutsche Mittelalterforschung dazu „nicht eingeladen“, fragte Otto Gerhard Oexle 1995, um die Antwort gleich selbst zu geben: „Eher hat sie wohl kein Bedürfnis, sich zu beteiligen“⁸. Eine mittelalterspezifische „Verlegenheit“ im Sinne Boockmanns wird dabei wohl eher weniger eine Rolle gespielt haben. Vielmehr ist hierfür die „sehr verdinglichte Auffassung“⁹ der Epochen-grenze um 1500 ebenso verantwortlich zu machen wie die beharrungskräftige Neigung, das traditionelle Mittelalter als „schützenswertes Kulturgut“ zu verteidigen und das „Mittelalterliche am Mittelalter“ in das „Konstrukt eines abgesonderten, monolithischen Weltbilds“ einzusperren¹⁰. Flankiert wurde diese mangelnde periodologische Selbstreflexion der deutschen Mediävistik durch den dynamischen institutionellen Selbstfindungsprozess der Frühneuzeitforschung seit den 1950er Jahren, die ihrerseits *pro domo* einer harten Grenzziehung um 1500 Vorschub leistete und damit den seit jeher gegebenen Forschungs- und Lehrhorizont der Mittelalterforschung implizit bestätigte¹¹.

Bereits in der unmittelbaren Nachkriegszeit hatte sich angedeutet, dass mit deutschen Mediävisten nur schwer über neue Epochenzuschnitte und Periodisierungen zu reden war: Obwohl von Hause aus Mediävist, hat etwa Otto Brunners „Wende von der germanozentriert-völkischen Ideologie zum alteuropäischen Konservatismus“, die einer sozioökonomischen Statik Alteuropas in einer Zeitspanne von Homer bis Goethe das Wort redete¹², keine nachhaltige Beachtung in Mittelalterkreisen gefunden. Wie sich Reinhard Elze erinnerte, galt Otto Brunner – trotz seines 1954 angetretenen Hamburger Lehrstuhls für mittelalterliche Geschichte – vielen mediävistischen Kollegen als Frühneuzeithistoriker, mit dem es „nichts zu diskutieren“ (!) ge-

⁸ Otto Gerhard Oexle, Was deutsche Mediävisten an der französischen Mittelalterforschung interessieren muß, in: Mittelalterforschung nach der Wende 1989, hrsg. v. Michael Borgolte, München 1995, 89–127, hier 107–108.

⁹ Ebd., 108.

¹⁰ Peter von Moos, Gefahren des Mittelalterbegriffs. Diagnostische und präventive Aspekte, in: Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche, hrsg. v. Joachim Heinze, Frankfurt am Main/Leipzig 1994, 33–63, hier 49 u. 59; Thomas Nipperdey, Die Aktualität des Mittelalters. Über die historischen Grundlagen der Modernität, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 7 (1981), 424–431, hier 425.

¹¹ Winfried Schulze, „Von den großen Anfängen des neuen Welttheaters“. Entwicklung, neuere Ansätze und Aufgaben der Frühneuzeitforschung, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 44 (1993), 3–18, hier 6–10.

¹² Reinhard Blänkner, Von der „Staatsbildung“ zur „Volkswerdung“. Otto Brunners Perspektivenwechsel der Verfassungshistorie im Spannungsfeld zwischen völkischem und alteuropäischem Geschichtsdenken, in: Alteuropa oder Frühe Moderne. Deutungsmuster für das 16. bis 18. Jahrhundert aus dem Krisenbewußtsein der Weimarer Republik in Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft, hrsg. v. Luise Schorn-Schütte, Berlin 1999, 87–135, hier 117. Auf die anhaltende Diskussion um die Beurteilung von Otto Brunners historiographischen Positionen kann in diesem Rahmen nicht eingegangen werden. Vgl. jüngst Judith Benz, Otto Brunner, in: Handbook of Medieval Studies. Terms – Methods – Trends, hrsg. v. Albrecht Classen, Berlin 2010, 2223–2226.

geben habe, denn: „alle seine neueren Veröffentlichungen waren für Mittelalterhistoriker unaktuell. [...] Was er über das Mittelalter noch schrieb, war so generell, daß die Mediävisten es nicht lasen. Man las dann Neue Wege zur Sozialgeschichte, auch Adeliges Landleben, und fand, daß das hochinteressant war. Schade nur, daß man selbst mit dem Mittelalter aufhören mußte und nicht auch wie Brunner in die frühe Neuzeit gehen konnte“¹³ – ein ausgesprochener *campanilismo*, der als erstes Indiz einer generellen mediävistischen Diskursblockade in alteuropäischen Fragen gelten kann. Denn trotz der 1974 erfolgten Gründung der „Zeitschrift für historische Forschung“, die sich in ihrem zeitlichen Horizont – 12. bis 18. oder frühes 19. Jahrhundert – ausdrücklich auf Brunners ‚Alteuropa‘ als „Verständigungshypothese“¹⁴ bezieht, und zahlreicher epochenübergreifender Dialoge im Rahmen der Verbundforschung sind alteuropäische Ausflüge von Mediävisten noch immer eher die Ausnahme als die Regel, steht ein mutiges alteuropäisches Überblickswerk wie „Die neue Zeit“ Heinz Schillings¹⁵ aus der Feder eines Mittelalterspezialisten immer noch aus.

Noch aussagekräftiger wird dieser Epochenkonservatismus in der Vergleichsperspektive mit der französischen Mediävistik, die sich nicht in gleichem Maße scheute, alternative Periodisierungsmodelle vorzuschlagen, und dabei sogar eine expansive Deutungshoheit bis zur Industriellen Revolution beanspruchte. Zunächst ist dabei nach dem Einfluss der ‚langen Dauer‘ (*longue durée*) zu fragen, die Fernand Braudel im Rahmen seiner dynamischen Architektur historischer Zeitschichten entwickelt und deutlich gegen Brunners „alteuropäische‘ Wende“¹⁶ abgegrenzt hatte (II.). Danach sollen Jacques Le Goffs periodologische Neuansätze – zum einen der „Epochengigant“¹⁷ *long moyen âge*, zum anderen sein europapolitisch konnotiertes Wertereservoir *vieille Europe* – in ihren fachlichen und außerfachlichen Hintergründen beleuchtet werden, verbunden mit der Frage, ob von ihnen jenseits einer schlichten zeitlichen Ausdehnung der „Tausend Jahre Verlegenheit“ eine analytische Strahlkraft ausgeht (III.). Schließlich wird es in einem letzten Abschnitt darum gehen, aus der Perspektive der Mediävistik die gegenwärtige Relevanz der ‚alteuropäischen‘ Epochenbildung zu diskutieren, auch und gerade vor dem Hintergrund der selbstverordneten Alterität des Mittelalters (IV.). Es versteht sich von selbst, dass im Rahmen dieses Essays nur einige vorläufige, impressionistische Schneisen in ein Feld geschlagen werden können, das eine breitere, systematischere Erörterung verdiente.

¹³ Reinhard Elze, Otto-Brunner-Tagung, Discussion finale, in: Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento 13 (1987), 149–152, hier 151.

¹⁴ Zeitschrift für historische Forschung 1 (1974), 1.

¹⁵ Heinz Schilling, Die neue Zeit. Vom Christenheitseuropa zum Europa der Staaten. 1250–1750, Berlin 1999.

¹⁶ R. Blänkner, „Staatsbildung“ (Anm. 12), 90.

¹⁷ P. von Moos, Gefahren (Anm. 10), 46.

II. Die kalte Schulter der *longue durée*: Fernand Braudel liest Otto Brunner

Angesichts der lange währenden „Erbgleichgültigkeit“¹⁸ zwischen der französischen und deutschen Geschichtswissenschaft ist es geradezu als Glücksfall zu werten, dass die wissenschaftspolitische und konzeptionelle Führungspersonlichkeit des Unternehmens „Annales“ zwischen 1956 und 1969¹⁹, Fernand Braudel, in der Rubrik *Débats et Combats* derselben Zeitschrift 1959 eine umfangreiche Rezension zu Brunners Aufsatzsammlung „Neue Wege der Sozialgeschichte“ von 1956 (in der auch der alteuropäische Schlüsseltext „Das ‚ganze Haus‘ und die alteuropäische Ökonomik“ enthalten ist) veröffentlichte. Trotz methodologischer Differenzen scheint Brunners alteuropäische Sozialgeschichte für Braudel zunächst eindeutig auf eine Art *longue durée d'outre-Rhin* hinauszulaufen: „Pratiquement nous est offert, dans les eaux de la *longue durée*, un certain *modèle particularisé de l'histoire sociale européenne*, du XI au XVIII siècle. Ce modèle met en évidence des continuités, des immobilités, des structures. Il délaisse l'événement, sous-estime le conjoncturel, préfère le qualitatif au quantitatif [...]“²⁰. Eine solche „histoire sociale de longue durée“ sei zwar durchaus verführerisch, räumte Braudel einige Seiten später ein, aber generell sei das eben nur eine sozialgeschichtliche Herangehensweise unter einigen anderen, nämlich „celle des lenteurs, des permanences, des inerties, des structures: au delà des ces immobilités, il faudrait replacer la conjoncture sociale, qui n'est pas un mince personnage“²¹. Kurzum, Braudel monierte gerade die Statik eines ‚Alteuropas‘, das auf eine Rolle als alteritärer Gegenentwurf zur Moderne reduziert²² und nicht einmal von zyklischen Wandlungsprozessen betroffen war. Denn Braudels eigenes Modell historischer Zeitmaße und Geschwindigkeiten, das er ein Jahr zuvor in den „Annales“ vorgestellt hatte, sah bekanntlich eben nicht nur eine beharrliche „histoire de longue, même de très longue durée“ vor, die aufs engste an einen deterministisch verstandenen, gefängnis-metaphorisch aufgeladenen Strukturbegriff gekoppelt ist, sondern stellte dieser auch die rasch wechselnde, dramatische „courte durée“ der Ereignisse

¹⁸ Hartmut Kaelble, Sozialgeschichte in Frankreich und der Bundesrepublik. Annales gegen historische Sozialwissenschaften?, in: Geschichte und Gesellschaft 13 (1987), 77–93, hier 83. Vgl. zum Kontext auch Werner Paravicini, Zwischen Bewunderung und Verachtung. Französische und deutsche Mediävistik seit dem letzten Kriege, in: Die deutschsprachige Mediävistik im 20. Jahrhundert, hrsg. v. Peter Moraw/Rudolf Schieffer, Ostfildern 2005, 175–230.

¹⁹ Lutz Raphael, Trotzige Ablehnung, produktive Missverständnisse und verborgene Affinitäten. Westdeutsche Antworten auf die Herausforderungen der „Annales“-Historiographie (1945–1960), in: Geschichtswissenschaft um 1950, hrsg. v. Heinz Duchhardt/Gerhard May, Mainz 2002, 65–80, hier 66.

²⁰ Fernand Braudel, Sur une conception de l'Histoire sociale, in: Ders., *Écrits sur l'histoire*, Bd. 1, Paris 1969, 175–191, hier 178 (Kursiv im Original).

²¹ Ebd., 190.

²² R. Blänkner, „Staatsbildung“ (Anm. 12), 98.

sowie die Konjunkturen und Zyklen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zur Seite²³. Zusätzlich befeuert durch die ungerechtfertigte Unterstellung, Brunner weise eine Nähe zur traditionellen Politikgeschichte, dem roten Tuch der „Annales“-Historiographie, auf, kam Braudels Gesamturteil einer deutlichen Absage, sozusagen einer kalten Schulter der *longue durée* gegenüber ‚Alteuropa‘, gleich: „Otto Brunner ne doit rien aux Annales et les données de son raisonnement ou de son expérience, ses points d’appui, sa conclusion ne sont pas les nôtres“²⁴.

Umgekehrt kam es in Deutschland ebenso zu Distanzierungsgesten gegenüber den französischen Fachkollegen, allen voran den Protagonisten der „Annales“-Historiographie²⁵. Zugleich nahmen allerdings Werner Conze – und in seinem Gefolge auch Otto Brunner – den Braudelschen Begriff der *structures* im Zuge eines „produktiven Mißverständnisses“ auf, um einen soziale, politische und ökonomische Aspekte integrierenden Analysezusammenhang jenseits der unzulässig gewordenen ‚Volksgeschichte‘ möglichst unverdächtig benennen zu können²⁶. Über den Strukturbegriff hinaus blieb allerdings der Braudelschen Entdeckung, dass historische Zeit nicht auf eine wie immer geartete ‚Einheit‘, sondern auf ein Bündel unterschiedlicher Reichweiten und Geschwindigkeiten hinausläuft, eine breite Rezeption in Deutschland versagt²⁷ – mit nicht geringen Kosten für das Epochenkonzept ‚Alteuropa‘, das in einer eigentümlichen ontologischen Statik verharnte. In Frankreich wiederum hat Braudels an prominenter Stelle platziertes Verdikt dazu geführt, dass Brunners Werk im allgemeinen und seine alteuropäischen Arbeiten im Besonderen nie akzeptiert worden sind²⁸. Infolgedessen war ‚Alteuropa‘ zumindest keine explizit genannte Inspirationsquelle, als Jacques Le Goff in den frühen 1980er Jahren seinerseits aus dem traditionellen Epochenkorsett auszubrechen versuchte.

²³ Fernand Braudel, *Histoire et sciences sociales: la longue durée*, in: *Écrits*, Bd. 1 (Anm. 20), 41–83, 44–45, 50–51. Vgl. Lutz Raphael, Fernand Braudel (1902–1985), in: *Klassiker der Geschichtswissenschaft*, Bd. II: Von Fernand Braudel bis Natalie Z. Davis, hrsg. v. Lutz Raphael, München 2006, 45–62, hier 53–55.

²⁴ F. Braudel, *Histoire* (Anm. 23), 308, 317–318.

²⁵ Lutz Raphael, *Die Erben von Bloch und Febvre. Annales-Geschichtsschreibung und nouvelle histoire in Frankreich 1945–1980*, Stuttgart 1994, 490.

²⁶ Thomas Etzemüller, *Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 2001, 54–60; L. Raphael, *Trotzige Ablehnung* (Anm. 19), 75–76.

²⁷ L. Raphael, Fernand Braudel (Anm. 23), 58–60.

²⁸ O. G. Oexle, *Deutsche Mediävisten* (Anm. 8), 125. Vgl. W. Paravicini, *Bewunderung* (Anm. 18), 202–203.

III. ‚Langes Mittelalter‘ und ‚Altes Europa‘: Jacques Le Goff kämpft gegen den *monstre chronologique*

In den 1970er Jahren, als sich das Ende der sogenannten *trente glorieuses* abzeichnete und in Frankreich wie auch in anderen Industrieländern wirtschaftliche und soziale Krisensymptome unübersehbar waren, vollzog die französische Geschichtswissenschaft eine folgenreiche Wendung: von der quantitativen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Braudelscher Prägung hin zur *nouvelle histoire*, die sich vornehmlich ethnologischen Analyseinstrumenten und historisch-anthropologischen Fragestellungen zuwandte und binnen weniger Jahre zum international anerkannten Gütesiegel innovativer Geschichtsforschung emporstieg. Dem aufkeimenden Interesse der Historiker am Fremden, Marginalen, Abseitigen, Verdrängten lag eine zunehmende gesellschaftliche Fortschritts- und Zukunftsskepsis zugrunde, ein Verlust des „Neuzeit“-Bewußtseins²⁹, der die Alterität des vorindustriellen Zeitalters und seine ethnographische Erschließung als umso reizvoller erscheinen lassen musste²⁹. Maßgeblich angestoßen und geprägt von Jacques Le Goff, 1972 bis 1977 Präsident der *École des hautes études*³⁰, hat sich dieser ethnologische Blick der *nouvelle histoire* auch und gerade auf das Mittelalter gerichtet, dem in Frankreich ohnehin der „Reiz des Verbotenen“ und die Aura des ‚Alternativen‘ eigen war: „Wer sich damit beschäftigt, wirkt fortschrittlich entmythologisierend; er triumphiert zeitgemäß über obsolete, ehemals ‚fortschrittliche‘ Bildungsfetische“³¹. Vor diesem Hintergrund entwarf Le Goff 1983 sein expansionistisches Konzept eines ‚langen Mittelalters‘, das nicht nur der „Umwertung des pejorativen Mittelalterbegriffs humanistischer Provenienz“ dienen sollte³². Vielmehr antwortete Le Goff auf diese Weise auch auf ethnologische Herausforderungen, die das Zeitverständnis und die gängigen Epochenmodelle der Geschichtswissenschaft – allen voran das von Le Goff als „monstre chronologique“³³ identifizierte, ‚klassische‘ Mittelalter von 500 bis 1500 – fraglich werden ließen³⁴.

„[J]e propose un long, un très long Moyen Âge dont les structures fondamentales n'évoluent que lentement du III^e siècle au milieu du XIX^e siècle“,

²⁹ François Dosse, Expansion et fragmentation. La „nouvelle histoire“, in: Les courants historiques en France, XIX–XX siècle, hrsg. v. Christian Delacroix/François Dosse/Patrick Garcia, Paris 2007, 392–482, hier 394. Vgl. Hagen Keller, Überwindung und Gegenwart des ‚Mittelalters‘ in der europäischen Moderne. Abschiedsvorlesung, Münster 13. Juli 2002, in: Frühmittelalterliche Studien 37 (2003), 477–496, hier 486–87.

³⁰ Jacques Le Goff, Une vie pour l'histoire. Entretiens avec Marc Heurgon, 2. Aufl., Paris 2010, 203.

³¹ P. von Moos, Gefahren (Anm. 10), 38.

³² Ebd., 46.

³³ Jacques Le Goff/Véronique Sales, Le moyen âge de Jacques Le Goff, in: Ders., Un long moyen âge, Paris 2004, 23–40, hier 25.

³⁴ Pierre Nora, Côte à côte, in: L'ogre historien. Autour de Jacques Le Goff, hrsg. v. Jacques Revel/Jean-Claude Schmitt, Paris 1998, 59–69, hier 66.

lautete Le Goffs Einleitung zu seiner 1985 publizierten Aufsatzsammlung „L’imaginaire médiéval“, in der auch sein berühmter Essay „Pour un long moyen âge“ enthalten ist³⁵. Eine solche Großepoche vormoderner europäischer Geschichte von der Spätantike bis zum Zeitalter der industriellen Revolution, europäischen Dominanz und Ausbreitung der Demokratie bedurfte zwangsläufig weiterer Unterperioden: Eine vom 3. bis 10. Jahrhundert dauernde Spätantike; darauf ein Hochmittelalter, das ungefähr vom Jahr 1000, dem Beginn des großen mittelalterlichen Aufschwungs, bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts reicht; ein von der Großen Pest bis zur Reformationszeit dauerndes Spätmittelalter; den dritten Abschnitt dieses langen Zeitalters bildet die Neuzeit vom Beginn des 16. Jahrhunderts bis zur industriellen Revolution, geprägt von einer Mischung aus Stagnation („Ancien Régime économique et politique“) und Innovation (Geburt der modernen Wissenschaft, Rationalismus der Aufklärung, Fortschrittsidee, Französische Revolution)³⁶. Auf dieses ‚lange Mittelalter‘ folgt in Le Goffs Konzept sogleich die ‚Zeitgeschichte‘ („L’époque ‚contemporaine‘“) von der Mitte des 19. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts, eine janusköpfige, zugleich expansive und krisengeschüttelte Epoche, während die Zeit nach 1950 für Le Goff einer neuen, noch nicht klar klassifizierbaren Phase der menschlichen Geschichte gleichkommt³⁷.

Doch zurück zum ‚langen Mittelalter‘: Angesichts der sich nur langsam wandelnden Fundamentalstrukturen beschränkt sich die Rolle der Renaissance auf ein „événement brillant mais superficiel“, denn in der Geschichte gebe es keine Renaissance, sondern nur Transformationen („mutations“), lange maskiert als Rückkehr zur Antike³⁸. Charakteristisch für das ‚lange Mittelalter‘ seien Renaissanceen im Plural: Karolingische Renaissance, Renaissance des 12. Jahrhunderts, „große“ Renaissance, Renaissanceen des 18. und 19. Jahrhunderts, die sich auf die Kunst, die Literatur oder Theologie beschränkten, so dass Le Goff schlussfolgert: „Loin de marquer la fin du Moyen Âge, la Renaissance – les Renaissance – est un phénomène caractéristique d’une longue période médiévale [...]“³⁹. Gegen den Zäsurcharakter der Renaissance sprechen nach Le Goff auch Phänomene einer *longue durée*, die diesen traditionellen Einschnitt großflächig überwölben, wie etwa die verschiedenen europäischen Pestwellen von 1348/1349 bis 1720, die von Marc Bloch untersuchten *rois thaumaturges* mit einer auf der Salbung beruhenden, vom 11. Jahrhundert bis 1825 wirksamen sakralen Kraft, schließlich der exponierte Rang der *bonnes villes* zwischen dem 13. und beginnenden 17. Jahrhundert – „Où est dans tout cela la coupure de la Renaissance?“,

³⁵ Jacques Le Goff, *L’imaginaire médiéval. Essais*, Paris 1985, XII.

³⁶ Ebd., XII–XIII.

³⁷ Ebd., XIII.

³⁸ Jacques Le Goff, *Pour un long Moyen Âge*, in: *L’imaginaire* (Anm. 35), 7–13, hier 8.

³⁹ Ebd., 8–9.

fragt Le Goff dementsprechend rhetorisch⁴⁰. Zumal er des Weiteren auch fundamentale Kohärenzfaktoren in der europäischen Gesellschaft vom 4. bis zum 19. Jahrhundert identifiziert: Neben dem marxistischen Konzept der feudalen Produktionsweise falle hier vor allem die „idéologie dominante“ des Christentums und der Kampf zwischen Satan und Gott als antagonistisches Strukturprinzip des *imaginaire* ins Gewicht. Mehr noch, Le Goff erklärte Satan zum Protagonisten des ‚langen Mittelalters‘ schlechthin: „Satan naît et meurt aux deux bouts de la période“⁴¹. Nur kurz seien hier weitere grundlegende Strukturen erwähnt, die Le Goff für den *long moyen âge* in Anschlag bringt: das trifunktionale Schema nach Georges Dumézil, die Dominanz von Karren und Pferd im Transportwesen, mangelnde Gesundheitsfürsorge und Körperverachtung, langsame Alphabetisierung, Wunderglauben, andauernder Dialog zwischen der Volks- und Elitenkultur und „temps de la narration“⁴². In der Addition dieser Faktoren ergibt sich eine „histoire plus lente où l'évolution des structures profondes, matérielles et mentales, compte plus que celle des événements rapides mais superficiels“⁴³, die im Übrigen damit dem traditionellen Programm der *Annales*-Historiographie – strukturgeschichtliche Präferenz und Abneigung gegen eine *histoire événementielle* – entspricht. Anders fällt hingegen der Vergleich zu Brunners ‚Alteuropa‘ aus: Ähnlich wie Karl Ferdinand Werner, der 1980 mit der Christianisierung des Römischen Reichs ein bis zum Sieg des modernen Toleranzgedankens reichendes „europäisches Zeitalter [...] der alleinigen Herrschaft des Christentums“ einläutete⁴⁴, hob auch Le Goffs *long moyen âge* vor allem auf die Rolle des Christentums als kulturellem Makrophänomen ab, das die Einstellungen, Handlungen und Routinen der Europäer langfristig prägte. An dieser Stelle tritt deutlich der Gegensatz zu Brunners durchsäkularisiertem ‚Alteuropa‘ vor Augen, das vornehmlich durch sozio-ökonomische – das „ganze Haus“ – und standesethische – die adelige *arete* – Kontinuitätslinien zusammengehalten wird und damit Brunners generelles „Desinteresse an Religion“ manifestiert⁴⁵. Noch entscheidender ist allerdings, dass Le Goff sein ‚langes Mittelalter‘ nicht als kompakten Einheitsblock alteuropäischer Statik entwirft, sondern als Epochengerüst mit einem Spielraum für ‚mutations‘, Veränderungsdynamiken, Diskontinuitäten, Inkonsistenzen, Widersprüche und sogar Phasen beschleunigten Wandels, wie sein pluralisierter Renaissancebegriff nahelegt⁴⁶. Damit schiebt er auch dem gängigen Zerrbild des „entzweiten Mittelalters“ einen Riegel vor, denn die

⁴⁰ Ebd., 10.

⁴¹ Ebd., 10–11.

⁴² Ebd., 11–12.

⁴³ Ebd., 13.

⁴⁴ K. F. Werner, Glanz (Anm. 5), 29. Vgl. P. von Moos, Gefahren (Anm. 10), 42.

⁴⁵ R. Blänkner, „Staatsbildung“ (Anm. 12), 119.

⁴⁶ Jacques Revel, L'homme des Annales?, in: L'ogre historien (Anm. 34), 33–54, hier 50. Vgl. J. Le Goff, Long Moyen Âge (Anm. 38), 12.

Vorstellung eines „dunklen Zeitalters“ sei ebenso unhaltbar und irreführend wie die „image dorée“ einer Epoche, die als Zeit des Glaubens, der Zünfte und der wunderbaren Kunstwerke nachträglich idyllisiert und harmonisiert wird, denn: „Qui oserait, d'un Moyen Âge qui commence avec les Barbares, faire une époque idéale et qui pourrait d'un Moyen Âge qui s'achève avec les Lumières nier qu'il fut une ère de grands progrès?“⁴⁷ Mit dieser Gleichzeitigkeit von Rück- und Fortschrittlichkeit ist dieses bis an die Türschwelle zur Moderne ausgedehnte Mittelalter ein strikt gegenwarts- und publikumsaffines Epochenangebot: „Nos racines, notre naissance, notre enfance“ sei dieses ‚lange Mittelalter‘, wie gemacht für die weit verbreitete Mittelaltersehnsucht einer krisenbewussten und verunsicherten Leserschaft, die „un rêve de vie primitive et heureuse que nous venons à peine de quitter“ träumten⁴⁸. Nicht zuletzt mit dem offenbar unvermeidlichen Laslett-Zitat – „the world we have lost“⁴⁹ – kippt die von Le Goff postulierte Balance zwischen retardierenden und progressiven Epochenkennzeichen dann doch wieder merklich in das gängige Bild einer infantil-verträumten Vormoderne, der eine schillernde „Nahferne“ beigemessen wird, um auf die nostalgischen Temperamente der potentiellen Leser eine möglichst große Anziehungskraft zu entfalten⁵⁰. Es ist diese kalkuliert unaufgelöste Gleichzeitigkeit von mentalitätsgeschichtlichen Alteritätsmomenten – vormoderne Deutungshoheit des Christentums vs. moderne *laïcité*⁵¹ – und offensiv angepriesenen Gegenwartswirkungen im Sinne einer „lebendigen Vergangenheit“⁵², die Le Goffs *long moyen âge* als zugleich reizvoll und problematisch erscheinen lässt.

Dieses gestreckte, aber in seinen Grenzen zur Moderne bewusst unscharf gehaltene und deshalb irgendwie niemals endende ‚lange Mittelalter‘ – seinerseits keinesfalls über den Einwand der ‚Monstrosität‘ erhaben – fand zu Beginn der 1990er Jahre eine Fortsetzung, die dezidiert unter tagespolitischen Vorzeichen stand: Als der *citoyen* Le Goff im Kontext des französischen Referendums vom 20. September 1992 engagiert für ein *oui* zum Vertrag von Maastricht das Wort stritt, gab das für den *historien* Le Goff den Anstoß, Maastricht als „étape dans une très longue histoire, celle de ce vieux continent qui est le nôtre“ zu begreifen⁵³. Diese ‚europäische Wende‘ Le Goffs hatte sich

⁴⁷ Ebd., 12–13.

⁴⁸ Ebd., 13.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Vgl. *Christof Dipper*, Otto Brunner aus der Sicht der frühneuzeitlichen Historiographie, in: *Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento* 13 (1987), 73–96, hier 90.

⁵¹ *J. Le Goff*/ *V. Sales*, *Le moyen âge* (Anm. 33), 30.

⁵² *František Graus*, *Lebendige Vergangenheit. Überlieferung im Mittelalter und in den Vorstellungen vom Mittelalter*, Köln/Wien 1975. Vgl. *P. von Moos*, *Gefahren* (Anm. 10), 46–47.

⁵³ *J. Le Goff*, *Une vie pour l'histoire* (Anm. 30), 254. Vgl. *Otto Gerhard Oexle*, *Das Andere, die Unterschiede, das Ganze*. Jacques Le Goffs Bild des europäischen Mittel-

bereits 1988 abgezeichnet, als er die Reihe „Faire l'Europe“ initiierte, die in fünf europäischen Hauptsprachen gleichzeitig erschien und über die „aspects essentiels de l'Europe dans la longue durée“ Auskunft geben sollte⁵⁴. 1994 schließlich legte er selbst einen kleinen Essayband „La vieille Europe et la nôtre“ vor, der das sich vereinigende ‚Europa der Nationen‘ geschichtlich herzuweisen suchte, und zwar im Sinne einer dialektischen Kontinuitätslinie von Einheitsstreben und Differenz.⁵⁵ Das ‚alte Europa‘, ohne jeden Bezug auf Otto Brunner als historische Erfahrungsgemeinschaft langer Dauer vorgestellt, dessen eigentliche Entstehung trotz der Ursprünge in der griechischen Mythologie mit dem Ende des Römischen Reiches einsetzt und bis an die Schwelle der Gegenwart reicht, bildet dabei einen einzigartigen Traditions-, Werte- und Inspirationsspeicher für die zukünftige Entwicklung des Kontinents⁵⁶. Dem Mittelalter kam dabei eine entscheidende Vermittlungsrolle zu – „Le Moyen Age a équipé l'Europe“ –, und zwar in Form von technologischen und wirtschaftlichen Fortschritten (Mühlen, Verkehrs- und Transportwesen, Handel, Geldwesen) sowie von weiteren positiven „héritages“: agrarische Tradition, Zentrum-Peripherie-Beziehungen, Vielfalt im staatlichen Bereich, *courtoisie* als wesentliche Etappe des europäischen Zivilisationsprozesses⁵⁷. Überdies schlugen auf der Habenseite des Mittelalters zukunftsweisende intellektuelle und künstlerische Leistungen, wie etwa die Entstehung der Universität, einer christlich geprägten Arbeitsethik und kapitalistischer Wirtschaftsformen zu Buche, während in das Schwarzbuch des Mittelalters nach Le Goff nach innen gerichtete „Reinigungsprozesse“, d. h. die Exklusion und Repression von Häretikern, Juden, Homosexuellen und Leprösen sowie die Expansionsbewegungen nach außen gehören⁵⁸. Im Vergleich zur europäischen Grundlegung im Mittelalter komponiert Le Goff die frühe Neuzeit eher im Mollton von grassierender Bellizität, Kolonialismus und Nationalismus, die sich in der ohnehin „konfusen“ Moderne zur „Krankheit“ neuer Nationalismen und fremdenfeindlicher Aggressionen ausweiteten⁵⁹. Alles in allem hat der Leser hier eine Kurzversion des umfänglicheren, 2003 erschienenen Bandes „L'Europe est-elle née au Moyen Âge?“⁶⁰ vor Augen, eine

alters, in: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte 17.1 (1990), 141–158, hier 158.

⁵⁴ Ebd., 255. Vgl. Max Kerner, Vom alten Europa zur Welt der Moderne, in: Europäische Perspektiven, hrsg. v. Winfried Böttcher, Münster 2002, 1–12, hier 1.

⁵⁵ Jacques Le Goff, La vieille Europe et la nôtre, Paris 1994, 62.

⁵⁶ Ebd., 66; M. Kerner, Vom alten Europa (Anm. 54), 1. Vgl. Michael Borgolte, Perspektiven europäischer Mittelalterhistorie an der Schwelle zum 21. Jahrhundert, in: Das europäische Mittelalter im Spannungsbogen des Vergleichs. Zwanzig internationale Beiträge zu Praxis, Problemen und Perspektiven der historischen Komparatistik, hrsg. v. Michael Borgolte, Berlin 2001, 13–27, hier 17.

⁵⁷ J. Le Goff, La vieille Europe (Anm. 55), 21–30.

⁵⁸ Ebd., 30–41.

⁵⁹ Ebd., 53–60.

⁶⁰ Jacques Le Goff, L'Europe est-elle née au Moyen Âge?, Paris 2003.

„Geburt Europas im Mittelalter“, dessen Essentialität und okzidentale Engführung von der neueren europäischen Mittelalterhistorie deutlich zurückgewiesen wurde⁶¹. So sehr der von Le Goff bevorzugte Erzählmodus der Mittelalteraktualität den Mediävisten erfreuen mag: Die ‚vieille Europe‘ Le Goffs ist eine Skizze, die das mittelalterlich-okzidentale Einheitseuropa zum didaktischen Orientierungsrahmen für das gemeinsame europäische Haus erhebt, um nichts weniger als einer anthropologischen Grundfrage näher zu kommen: „Wer sind wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir?“⁶² Gleichzeitig bleibt sie ein uneingelöstes historiographisches Versprechen, denn Le Goff bleibt im essayistischen Stückwerk des *citoyen-historien* verfangen. Nur in Nuancen sind hier wie auch im ‚langen Mittelalter‘ die Gestaltungs- und Darstellungsprinzipien einer europäischen Geschichte jenseits der traditionellen Epochengrenze erkennbar, die den historischen Befund der Vormoderne nicht als beliebig selektierbares Aktualitätsreservoir liest, sondern als reflektiert entwicklungsgeschichtliches Konstrukt unterschiedlicher Zeitlinien und Geschwindigkeiten, das sich plumpen Finalitäten und tagespolitischen Vereinnahmungen entzieht.

Wenn auch viel beachtet, haben Le Goffs Vorschläge keine weitreichende Veränderung im mediävistischen Forschungshorizont herbeigeführt, und zwar weder in Frankreich, wo im universitären Curriculum das Trennungdenken von *médiévistes* und *modernistes* weiterhin dominiert, noch in Deutschland, wo das ‚lange Mittelalter‘ erwartungsgemäß von vornherein kritisch beäugt wurde⁶³. Zuzuschreiben ist dies nicht nur der bereits angedeuteten Rezeptionshemmung, sondern auch durchaus dem Unvermögen Le Goffs selbst, mit anderen Epochen- und Periodisierungsrevisionen – Otto Brunners ‚Alteuropa‘, Reinhart Kosellecks ‚Sattelzeit‘, Peter Browns These einer spätantiken Transformationsphase⁶⁴ – in einen produktiven Dialog

⁶¹ M. Borgolte, Perspektiven (Anm. 56), 17–18; Ders., Kein Platz für Karl. Jacques Le Goff beschreibt die Geburt Europas aus dem Mittelalter, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 71 (24. 03. 2004), L17; Klaus Oschema, Europa in der mediävistischen Forschung. Eine Skizze, in: Europa im späten Mittelalter. Politik – Gesellschaft – Kultur, hrsg. v. Rainer C. Schwinges/Christian Hesse/Peter Moraw, München 2006, 11–32, hier 31; Michael Mitterauer, Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderwegs, 4. Aufl., München 2004, 8, 12; Ders., Die Entwicklung Europas. Ein Sonderweg. Legitimationsideologien und die Diskussion der Wissenschaft, Wien 1999, 22–24; Hans-Werner Goetz, Das Problem der Epochengrenzen und die Epoche des Mittelalters, in: Mittelalter und Moderne. Entdeckung und Rekonstruktion der mittelalterlichen Welt. Kongreßakten des 6. Symposiums des Mediävistenverbandes in Bayreuth 1995, hrsg. v. Peter Segl, Sigmaringen 1997, 163–172, hier 168.

⁶² Jacques Le Goff, Europa bauen, in: Josep Fontana, Europa im Spiegel. Eine kritische Revision der europäischen Geschichte, München 1995, 5–6, hier 6.

⁶³ Jean Meyer, Rez. Heinz Schilling: Die neue Zeit. Vom Christenheitseuropa zum Europa der Staaten. 1250 bis 1750, Berlin 1999, in: Francia. Forschungen zur europäischen Geschichte 27.2 (2000), 276–278, hier 278; Otto Gerhard Oexle, Jacques Le Goff in Germany, in: The Work of Jacques Le Goff and the Challenges of Medieval History, hrsg. v. Miri Rubin, Woodbridge 1997, 79–84, hier 80.

einzutreten. Mit programmatischen Fragmenten und dem „Schwammbe-griff“⁶⁵ *long moyen âge* allein, soviel dürfte sicher sein, lässt sich der Kampf gegen den *monstre chronologique* wohl kaum gewinnen.

IV. Tausend Jahre Alterität und nichts weiter? Alteuropäische Perspektiven der Mediävistik

Einen „Dinosaurier in der postmodernen Landschaft“ – so nannte Barbara Stollberg-Rilinger kürzlich Peter Blickles Versuch, das ‚Alte Europa‘ vom Hochmittelalter zur Moderne für eine „vehemente politisch-moralische Botschaft“ zu instrumentalisieren⁶⁶. So sehr die jeweils virulenten Gegenwartsinteressen differieren mögen: Le Goffs *vieille Europe* muss sich diesen Vorwurf *cum grano salis* gefallen lassen, Brunners ‚Alteuropa‘ in noch weit höherem – und politisch zwielichtigerem – Maße. Ist es angesichts dieses historiographiegeschichtlichen Ballasts – vom massenmedialen Echo Donald Rumsfelds ganz zu schweigen – überhaupt noch ratsam, eine historisch immer noch sinnvolle Periodisierungsalternative der (spät-)mittelalterlich-frühneuzeitlichen Geschichte Europas hausväterlich-nostalgisch ‚Alteuropa‘ zu nennen?

Dafür mag manches sprechen, dagegen wohl noch mehr. Allerdings sollten sich die Historikerinnen und Historiker der beteiligten Teildisziplinen nicht hinter Begriffskautelen verstecken, um längst obsolet gewordene Epochengrenzen aufrecht zu erhalten. Denn es geht doch eigentlich um eine Sachdiskussion über ein wie immer geartetes und benanntes „Zukunfts-alteuropa“⁶⁷, die weder von der Mittelalter- noch von der Frühneuzeitforschung in hinreichender Intensität geführt worden ist und wird, trotz einer großen theoretischen Übereinkunft über die Unhaltbarkeit der Epochenschwelle 1500⁶⁸. Denn über den interdisziplinären Fassadendialogen und den schwindelerregenden *turns* der letzten drei Jahrzehnte hat die Ge-

⁶⁴ Reinhart Koselleck, Einleitung, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 1, hrsg. v. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, 4. Aufl., Stuttgart 1992, XIII–XVII, hier XV; vgl. aber kritisch-distanziert in Richtung auf die ‚Sattelzeit‘ als Epochenkonzept *Ders.*, A Response to Comments on the *Geschichtliche Grundbegriffe*, in: *The Meaning of Historical Terms and Concepts*. New Studies on Begriffsgeschichte, Washington DC 1996, 59–70, hier 69; Peter Brown, *The Making of Late Antiquity*, Cambridge, MS 1978.

⁶⁵ P. von Moos, Gefahren (Anm. 10), 38. Vgl. Michael Borgolte, Vor dem Ende der Nationalgeschichten?, in: *Geschichte des Mittelalters für unsere Zeit*, hrsg. v. Rolf Ballof, Stuttgart 2003, 29–61, hier 42.

⁶⁶ Barbara Stollberg-Rilinger, Rez. Peter Blickle: *Das Alte Europa*. Vom Hochmittelalter bis zur Moderne, München 2008, in: *H-Soz-u-Kult* 16. 09. 2008, 1–3, 2: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2008-3-165>.

⁶⁷ Inspiriert von V. Groebner, *Mittelalter* (Anm. 2), 75 („Zukunftsmediävistik“).

⁶⁸ Vgl. z. B. H.-W. Goetz, *Problem* (Anm. 61).

schichtwissenschaft ihr Kerngeschäft deutlich vernachlässigt: das Nachdenken über Zeit, über die Theorie historischen Wandels, über neue entwicklungsgeschichtliche Herangehensweisen oder eben über alternative Periodisierungsmodelle. Eine unreflektierte Fortschreibung der modernisierungstheoretischen Meistererzählungen und Fortschrittsgeschichten – Staatsbildung, Rationalisierung, Disziplinierung und Zivilisierung – steht dabei überhaupt nicht zur Debatte. Umgekehrt ist es aber mittlerweile so verbreitet wie wohlfeil, jede langfristige Perspektive und den dabei unvermeidlichen entwicklungsgeschichtlichen Erklärungsbedarf unbesehen unter den Generalverdacht der Teleologie, der Linearität oder – *horribile dictu* – des Eurozentrismus zu stellen⁶⁹. Ohne die forschungspraktische Berechtigung von „dichten Beschreibungen“ und mikrogeschichtlichen Zugriffen abwerten zu wollen: Was nottut, ist eine umsichtige, spielerische und unbefangene Reflexion über die geschichtstheoretische Validität und die historiographische Repräsentation langfristigen historischen Wandels⁷⁰, und zwar ohne Berücksichtigung voreingenommener kulturalistischer Sagbarkeitsregime.

In der Mediävistik scheint eine neu zu durchdenkende Vertikalität des historischen Erzählens besonders angebracht, denn hier wird die „Fragmentierung und Rekombination von exotischem Material in horizontaler Ordnung“ unter dem Motto der Alterität besonders eifrig betrieben⁷¹. Als Kronzeuge hierfür sei noch einmal Bernd Schneidmüllers Spätmittelaltersynthese herangezogen: Hier ist die innere Entwicklungsdynamik der europäischen Geschichte von 1200 bis 1500 auf wenige „Knoten“ des „europäische[n] Ausgeliefertseins an die weite Welt“ (!) reduziert, flankiert mit „Blickachsen“ auf Systematisierungs-, Ordnungs- und Expansionsvorgänge und repräsentativ gesetzte Impressionen wie etwa zu den Tierexkommunikationen als angeblichen „Signaturen des ausgehenden Mittelalters“⁷². Kurzum: ein Europa im Spiegel des ‚Anderen‘ und der ‚neuen Politikgeschichte‘, dem es insgesamt aber an großflächigen Achsen des geschichtlichen Wandels und dem-

⁶⁹ Matthias Pohl, Wandel und seine Repräsentation, in: Arbeit an der Geschichte. Wie viel Theorie braucht die Geschichtswissenschaft?, hrsg. v. Jörg Baberowski, Frankfurt am Main/New York 2009, 37–61, hier 47–48.

⁷⁰ Ebd., 48.

⁷¹ V. Groebner, Mittelalter (Anm. 2), hier 125. Vgl. Frank Rexroth, Meistererzählungen und die Praxis der Geschichtsschreibung. Eine Skizze zur Einführung, in: Meistererzählungen vom Mittelalter. Epochenimaginationen und Verlaufsmuster in der Praxis mediävistischer Disziplinen, hrsg. v. Frank Rexroth, München 2007, 1–22, hier 16–17; Patrick J. Geary, „Multiple Middle Ages“. Konkurrierende Meistererzählungen und der Wettstreit um die Deutung der Vergangenheit, in: ebd., 107–120, hier 110; Paul Freedman/Gabrielle M. Spiegel, Medievalisms Old and New. The Rediscovery of Alterity in North American Medieval Studies, in: The American Historical Review 103 (1998), 677–704.

⁷² B. Schneidmüller, Grenzerfahrung (Anm. 6), 77–79, 270–271. Vgl. zum Moment der Alterität in der Mediävistik auch Peter Dintelbacher, Das fremde Mittelalter. Gottesurteil und Tierprozess, Essen 2006.

entsprechend an historischer Erklärungskraft mangelt. Während am Ursprungsort des Alteritätsbegriffs⁷³, d. h. in der mediävistischen Literaturwissenschaft, schon erste kritische Stimmen zu vernehmen sind, die in ihm eine bloße Rechtfertigungsstrategie dafür sehen, „die etablierten Fachgrenzen zu respektieren und sich ganz auf die Bestellung des eigenen, eng abgesteckten Gärtchens mit seinen merkwürdigen Gewächsen zu konzentrieren“⁷⁴, besteht in der historischen Mittelalterforschung weiterhin akute Einigelungsgefahr, die ‚das Mittelalter‘ in Richtung auf eine „fundamentale Andersartigkeit“ essentialisiert und die Aufmerksamkeit auf die epochale Synchronizität des Bizarren, Kuriosen oder Exotischen zu lenken versucht⁷⁵. Ein Antidot gegen diese selbstverordnete Alterität könnte eben in der Beobachtung langfristiger Wandlungsprozesse über die Epochen-schwelle 1500 hinaus und unter neuen Vorzeichen liegen: Dabei wäre die Differenz verschiedener Zeitebenen und -rhythmen, die von Braudel grob konzeptualisiert, aber noch nicht methodologisch verfeinert worden ist, ebenso mit einzubeziehen wie die Wahrnehmung und Repräsentationen des Wandels und der Entwicklungsgeschwindigkeit durch die zeitgenössischen Akteure selbst⁷⁶. Langfristigere Untersuchungsperspektiven und eine systematische, über eine bloße Affinitätsrhetorik hinausgehende Zusammenarbeit von Spätmittelalter- und Frühneuzeitforschung lassen zudem vertiefende Revisionserfolge erwarten: Damit könnte die in der deutschen Frühneuzeitforschung immer noch gängige „Zukunftsorientiertheit“⁷⁷ dieser Teildisziplin ebenso auf den Prüfstand gestellt werden wie die behauptete Alterität des Mittelalters, die beiderseits untrennbar an eine sachlich eigentlich unhaltbare „Zäsurideologie“ gekoppelt sind.⁷⁸ Ob ‚Alteuropa‘, ‚long moyen âge‘ oder ‚vieille Europe‘ – diese traditionellen Periodisierungsvorschläge können nur erste Ausgangspunkte für eine zugleich geschichtstheoretisch reflektierte und unverkrampfte Erörterung der Frage sein, wie die *longue durée* der vormodernen Geschichte Europas zwischen Kräften des Wandels und der Beharrung, aber in jedem Fall ohne den Etikettenschwindel epochenübergreifender ‚Statik‘, ‚Modernität‘ oder ‚Alterität‘ zu schreiben wäre. Gerade im Kreis der Mediävisten, die es sich bis heute am liebsten in der behaglichen Nische des ‚konventionellen‘ Mittelalters ge-

⁷³ P. von Moos, Gefahren (Anm. 10), 60.

⁷⁴ Manuel Braun, Alterität des Mittelalters? Aufforderung zur Revision eines Forschungsprogramms, CFP für eine Tagung des Brackweder Arbeitskreises, 1–3, 2: www.brackweder-ak.de/Programm_Alteritaet_2008.pdf. Der Tagungsband ist gegenwärtig im Erscheinen.

⁷⁵ P. von Moos, Gefahren (Anm. 10), 59; F. Rexroth, Meistererzählungen (Anm. 71), 16 (Zitat); M. Braun, Alterität (Anm. 74), 3.

⁷⁶ M. Pohl, Wandel (Anm. 69), 48.

⁷⁷ Gerd Schwerhoff, Epochenschwelle oder Alteuropakontinuität? Der Übergang vom Spätmittelalter zur frühen Neuzeit in der neueren Forschung: <http://rcswww.urz.tu-dresden.de/~frnz/Themen/VortragstextAlteuropa.htm>.

⁷⁸ Vgl. Chr. Dipper, Otto Brunner (Anm. 50), 90.

mütlich machen, besteht in dieser Hinsicht erheblicher Nachholbedarf und die Pflicht zu einer gewiss fruchtbaren Horizonsweiterung. Denn für wen soll das Diktum Ernst Robert Curtius' gelten, wenn nicht für den Mediävisten: „Man kann das Mittelalter nicht verstehen, wenn man *nur* das Mittelalter erforscht“⁷⁹.

⁷⁹ *Ernst Robert Curtius*, Über die altfranzösische Epik [I], in: Ders., Gesammelte Aufsätze zur romanischen Philologie, Bern/München 1960, 106–153, hier 107.

Lost Reformations?

From World-Historical Event to One Process among Many

By *Thomas A. Brady Jr.*

I. Losing the Reformation – From the Enlightenment to the Great War

“We have lost the Reformation”¹. In these words, just over a decade ago, the Berlin historian Heinz Schilling announced history’s verdict on the Protestant Reformation. He meant that from our current perspective the Reformation can no longer be identified as a formative event in modern German and European history. It is at most to be regarded as a prologue to Europe’s early modern era. Schilling’s statement provokes at least two questions. First, who are *we*, the losers of the Reformation? Second, *when* did *we* lose it? The answer to the first question might be variously Protestants, Europeans, or perhaps Christians. The second question also provokes plural answers, once it is seen that ‘the Reformation’ has been found and lost several times in modern times alone. How this happened is the principal theme of what follows.

Writers of the German Enlightenment did not agree about the Reformation’s outcome among the Germans as one people with two religions, Protestantism and Catholicism. On the positive side, Gotthold Ephraim Lessing (1729–81) declared of the two confessions that “[e]ine steckt die andre an; eine bewegt sich nicht allein.” Their histories march together, and “[a]lle die gewaltigen Schritte, welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewann, haben die Katholiken bald wieder gewonnen. Der Einfluß des Pabsttums auf den Staat ist jetzt nicht minder wohlthätig, als der Einfluß der evangelischen Kirche. Ja, wenn man dieser verwehren will, noch weiter in sich selbst zu wirken und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal eben so weit hinter dem Pabsttum sein, als sie jemals noch vor ihm gewesen”². On the negative side,

¹ *Heinz Schilling*, Profiles of a ‘New Grand Narrative’ in Reformation History? Comments on Thomas A. Brady, Jr.’s Lecture, in: *The Protestant Reformation in German History*, hrsg. v. Thomas A. Brady Jr., Washington, D.C. 1998, 43.

² *Gotthold Ephraim Lessing*, Werke, 8 Bde., Bd. 7, München 1970–1979, 714–15. My thanks to Michael O. Printy for the citation.

the Württemberg jurist Friedrich Carl von Moser (1723–98) denounced “[den] verkehrte[n] und schädliche[n] Begriff von einem doppelten Vaterland, von einem Katholischen und Evangelischen Deutschland”³.

The end of the Holy Roman Empire in 1806 opened up the prospect of possibly overcoming the Germans’ religious division. In 1808 Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) announced the possibility to a Berlin audience. “Wir gehen heute an die Erfüllung unseres Versprechens,” he said, “und zwar legen wir das zu Erweisende zunächst dar an der letzten großen und in gewissem Sinne, vollendeten Weltthat des deutschen Volkes, an der kirchlichen Reformation”⁴. Fichte’s “in a certain sense” pointed to nothing less than the religious unity that would follow the Germans’ political unification. The theologian Friedrich Schleiermacher (1768–1834), Fichte’s almost exact contemporary, agreed. The world-shaking goal of the Protestant Reformation, he wrote, was not reform of the Church, which “ging durchaus auf keine Spaltung aus”, but the liberation from Rome. German Protestants might well tolerate Catholicism as an adequate religion for the Romance-speaking peoples, but they should in all good conscience “dahin streben, die Reformation über alle germanischen Völker als die ihnen eigentlich angemessene Form des Christenthums zu verbreiten [...]”⁵. The fully formed German nation would be a Protestant nation.

Progress in this direction waxed as the nineteenth century wore on. Even the conservative Leopold von Ranke (1795–1886) came to see this future. When Ranke returned from Rome to draft his history of the popes – the work that made his reputation – he looked on the Germans’ religious division with real optimism, much in Lessing’s spirit. Buoyed by the Roman experience, he thought to see the deep thinkers on both sides moving away from the bondage to ecclesiastical formulations and toward “die ewigen Principien der echten innern Religiosität.” This movement “muß endlich alle Feindseligkeiten versöhnen. Ueber alle Gegensätze [...] erhebt sich doch die Einheit eines reinen und darum seiner Sache nicht minder sichern Gottesbewußtseyns”⁶. The movement to a higher stage of Christianity would reconcile the confessions.

When Ranke came, a decade later, to close his “German History in the Age of the Reformation”, he decided that from the beginning of Luther’s debut in imperial public life, the Reformation’s religious and political elements were fused. The entire future of the German nation depended on its libera-

³ *Friedrich Carl von Moser*, *Von dem deutschen Nationalgeist*, Selb 1776 [1776], 19.

⁴ *Heinrich Bornkamm* (Hrsg.), *Luther im Spiegel der deutschen Geistesgeschichte*, 2. Aufl., Göttingen 1970, 222, from *Johann Gottlieb Fichte*, *Reden an die deutsche Nation*, Rede 6.

⁵ *Werner Schuffenhauer/Klaus Steiner* (Hrsg.), *Martin Luther in der deutschen bürgerlichen Philosophie 1517–1845*, Berlin 1983, 364.

⁶ *Leopold Ranke*, *Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert*, Bd., 2. Aufl., Berlin 1839, 235.

tion from the papacy, and so did “die Möglichkeit einer Einwirkung auf die übrige Welt”⁷. For Germany’s national development, he added somewhat later, “wäre [ein Sieg des Protestantismus] das beste gewesen”⁸.

In the gloom of old age, Ranke lived to see this future finally arrive through the hammer blows that between 1861 and 1871 forged a new, Protestant Germany in the defeats of the two great enemies, Rome and France. Many German Protestants saw therein God’s providential completion of the work begun through Martin Luther. “Das Heilige Evangelische Reich deutscher Nation vollendet sich,” exulted Pastor Adolf Stöcker (1835–1909), and “in dem Sinn erkennen wir die Spur Gottes von 1517 bis 1871”⁹. Although with his usual caution, Ranke slyly agreed: “Ein überzeugter Protestant möchte sagen, es war die göttliche Entscheidung gegen die Anmaßung des Papstes, der einzige Interpret des Glaubens und der göttlichen Geheimnisse auf Erden zu sein”¹⁰.

With Rome humbled and France crushed, there remained the task of gathering in the harvest of the Reformation through the religious unification of the German nation. The freshly-made emperor took his place at the head of a crusade – the ‘Battle for Civilization’ (*Kulturkampf*) – against the religion of one-third of his subjects. When the young Rhenish Catholic Ludwig Pastor (1854–1928), future historian of the papacy, came to Berlin to study history in 1876, he discovered that while some of his professors were relatively tolerant, “[d]agegen sind fast alle modernen Professoren [...] von einem infernalischen Haß gegen alles Katholische erfüllt. [...] Es ist die Wissenschaft des Katholikenhasses, die hier gelehrt wird”¹¹. At the head of that pack stood Heinrich von Treitschke (1834–96). When the great Luther jubilee occurred in 1883, Treitschke felt moved to announce imminent victory. He told his hearers: “Doch die Tage, da die Kirchenspaltung Segen brachte, gehen zu Ende. Seit die römische Kirche mit der Unfehlbarkeit des Papstes ihr letztes gesprochen hat, empfinden wir schmerzlicher denn je, welche Kluft die Glieder unseres Volkes trennt. Diese Kluft zu schließen, das evangelische Christentum wieder also zu beleben, daß es fähig wird unsere ganze Nation zu beherrschen – das ist die Aufgabe, welche wir erkennen und spätere Geschlechter dereinst lösen sollen”¹².

⁷ Leopold von Ranke, *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation*, 6 Bde., hrsg. v. Paul Joachimssen, 6 Bde., München 1925–1926, hier Bd. 2,5, Buch III, Kapitel 1.

⁸ L. v. Ranke, *Deutsche Geschichte* (Anm. 7), hier Bd. 4,211, Buch VII, Kapitel 9.

⁹ Karl Kupisch, Adolf Stoecker, Hofprediger und Volkstribun. Ein historisches Porträt, Berlin 1970, 18.

¹⁰ Leopold von Ranke, *Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten*, 6. Aufl., Köln o. J., 571 (the final edition of 1874).

¹¹ Ludwig Freiherr von Pastor, *Tagebücher – Briefe – Erinnerungen*, hrsg. v. Wilhelm Wühr, Heidelberg 1950, 95–96.

¹² Heinrich von Treitschke, *Luther und die deutsche Nation*, in: Ders., *Historische und politische Aufsätze*, 4. Bde., Bd. 4, Leipzig 1897, 395–96.

Treitschke's address in 1883 marked a high point of hopes for the Reformation's imminent fulfillment. It was not only a German affair, for Protestants abroad looked on with pride. Notably this was so in the United States, where a national identification with the Protestant Reformation was self-understood, and the influx of Catholic immigrants was looked upon as a hostile invasion of Romanism. Here, too, the Luther jubilee of 1883 was celebrated, and not only among German-American Protestants. A. K. Young, a Methodist pastor in Des Moines, Iowa, marked the moment with the question, "What does human freedom owe to the German monk?" We know, he answered, that Luther's work "outran its purpose [...]. Modern civilization is one of its offspring. Liberty of conscience and freedom of thought began in the sixteenth century." At Wittenberg, "the birthplace of liberty," was drafted "the world's 'Declaration of Independence', [...] and Martin Luther's Reform is the prophet and apostle of human freedom"¹³. This kind of enthusiasm, it must be said, was not limited to the celebratory effusions of Protestant clergymen, for it was shared by the author of the first comprehensive history of the American nation, George Bancroft (1800–91), who had studied at Göttingen and Berlin. Bancroft declared that Luther's Reformation was "the rending of the veil which divides the past civilization from the future, a vindication for all mankind of the rights of reason." The reformer "was able to transform his nation, which was swayed by his words, as the chords of the lyre tremble under the touch of the master." Luther "the prophet of German unity and freedom," had fought for the same "eternal principles" as Thomas Jefferson¹⁴.

In America no barriers worked against such proud triumphalism. In Germany, however, by the 1880s the struggles against Rome, the most ancient foe, and Social Democracy, the youngest one, sorely tested Protestant visions of the German future. The philosopher Wilhelm Dilthey (1833–1911) warned his fellow Protestants that the contemporary bourgeoisie's neglect of ideas made them politically vulnerable to their two great foes: "nicht nur naturmächtige Gefühle, sondern auch ein geschlossenes Gedankensystem geben der Sozialdemokratie und dem Ultramontanismus vor den andern politischen Kräften unserer Zeit ihr Übergewicht"¹⁵. Another prominent doubter was the theologian Ernst Troeltsch (1865–1923), who attacked its key assumption: history's supersession of medieval Catholicism by modern Protestantism as the normative form of the Christian faith. Speaking in 1906 to the German historians assembled at Stuttgart, he consigned Luther's achievement to the Middle Ages. "Der alte, echte Protestantismus des Luthertums und des Calvinismus", he explained, "ist durchaus im Sinne des Mittelalters

¹³ A. K. Young, in: *Tributes to the Memory of Martin Luther*, hrsg. v. Philip Columbus Croll, Philadelphia 1884, 248–49.

¹⁴ Hartmut Lehmann, *Martin Luther in the American Imagination*, München 1988, 137–38.

¹⁵ Wilhelm Dilthey, *Gesammelte Schriften*, Bd. 2, Leipzig/Berlin 1914, 91.

kirchliche Kultur, will Staat und Gesellschaft, Bildung und Wissenschaft, Wirtschaft und Recht nach den supranaturalen Maßstäben der Offenbarung ordnen [...]”¹⁶.

By separating Martin Luther and his Reformation from the modern age, Troeltsch flung down the gauntlet to all who held that modern Germany, their Germany, embodied the fulfillment of what Luther had begun. He was warning them against trying to cross what Lessing had called the “ugly, broad ditch” [ein garstiger, breiter Graben] that lay between the contingencies of historical truth, on the one hand, and metahistorical – metaphysical or theological – truth, on the other¹⁷. The Great War was to drive this lesson home.

By 1917, another Luther jubilee, one needn’t have been a prophet to see that the Great War was going badly for Germany. In his contribution to the jubilee, the Berlin historian Erich Marcks (1861–1938) offered his fellow Protestants a grave message. If Martin Luther were to serve the embattled German nation as a spiritual and inspirational force, he could only do so from above the confessional divide. “Martin Luther und die Reformation,” Marcks wrote, “gehören nun einmal zur Geschichte, zur seelischen Vorgeschichte, zum inneren Wesen der gesamten deutschen Welt”¹⁸. Germans, Protestant and Catholic, “standen jetzt unlösbar zueinander. Es war in aller, alten und neuen, Trennung ein neuer Zusammenhalt. Und es war eine Kraft der Lebendigkeit”¹⁹. Division had created a double strength for unity, but only in case of a retreat from the reveries of 1870–71 and 1883 and back to a recognition of the Reformation’s actual historical legacy of religious division of the nation. Only a state of toleration and collaboration between them, Marcks’ message of retrenchment pleaded, could sustain the beleaguered German nation.

In 1917, too, sounded the first notes of a theology of crisis, in which the experience of war and the prospect of defeat seemed to make nonsense of belief in the justice of God’s providential governance of the created world. The growing prospect of defeat, indeed, cast a new light on the glory years of German unification as the false spring that brings in winter’s bitter ravages. When the end came, some saw in it the end of nearly everything. “Ja, in der deutschen Persönlichkeit,” wrote one distraught Protestant in December 1918, “in der die deutsche Seele sich selbst und ihr Recht in ihrer Freiheit von aller Welt gefunden hatte, in dieser innersten sittlichen Freiheit liegen die Wurzeln des deutschen Staatslebens. Luther hat sie gelegt [...]. Die

¹⁶ Ernst Troeltsch, Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt, in: Historische Zeitschrift 97 (1906), 1–66, hier 14.

¹⁷ Gotthold Ephraim Lessing, Über den Beweis des Geistes und der Kraft, in: Gesammelte Werke, Bd. 8, hrsg. v. Paul Rilla, Berlin 1956, 14.

¹⁸ Erich Marcks, Luther und Deutschland. Eine Reformationsrede im Kriegsjahr 1917, Leipzig 1917, 2.

¹⁹ E. Marcks, Luther und Deutschland (Anm. 18), 22.

Luthergestalt vor Kaiser und Reich steckt uns allen im Blute.” The anonymous writer voiced his amazement at the new theories and ideas that were displacing the old beliefs. “Nun haben wir die einzige Macht,” he wrote, “die zur wahren Befreiung der Welt geboren und herangewachsen war, selbst zerbrochen. Wilde Wogen der fremden Gewalten und Theorien fluten über das deutsche Volk. Hat wirklich Calvin den Luther besiegt? Ja, wenn die Theorie das Leben, die Gewalt die Natur besiegen kann”²⁰. If the Latin Calvin should conquer the German Luther, no historical narrative or interpretation of the Reformation made sense. Everything else fell to pieces before the onslaughts of the Anglo-French countries and revolutionary socialism.

What to do? One possibility was a new beginning, a turn away from the past to begin again, letting Luther and the old dream of a Protestant nation slip back into the past. “Luther war ein Volksmann”, wrote Pastor Georg Wünsch (1887–1964) in 1921, “aber er ist keiner mehr und kann auch mit allen Anstrengungen nicht mehr dazu gemacht werden”²¹. More powerful than this sense of simple resignation, however, was the development of what may be called “a theology of permanent crisis”, the central stance of which was apocalyptic. Its proponents, chiefly German-speaking Protestants, rejected the reliability of historical reason, which could be seen as an intelligible response to the unintelligible turn of history in 1918. Finally, under the leadership of Karl Holl (1866–26), emerged in the 1920s the stream of theologically oriented Luther studies that gained the name of a ‘Luther Renaissance’. One may doubt whether the image of what one American has called “Luther as German Saviour” is an accurate image for the school of Holl’s disciples, yet it is accurate to say that, like their mentor, these theologians wrote of religion and culture as though the Germans were a fundamentally Protestant nation²².

Truly, the post-war apotheosis of Luther went very far, for it sometimes transfigured the reformer into a metahistorical phenomenon. In June 1919, the future historian Gerhard Ritter (1888–1967), a veteran fresh from the front, declared to his parents that with the German defeat has come the end of the German nation in world history²³. Six years later, he closed his study of Martin Luther with the remarkably ponderous pronouncement, “[e]r ist wir selber: der ewige Deutsche”²⁴. Luther as “the eternal German”, of

²⁰ From *Die Dorfkirche* 12 (1918), 60–64, in: *Martin Greschat* (Hrsg.), *Der deutsche Protestantismus im Revolutionsjahr 1918/19*, Witten 1974, 50–51.

²¹ *Georg Wünsch*, *Der Zusammenbruch des Luthertums als Sozialgestaltung*, Tübingen 1921, 6. Wünsch was later a professor of theology at Erlangen.

²² *James M. Stayer*, *Martin Luther, German Saviour. German Evangelical Theological Factions and the Interpretation of Luther, 1917–1933*, Montreal/Ithaca 2000.

²³ Gerhard Ritter to his parents, Heidelberg, 21 June 1919, in: *Gerhard Ritter*, *Ein politischer Historiker in seinen Briefen*, hrsg. v. Klaus Schwabe/Rolf Reichardt, Boppard 1984, 211, Anm. 18.

²⁴ *Gerhard Ritter*, *Luther. Gestalt und Symbol*, München 1925.

course, reduced mere Reformation history to a matter of purely antiquarian interest, the only contemporary relevance of which was Germany's need to overcome the Reformation's divisive consequences. By 1933, the Catholic historian Joseph Lortz (1887–1975), himself a future member of the National Socialist Party, remarked that the demand for national unity was being put with such force, “daß der Nationalsozialismus, will er sich nicht selbst untreu werden, das Gegeneinander der Konfessionen überwinden muß”²⁵. Truly, a new beginning, but also a sacrifice of the Reformation to a recovery of German unity and pride.

Carried through the interwar era, the story thus far offers preliminary answers to the two questions posed in this study's opening paragraph. First, who lost the Reformation? Answer: the German Protestants and, by extension, the German nation they had, with God's help, created. Second, when was the Reformation lost? Answer: in 1918 with the final battles, the lost war, the end of the German empire, and the failed socialist revolution, continuing on into the economic collapse and depression. If these experiences were not enough to convince people of the unreason of historical reason, the lost war of 1939–45 completed the descent into hopelessness.

II. Recovering the Historical Reformation – Bernd Moeller and the GDR

Lost the Reformation was, but it did not remain so. While this observation does not confirm Karl Marx's oft-cited dictum about history repeating itself as tragedy followed by farce, it is nonetheless true that from around 1920 to around 1960, the Reformation effectively disappeared from German historical scholarship. Current explanations of German history did not require it. Germany was by no means alone in this loss, for serious historical study of the Protestant Reformation waned or even disappeared in other Protestant countries as well, notably in the United States. Thus, for four decades the lost Reformation lay adrift in scholarly doldrums. Then, around 1960 it began to revive, and it did so, interestingly enough, in both of the two, mutually antagonistic German states. In West Germany the revival's moving spirit was the Göttingen church historian Bernd Moeller. Looking over the current studies of the Reformation, he found the situation lamentably divided. On the one hand, he reported, the historians had fled the subject, pushing the Reformation “ganz in den Hintergrund”²⁶. On the other hand,

²⁵ *Gabriele Lautenschläger*, Neue Forschungsergebnisse zum Thema Joseph Lortz, in: Zum Gedenken an Joseph Lortz (1887–1975). Beiträge zur Reformationgeschichte und Ökumene, hrsg. v. Rolf Decot/Rainer Vinke, Stuttgart 1989, 299.

²⁶ *Bernd Moeller*, Probleme der Reformationsgeschichtsforschung, in: Ders., Die Reformation und das Mittelalter. Kirchenhistorische Aufsätze, hrsg. v. Johannes Schilling, Göttingen 1991, 9.

the German Protestant theologians had absorbed the Reformation into systematic theology, where it stood “weithin im Zeichen des hohen, fast kanonischen Ansehen Luthers”²⁷. Between the historians and the theologians, therefore, lay Lessing’s “ugly, broad ditch.” Yet Moeller also expressed a hope that the historians, long frightened away from the subject by the theologians’ counterproductive chatter, “wieder in stärkerem Maß zur Mitarbeit bereit werden möchten”²⁸. He placed before them a goal of reconstructing the Reformation as an historical event having some real relevance to the present. More than fifty years had gone by since Troeltsch had told the historians, “daß wir den Gang der Dinge in Beziehung setzen zu dem in der Gegenwart vorliegenden Wirkungsganzen, sei es daß wir besondere oder allgemeine Schlüsse ziehen aus dem Vergangenen auf unsere zukünftige Gestaltung des Gegenwärtigen. [...] So ist das Verständnis der Gegenwart immer das letzte Hauptziel aller Historie; sie ist eben die Gesamtlebenserfahrung unseres Geschlechtes [...]”²⁹.

The new Reformation history sprang up in the 1960s and 1970s in the form of social history. It began, however, not in Bernd Moeller’s West Germany but in the German Democratic Republic (GDR), where historians had to grapple not with the smothering theologization of which Moeller complained, but with the officially normative doctrines of Marxism-Leninism. The revival began as an explicit operation of recovery of the Marxist legacy of Friedrich Engels (1820–95). He had teamed the Reformation with the Peasants’ War as the components of what he called “the early bourgeois revolution.” Its central figure was not Martin Luther, the turncoat, princes’ lackey, and sham revolutionary who had driven the common people to slaughter in 1525, but a relatively obscure radical priest named Thomas Müntzer (d. 1525), who had supplied the people with a vision of justice before he died for their cause in the Peasants’ War.

The GDR’s recovery of the lost Reformation began in January 1960, when the Jena historian Max Steinmetz (1912–90) presented his colleagues with a programmatic sketch for a new, scientifically sound investigation of the early bourgeois revolution. The popular movements in Germany between 1476 and 1535 formed, as Engels had written, the “größartigste Revolutionsversuch des deutschen Volkes” – to which Steinmetz added – “vor den Ereignissen der Jahre 1918/19”³⁰. Steinmetz framed two goals. First, the Reformation and Peasants’ War should be built into a new German social history, where they would regain their proper place in the history of German

²⁷ B. Moeller, *Probleme* (Anm. 26), 14–15.

²⁸ B. Moeller, *Probleme* (Anm. 26) 19.

²⁹ E. Troeltsch, *Bedeutung des Protestantismus* (Anm. 16), 2.

³⁰ Max Steinmetz, *Die frühbürgerliche Revolution. Deutschland 1476 bis 1535. Thesen*, in: *Die frühbürgerliche Revolution in Deutschland*, hrsg. v. Gerhard Brendler, Berlin 1961, 7.

popular revolutions. Second, the German early bourgeois revolution should assume its place in the roll of bourgeois revolutions recognized by international Marxist-Leninist scholarship.

During the following two decades progress was made on constructing a new German social history, especially on the topics of economic change and social unrest in the later fifteenth century, social and religious agitation in cities and countryside, and post-1525 Anabaptism. It was never enough, however, to convince the Marxist historians in other lands, notably Britain and France, that the German Reformation and Peasants' War deserved to be enrolled as a bourgeois revolution in the historical-materialist sense. Yet the efforts did not uncover sufficiently important capitalist development or bourgeois social formation to qualify the Reformation as a revolution by Marxist-Leninist standards. And so, the German early bourgeois revolution remained confined to German social history.

Even more difficult was the struggle for the Reformation. From Marxist tradition the GDR historians inherited a habit of treating religion in general as a combination of ecclesiastical politics and clerical trickery. This heritage, plus a fossilized anti-Catholicism inherited from both Marxism and Protestant culture, hampered a serious rethinking of the other, religious origins of Luther's challenge to the Church. The issue was forced by one of the more startling cultural turns in the GDR's brief history, the return of Martin Luther. On 13 June 1980, the Chairman of the GDR's State Council announced an official celebration of Martin Luther in 1983, the 500th anniversary of his birth. Its stated goal was to be the preservation and cultivation of the progressive heritage of the German Democratic Republic. The historian Walther Schmidt wrote more candidly about the change: "Historisiert werden muß auch das Geschichtsverständnis"³¹. To historicize is to contextualize, that is, to locate the relevance of an event, a person, or a historical detail in its own age and cultural milieu. To historicize Luther, whom generations of Marxists had vilified, meant to accord him a new and positive, if modest, standing as a contributor to the humanistic culture of the German bourgeoisie. Besides posing a challenge to the other, illegitimate Germany for the possession of the German past, Luther's rehabilitation fixed him in a politically useful German past. Historicization led, however, not to recovery but to antiquarian display. Only one book by a GDR historian, Gerhard Brendler's "Martin Luther, Theologie und Revolution" (1983), engaged directly both Luther's theology and his role in "history". When the GDR disappeared into history, the Reformation was lost once more.

³¹ *Walther Schmidt*, Zur Entwicklung des Erbe- und Traditionsverständnisses in der Geschichtsschreibung der DDR, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 33 (1985), 196.

III. Losing the Reformation – Communalization and Confessionalization in Old Europe

In both parts of the double Germany of the post-war era, the Reformation was recovered as an event of social history. In West Germany, of course, the historians faced no “official” interpretation of German history. The historians were free to accept or reject the Reformation’s place in the genealogy of modern Germany and modern Europe. In the two most important general narratives that appeared in the 1970s and 1980s, the authors, Peter Blickle and Heinz Schilling, followed Ernst Troeltsch in placing the Reformation – once the great German event – with the Middle Ages. The reason for this move is simple: it enabled the incorporation of German history into the history of what was coming to be called ‘Old Europe’. In the braided common history of Europe, the Reformation was not what Fichte had called “a world-historical deed” of the Germans.

Blickle, a leading historian of the German Peasants’ War, agrarian history, and European communal development, conceives Old Europe (1200–1800) as a civilization shaped from below by the common people, whose lives were founded on a union of work and liberty, structured by their households, and networked by their communal institutions. The basic unit, the ‘house’ – both dwelling and household – provided a solid basis for all economic activity, a locus of political authority local and general, and a reference point for the common system of values. By 1500, systems of lateral and hierarchical integration had enabled parliamentary bodies composed of estates and their rulers to establish the force of law. “Den inneren Frieden durchgesetzt zu haben”, writes Blickle, “gehört fraglos zu den größten Kulturleistungen des Alten Europa”³². This process produced a political culture rooted in the villages and towns, where politics meant to make laws in the whole community’s interest. Creative forces in Blickle’s Old Europe came overwhelmingly from the common people, whose values – peace, order, freedom – contrasted sharply with those of modern politics – human rights, democracy, and the rule of law. By the eighteenth century this social order was being battered politically by absolutist rule and morally by individualist ethics. When Old Europe collapsed at the time of the French Revolution, the social and moral centrality of the house was no more. “Gänzlich verschwunden ist das Haus”, writes Blickle, “an dem Europa über 500 Jahre die Parameter für ein gutes Leben, eine gottgefällige Herrschaft und soziale Gerechtigkeit entwickelt hat. Das liegt an der Erfahrung der Möglichkeit wirtschaftlichen Wachstums und technischen Fortschritts, die dem Alten Europa fremd waren”³³.

³² Peter Blickle, *Das Alte Europa vom Hochmittelalter bis zur Moderne*, München 2008, 252.

³³ P. Blickle, *Das Alte Europa* (Anm. 32), 271.

What was true of governance applied also to religion. Blickle's Christian Europe is not a world of bishops, monks, and friars but one of parishes, the lives and affairs of which changed strikingly little over 600 years of Old Europe. "Alle Pfarreien in Europa," Blickle writes, "welcher christlichen Religionsgemeinschaft sie auch immer dienen mochten, einte ihre Funktion, das Leben der Menschen sakral zu überhöhen und sie spirituell zu bereichern"³⁴. The most important points for ordinary Christians – the saints' mediation of grace, the existence of purgatory – arose as popular piety, and, as significant as the Reformation's changes may have been in their own time, Blickle does not believe that they fundamentally altered the nature of European Christianity, much less changed the course of Old Europe. At a deep level, he holds, the Reformation lacked the revolutionary power to transform what the previous three centuries had created. The power of the individual event is weak, that of human-created social structures is strong. Peter Blickle's Old Europe is a world built from the labor, dreams, and sufferings of ordinary people. The sadness of its end is deeply mitigated by their fortunate freedom from what came after.

Heinz Schilling's vision of Old Europe shows us a quite different world. For him the key era of passage between medieval and modern Europe was the time between 1550 and 1650, the 'confessional era', to which the Reformation – compressed into the sixteenth century's first half – is but an enigmatic and troubling prologue. The new era's marker is not the event of Reformation but the process of 'confessionalization', by which the parts of a now fragmented Christendom created or revised new identities and ecclesiastical orders based formally on normative statements of faith adopted by the several churches. The reconstruction succeeded more or less in alliance with, and increasingly under the lordship of, the temporal rulers. The most important conclusion of this argument is that, far from introducing a supersession of the old Catholicism by the new Protestantism – the classic Protestant view – the time of Luther was followed by the initial organization of modern church-state relations across very much of Europe, and in Catholic lands as well as in Protestant. This process – confessionalization – proceeded with or without the Protestant Reformation.

It is hardly mysterious that this argument developed in the German-speaking world, where since the middle decades of the sixteenth century churches of different beliefs and practices – "confessions" in the sense of this argument – confronted one another in a permanent state of studied tolerance and routine competition interrupted by occasional hostility. More intensively than in most other countries, in the German lands confessional identity became a central protocol of social and cultural life and a spur to the creation of modernizing regimes of social discipline in politically established

³⁴ P. Blickle, *Das Alte Europa* (Anm. 32), 100.

churches. The outcome of this history was that in German lands, uniquely, it generated a modern nation state which possessed not one but two national religions, one Protestant, one Catholic.

The strength of Schilling's argument lies in his placement of confessionalization between the largely medieval Reformation and the onset of modern state development after 1650. Thrust into this gap, the argument can only apply to "all the Christian churches". Instead of exclusive, mutually hostile bodies teaching mutually incompatible world views, the confessions and their churches become similarly ordered and similarly motivated social formations moving on parallel paths toward the same destination – a European modernity governed by a largely secular culture. Whatever their respective spokespersons said at the time – or might think today – this has been one of the outcomes of the post-Reformation confessionalization.

IV. Recovering the Reformation? – The Rise of Religious History

One of the ironies of the story of how and when the Reformation has been lost is that, after each recovery, the cost of historicizing grows too great for its advocates. In the 1960s, when Bernd Moeller opened a new vista on the Reformation as a social event, a burghers' event, he by no means advocated a concept of plural reformations. By the 1980s, Heinz Schilling acknowledged that the concept of confessionalization converted the Reformation into a plurality of clerical collaborations with early modern European state-formation. This was too much historicizing for Bernd Moeller. Three decades and more after his pioneering of the new social history of the Reformation, he offered a brief, expressive defense of a single, genuine Reformation, which he defined as the message German burghers received from Luther between 1519 and 1522³⁵. Well aware that this judgment exacerbated the problem of agency in the Reformation, Moeller declared that, "Historia non fecit saltus und Luther ist nicht als ein Wundermann vom Himmel gefallen"³⁶. But neither was Luther one reformer among many, for, Moeller insisted, the Reformation is "in ihren Ursprüngen nicht in erster Linie als ein multiformer, sondern als ein kohärenter Vorgang einzuschätzen"³⁷. "In ihren Ursprüngen", when Luther's teaching of justification by faith alone stood at its heart – this Reformation echoes the post-1918 program of the Luther Renaissance.

³⁵ *Berndt Hamm/Bernd Moeller/Dorothea Wendebourg*, *Reformationstheorien. Ein kirchenhistorischer Disput über Einheit und Vielfalt der Reformation*, Göttingen 1995, 9–10.

³⁶ *B. Hamm/B. Moeller/D. Wendebourg*, *Reformationstheorien* (Anm. 35), 23.

³⁷ *B. Hamm/B. Moeller/D. Wendebourg*, *Reformationstheorien* (Anm. 35), 27.

While most social historians of the Reformation did not take this path, the metahistorical temptation was often still present. It had to be, if the Reformation, a landmark in all genres and forms of Western Christianity, were not to drift into history's miasma like the Flying Dutchman. Indeed, the Dutch historian Heiko A. Oberman (1930–2001) became well aware of this danger when he confronted the problem – Moeller's problem – of a fully historicized Luther. Writing for the Luther jubilee of 1983, Oberman firmly anchored the reformer in the medieval world. "The world of the early sixteenth century remained intimately linked to the late Middle Ages", he wrote, "and that one cannot really understand the thought of the Reformers, especially not Martin Luther, without understanding the medieval theological heritage [...]"³⁸. To be sure, Oberman challenged the Catholic admirers of Thomas Aquinas for possession of the Middle Ages, but he also rejected a comfortable bedding down of Luther in either Protestant confessionalization or liberal modernism. He boldly erected his Luther as simultaneously a man of his time and of all times. "Surprisingly", Oberman wrote, "the discoveries and experiences of a life marked by battle raging within and without make him a contemporary of our time, which has learned to sublimate the Devil and marginalize God." If we are to understand this Luther, "we must read the history of life from an unconventional perspective. It is history 'sub specie aeternitatis', in the light of eternity; not in the mild glow of constant progress toward Heaven, but in the shadow of the chaos of the Last Days and the imminence of eternity"³⁹. In Oberman's view, Luther's Reformation, though deeply related to the Middle Ages, "is not a human achievement at the beginning of the Modern Age but God's action at the end of time"⁴⁰. His solution to the Reformation problem, therefore, is to de-historicize history, that is, to deny ultimate meaning to all worldly experience and frames of reference. This preserves time and space for a limited but purposeful human collaboration with historical forces for change, but it also places the ultimate grounds of change well beyond our power to alter them. In this way, if somewhat grudgingly, Heiko Oberman paid a debt to the social history of the Reformation.

Social history is about social formations and their actions, which furnish the terms in which a social history of the Reformation must be cast. Today, this happens most commonly in terms of the Church/churches viewed in both their unities and their pluralities, in their practices and in their beliefs. The Reformation is thus composed of many reformations, as "the Church" –

³⁸ William J. Courtenay, *Fruits of the Harvest*, in: *The Work of Heiko A. Oberman*, hrsg. v. Thomas A. Brady Jr./James D. Tracy/Susan Karant-Nunn/Katherine G. Brady, Leiden 2002, 133–34.

³⁹ Heiko A. Oberman, *Luther. Man between God and the Devil*, übers. v. Eileen Walliser-Schwarzbart, New Haven 1989, xix, 12.

⁴⁰ Berndt Hamm, *An Opponent of the Devil and the Modern Age*. Heiko Oberman's View of Luther, in: *The Work of Heiko A. Oberman* (Anm. 38), 38.

in its theological sense – is composed of many churches. Above all, the reforms of the Roman Catholic Church, contemporary with their Protestant analogues, unite the whole to its common beginnings. Along this line of thinking, the Freiburg historian Wolfgang Reinhard translated Schilling's confessionalization of society into a confessionalization of the churches in general and the Catholic Church in particular. This shift allowed the comprehension of Catholic and other rituals, ceremonies, beliefs, and customs under a single name – religion – rather than being reduced to mere “peculiarities” (*propria*) of the particular confessions.

A central figure in the study of Reformations in terms of religion in this sense was the Australian scholar Robert W. (“Bob”) Scribner (1941–98), who pioneered the study of traditional religion of late medieval and Reformation Germany. In the 1970s he turned from his initial interest in the Reformation as social history – groups and movements – to an exploration of why ordinary people had acted in ordinary ways to extraordinary effect. Exploiting as sources pamphlets, songs, and polemics, he reconstructed the acts in which popular mentalities found expression – sacraments, magical practices, folkloric rituals, insult and shame, and rituals of violence. To frame these acts, Scribner explored traditional cosmologies, those great logics that bound individual elements together. This brought him to understand how misleading was the conventional distinction between the mental worlds of the common people and those of their social superiors. The more Scribner explored this world with the help of anthropological concepts, the less respect he felt for grand narratives based on social, national, and confessional discriminations, and the more highly he estimated the power of the acts, images, and words that bound social worlds together. To Scribner, religion became not an aspect, a factor, or a function but the central subject of human history.

It was John Bossy, a Catholic, who assembled the larger picture of an evolution of almost all early modern Western Christianity out of the late medieval Catholic Church. Already from around 1400, he argues, the practical, affective, corporately organized social religion of medieval Catholicism began to move toward a more theorized, more spiritualized, and more individual Christianity, of which Protestantism and Catholicism represented different but in some respects similar outcomes. Bossy did identify “migrations of holiness” to the state, to music, and to texts, each a sign “of transition from an ethics of solidarity to one of civility”. Though he admitted that, except for state-building, the changes “do not seem to evoke any convincing motor event in the world of things: few, I guess, will be prepared to swallow the proposal that the emergence of ‘market society’ was such an event”⁴¹.

⁴¹ John Bossy, *Christianity in the West. 1400–1700*, Oxford 1985, 170.

It was not long before Protestant historians began to rethink the Reformation in terms of the Church – singular, plural, and universal. Thomas Kaufmann’s general history of the German Reformation is framed in terms of local churches’ relationships to what he characterizes as a “Sozialtypus” of the Church as it existed from the Constantinian age until around 1700. Where it succeeded, he argues, the Reformation tied its local spaces of operation “mit einer allgemeinen Verbindlichkeit” and a “Kirchlichkeit ihres Anspruchs”⁴². By “churchliness” he means a continuing, structural bond of individuals to their local churches and, though in a very much less defined way, of local churches to some larger Christian reality. This larger sense of a common Church “teilten die Reformatoren mit jener Kirche, gegen die sie rebellierten,” and their “Aufstand der ‘Kirche’ gegen die ‘Kirche’” shared the medieval Church’s program of forming and nurturing a Christian society⁴³.

This concept of a plurality in unity fits very well, too, Scott Hendrix’s portrayal of the Reformation in even broader terms as an engagement of Western Christianity in a great wave of evangelization, an action he names “recultivating the vineyard.” Hendrix insists on the need “to display adequately the continuity between medieval and Reformation religion,” which requires us to recognize that “the sixteenth-century reformers [...] set for themselves the goal of Christianizing Christendom”⁴⁴. For Hendrix, as it had for Troeltsch, the Protestant Reformation possessed more in common with medieval than with modern Christianity.

What has happened? That “something” has happened is obvious from many signs, not least from Heinz Schilling’s 1992 inaugural address at Berlin’s Humboldt University. It bears the title, “Am Anfang waren Luther, Loyola und Calvin.” Schilling knows whence the Reformation problem sprang. “Über Jahrhunderte hin wurde der deutsche Reformator Martin Luther glorifiziert oder verteufelt,” he writes, and competing pictures of him “sehen in der religiösen Existenz und kirchenpolitischen Tat des Wittenbergers etwas unerhört Einmaliges, einen weltgeschichtlichen Aufbruch, ohne den die Geschichte Europas ganz anders verlaufen wäre”⁴⁵. Precisely this lutherocentric idea, which borders on the metahistorical, has come under challenge. “Nicht um das Proprium der deutschen Geschichte geht es”,

⁴² Thomas Kaufmann, *Geschichte der Reformation*, Frankfurt am Main/Leipzig 2009, 19.

⁴³ Th. Kaufmann, *Geschichte der Reformation* (Anm. 42), 17.

⁴⁴ Scott H. Hendrix, *Recultivating the Vineyard. The Reformation Agendas of Christianization*, Louisville/London, 2004, xvii.

⁴⁵ Heinz Schilling, *Am Anfang waren Luther, Loyola und Calvin. Ein religionssoziologisch-entwicklungsgeschichtlicher Vergleich. Antrittsvorlesung Humboldt-Universität zu Berlin*, 7. Juli 1992, Berlin 1992, 3. This inaugural address was published with footnotes as: Heinz Schilling, *Luther, Loyola, Calvin und die europäische Neuzeit*, in: *Archiv für Reformationsgeschichte* 85 (1994), 5–31.

Schilling's Berlin address contends, "sondern um die europäische, ja universalgeschichtliche Linie; nicht um isolierte Kirchen- und Konfessionsgeschichte, sondern um Gesamt- oder Gesellschaftsgechichte; nicht um das zeitlich eng umrissene Ereignis 'Reformation', sondern um den Anteil der religiösen Umbrüche am langfristigen Wandel werdender Modernität [...]"⁴⁶.

In fact, Schilling's universalism confines itself to one "geistige Konfiguration 'Europa'", a spiritual integration of the old Christian confessions, new Christian denominations, Jews, and "andere Kräften der Moderne"⁴⁷. That was the outcome of the process of confessionalization, while the Reformation remains a much more local, essentially German event in the long march to a unified modern Europe. For the sake of European unity, the Reformation was lost.

One implication of Schilling's vision is surely correct: the European age of the history of Christianity is now passing. The internal process of secularization, in the sense of an absorption into the experienced world, has reached a point at which, as Hartmut Lehmann points out, "the question, what do people believe at the end of the twentieth century, yields no clear answer"⁴⁸. Clearly, however, European Christianity is losing confidence before the force of an abstracting and leveling liberalism that attacks not only the churches but all structures of human solidarity and legitimacy. That force's message is, as the Scottish philosopher Alasdair MacIntyre writes, to reject "the possibility of any doctrine which connects moral attitudes, beliefs about the past, and beliefs in future possibility"⁴⁹. The meaning of the Reformation today, therefore, will find its place, if anywhere, not in its blistered European homelands but in what Lehmann has called "its centers in Latin America and Africa, to some degree also in some countries of the Far East [...] but no longer in Europe"⁵⁰. In these landscapes, writes the American historian Denis Janz, Christianity's encounter with another refugee from Europe – de-Stalinized Marxism – displays "an inexact but suggestive analogy" to the Protestant Reformation's impact on the Roman Catholic Church of the sixteenth century⁵¹. Whether that will prove the case, remains to be seen.

⁴⁶ H. Schilling, Am Anfang (Anm. 45), 3–4.

⁴⁷ H. Schilling, Am Anfang (Anm. 45), 13.

⁴⁸ Hartmut Lehmann, Protestantisches Christentum im Prozeß der Säkularisierung, Göttingen 2001, 15–16.

⁴⁹ Alasdair MacIntyre, Marxism and Christianity, 2. Aufl., London 1995, 123–24.

⁵⁰ H. Lehmann, Säkularisierung (Anm. 48), 25.

⁵¹ Denis Janz, World Christianity and Marxism, New York/Oxford 1998, 153.

The Story We Have Lost

Peter Lasletts gesellschaftsgeschichtliche Interpretation des vorindustriellen Europa

Von *Stefan Ehrenpreis*

I. Autor und Erscheinungskontext

Während des Zweiten Weltkrieges zog der britische Geheimdienst eine Gruppe von Geisteswissenschaftlern in Bletchley Park zusammen, wo sie – neben der Entschlüsselung des deutschen Enigma-Codes – mit Analysen zur militärischen Lage beschäftigt waren. Neben Hugh-Trevor Roper, Herbert Butterfield und anderen später berühmt gewordenen Historikern gehörte auch Peter Laslett (18. 12. 1915–8. 11. 2001) zu den intellektuellen Mitarbeitern¹. Nach dem entsprechenden Spracherwerb war er mit der Entschlüsselung des japanischen Flottenfunkverkehrs beschäftigt und wurde auch in Washington eingesetzt. Am Kriegsende wechselten diese Forscher wieder an die Universitäten und wurden in den 1950er Jahren einflussreiche Vertreter ihres Faches.

Laslett, der in Cambridge 1938 einen hervorragenden Studienabschluss in Geschichte gemacht hatte, bekam 1948 dort ein Forschungsstipendium des St. John Colleges und edierte die politischen Schriften des Stuart-Anhängers Robert Filmer. Der Untersuchungsgegenstand traf auf ein gewachsenes Forschungsinteresse am 17. Jahrhundert, das als politisch-gesellschaftliche Krisen- und Umbruchphase besondere Aufschlüsse zur Sonderentwicklung der englischen innerhalb der europäischen Geschichte zu bieten versprach. Als historiographisches Problem stand vor allem die Interpretation der *Glorious Revolution* von 1688 zur Debatte. Laslett widmete sich in den 1950er Jahren Untersuchungen zu den Texten John Lockes, mit dem er sich bis zu

¹ Zur Biographie Lasletts vgl. *Richard Smith*, Art. Laslett, (Thomas) Peter Ruffell (1915–2001), in: Oxford Dictionary of National Biography online, No. 76493: <http://www.oxforddnb.com/index7101076493/Peter-Laslett>. Zur akademischen Situation der 1950er und 1960er Jahre in Cambridge siehe jetzt auch die Erinnerungen von *Patrick Collinson*, *The History of a History Man. Or, the Twentieth Century Viewed From a Safe Distance*, London 2011. Vgl. zur Bedeutung von Bletchley Park jetzt *Michael Bentley*, *The Life and Thoughts of Herbert Butterfield. History, Science and God*, Cambridge 2011. – Für eine persönliche Mitteilung danke ich Prof. Eckhart Hellmuth (München).

seinem Lebensende beschäftigte. 1960 legte er die bis heute gültige Edition der „Two Treatises on Government“ vor und wies in einer berühmt gewordenen Einleitung nach, dass Locke den Text nicht 1689, sondern als Antwort auf Filmer formuliert hatte und die Entstehung daher auf die Jahre 1679–85 vordatiert werden muss². Dieser methodisch weiterführende Nachweis machte Laslett zum Mitinitiator einer neueren politischen Ideengeschichte, die von Schülern wie John Dunn und Quentin Skinner später zur ‚Cambridge School‘ ausgebaut wurde. Die Grundidee, Texte in ihrem diskursiven Kontext zu interpretieren, wurde zum Kennzeichen dieser methodischen Richtung³. Die wissenschaftlichen Erfolge Lasletts führten zu einer akademischen Karriere: Zunächst seit 1953 Lecturer und Fellow des Trinity College, amtierte er 1966 bis zu seiner Emeritierung als Reader in „Politics and History of Social Structure“ in Cambridge.

Der – neben der Ideengeschichte – zweite Lehr- und Forschungsgegenstand Lasletts entwickelte sich wohl aus Fragen zum Zusammenhang politischer und gesellschaftlicher Umbrüche im 17. Jahrhundert, die in den 1950er Jahren beispielsweise auch Christopher Hill und (etwas später) Lawrence Stone umtrieben. Dem durchaus international orientierten Laslett wird auch die aufstrebende französische Annales-Schule, vor allem deren bevölkerungsgeschichtliche Interessen in den Arbeiten von Flandrin, Ladurie u. a., nicht entgangen sein. Am Beginn der 1960er Jahre machte sich auch in der englischen Historiographie ein starker Trend zu quantifizierenden Methoden bemerkbar, die in geradezu hymnischer Begeisterung als Schlüssel zur Erkenntnis sozialer und mentaler historischer Prozesse gefeiert wurden⁴. Laslett erschloss sich diese neue Methodik und begann mit seinen Schülern, Überlegungen zur Auswertung von lokalen Kirchenregistern anzustellen. Daraus erwuchsen eine Zusammenarbeit mit Edward Anthony Wrigley und Roger Schofield und 1964 die Gründung einer vom Social Science Research Council finanzierten Studiengruppe, der „Cambridge Group for the History of Population and Social Structure“⁵. In Kooperation mit Lokalhistorikern bearbeitete man serielle Quellen aus zunächst 30 Gemeindearchiven

² John Locke, *Two Treatises of Government. A Critical Edition with an Introduction and Apparatus Criticus* by Peter Laslett, Cambridge 1960. – Laslett gehörte später auch zu den Herausgebern des Verzeichnisses der Privatbibliothek John Lockes.

³ Siehe hierzu Eckhart Hellmuth / Christoph von Ehrenstein, *International History made in Britain. The Cambridge School und ihre Kritiker*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 27 (2001), 149–172. Gegen die Tendenz, den Einfluss Lasletts auf die Frühgeschichte der Cambridge School zu vergessen, wendet sich John G. A. Pocock, *With Laslett to the Lost Worlds*, in: *International Journal of Public Affairs* 2 (2006), 7–17.

⁴ Vgl. das Sonderheft „New Ways in History“ des „Times Literary Supplement“ vom 7. April 1966 mit programmatischen Beiträgen u. a. von Keith Thomas, Edward P. Thompson und E. J. Hobsbawm. Keith Thomas, „The Tools and the Job“, in: ebd., 4–7, nimmt auch Bezug auf die Studien Lasletts.

⁵ Edward Anthony Wrigley, *Small-Scale but not Parochial. The Work of the Cambridge Group for the History of Population and Social Structure*, in: *Family and Community History* 1 (1998), 27–36.

vorwiegend Sünglands und gab die Datensätze in damals hochmoderne Datenverarbeitungsanlagen ein. Mithilfe von lokalen Kooperationspartnern wuchs die Zahl ausgewerteter Archive auf über einhundert an. Einige der Analysen gingen bereits in sein 1965 publiziertes, bekanntestes Buch ein; weitere erschienen in der 1968 von Laslett gegründeten Zeitschrift „Population Studies“ sowie in Folgestudien seiner Schüler.

Es wäre jedoch einseitig, den Entstehungskontext von „The World We Have Lost“ lediglich in wissenschaftlichen Entwicklungen zu verorten. Die Hinwendung Lasletts zur Alltags- und Familiengeschichte muss auch vor dem persönlichen Hintergrund des Verfassers gesehen werden, der in Herkunft und öffentlichem Engagement sichtbar wird. Laslett entstammte einer Familie von Freibauern in der Grafschaft Kent, die im 19. Jahrhundert einige nonkonformistische Prediger hervorbrachte, darunter auch Lasletts Vater. Er scheint sich sein Leben lang den konservativen Habitus der ländlichen Gesellschaft und des religiösen Außenseitertums erhalten zu haben, auch eine Abneigung gegen die englische landadelige Oberschicht. Das Bewusstsein, nicht aus der begüterten Schicht der englischen Gesellschaft zu kommen, äußerte sich in einer der moderaten Linken zugewandten politischen und kulturellen Haltung. Aus dieser Quelle speiste sich Lasletts außergewöhnliches Engagement in der öffentlichen Präsentation von Forschungsergebnissen: Er gehörte 1969 zu den Gründervätern der mediengestützten „Open University“-Bewegung, die im Geist der älteren Arbeiterbildung breite Bevölkerungskreise mit den Diskussionen der Kultur- und Sozialwissenschaften bekannt machen wollte. 1982 gehörte er auch zu den Organisatoren der „University of the Third Age“. Zweitens beeinflusste Laslett über eine Tätigkeit in Medienräten die Entwicklungen in den Sparten der englischen Radio- und Fernsehprogramme, die sich der Kultur und Wissenschaft widmeten⁶. Dieses Engagement bildete auch den Hintergrund für „The World We Have Lost“, dessen ursprüngliche Fassung aus einer Reihe von Rundfunkfeatures hervorging. Die intensivere Auseinandersetzung mit anderen Forschungsmeinungen ist vermutlich erst in die publizierte Buchfassung eingegangen, die 1965 in erster Auflage im Londoner Verlag Methuen erschien⁷. Bereits 1971 wurde eine zweite Auflage nötig. Eine Überarbeitung erschien 1983 als revidierte dritte Auflage unter dem Titel: „The World We Have Lost: Further Explored“. Für diese Fassung wurde der Text um etwa

⁶ Einen Leserbrief an das „Times Literary Supplement“, Ausgabe vom 8. Januar 1970, unterschrieb er als „Chairman of the Sound Broadcasting Society and of the Viewers and Listeners Association“. Charakteristischerweise wandte er sich hier gegen Einschränkungen des Kulturprogramms der BBC. Am Beginn seiner akademischen Laufbahn hatte Laslett mehrfach Sendungen für das ambitionierte dritte Radioprogramm der BBC produziert. Bei *Eric Hobsbawm*, *Gefährliche Zeiten. Ein Leben im 20. Jahrhundert*, München 2006, 207, erscheint Laslett in der Nachkriegszeit als „Talentsucher“ der BBC.

⁷ *Peter Laslett, The World We Have Lost. England before the Industrial Age*, London 1965.

fünfzig Seiten erweitert und das Buch war nun, nach Lasletts eigenem Vorwort, eher ein „textbook“ als ein Essay. Diese dritte Auflage wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt und wurde ein internationaler Bestseller. Weitere Nachdrucke erschienen in den Jahren 2000 und 2001. Die deutschsprachige Ausgabe, veranstaltet durch die Wiener Dependence des Böhlau-Verlages, erschien 1988 als 13. Band der Reihe „Kulturstudien“, die vom Wiener Kulturstadtrat Hubert Ch. Ehalt und dem Ethnologen Helmut Konrad herausgegeben wurde⁸.

Laslett publizierte seit den 1960er Jahren bis 2002 neben zahlreichen Aufsätzen und Rezensionen zur politischen Ideengeschichte und historischen Familienforschung weitere Bücher zur Geschichte der frühneuzeitlichen Familie und der Sexualität und 1989 eine vielbeachtete Studie zur europäischen Geschichte des Alters⁹. Ähnlich wie die Änderungen im Familienleben sah er den Wandel in den Lebensbedingungen der dritten Lebensphase als typisch für moderne Gesellschaften an.

II. „The World We Have Lost“ und die Epochenkonstruktion

Das Buch ist keine durchgehende Erzählung oder analytisch angelegte Strukturgeschichte, sondern stellt in elf, etwa gleich langen Kapiteln den Stoff anhand problemorientierter Fragen dar. Für die revidierte Neuausgabe 1983 wurde ein knappes zwölftes Kapitel mit methodischen Überlegungen eingefügt. Eine „allgemeine Nachbemerkung“ summiert auf wenigen Seiten die von der Cambridge Group gewonnenen Datensätze und ihre Quellenbasis. Ein ausführlicher Anmerkungsteil liefert nicht nur die Quellen- und Literaturnachweise, sondern diskutiert auch kritisch einzelne Forschungsfragen.

Der Haupttext beginnt mit einer Einführung in die frühneuzeitlichen Lebensverhältnisse und konzentriert sich auf die Frage der ländlichen Arbeit und der Haushalts- und Familiengrößen. Nach einer Beschreibung sozialer Unterschiede zwischen Adel, Bürgern und Bauern folgt ein drittes Kapitel zur Dorfgemeinschaft. Den falschen Vorstellungen über das frühere Vorherrschen von Großfamilien widmet sich der anschließende Abschnitt, um dann anhand der Methode der Familienrekonstruktion die Bevölkerungsgeschichte Englands seit 1500 detailliert nachzuzeichnen. Nach einem ein-

⁸ *Peter Laslett*, *Verlorene Lebenswelten. Geschichte der vorindustriellen Gesellschaft*, übers. v. Wolfgang Astelbauer, Wien/Köln/Graz 1988.

⁹ *Peter Laslett*, *Family Life and Illicit Love in Earlier Generations*, Cambridge 1977; *Ders.*, *Statistical Studies in Historical Social Structure*, London 1978; *Ders./Richard Wall*, *Family Forms in Historic Europe*, Cambridge 1983; *Ders.*, *A Fresh Map of Life. The Emergence of a Third Age*, London 1989; *Ders./James Fishkin* (Hrsg.), *Justice between the Age Groups and Generations*, London 1992.

geschobenen sechsten Kapitel zur sozialen Lage der Bauern widmet sich Laslett der mit der Familiengeschichte eng verbundenen Geschichte der Sexualität, insbesondere der Möglichkeiten zur Geburtenkontrolle und der gesellschaftlichen Reaktion auf illegitime Schwangerschaften. Das Kapitel acht greift mit der Frage nach einer sozialen Revolution im England des 17. Jahrhunderts eine zentrale geschichtswissenschaftliche Debatte auf, die seit den Arbeiten von Christopher Hill in den 1950er Jahren, mit denen sich Laslett auch kritisch auseinandersetzte, stark diskutiert worden war. Die korrespondierende politische Ordnung, deren Legitimität bis auf die Levelers niemand anzweifelte, stellen die Kapitel neun und zehn dar. Laslett betont die Ordnungskraft des Fünften Gebots, das als gesellschaftliche Grundformel in Kirche und Schule verbreitet wurde, und stellt eine Verbindung zu den patriarchalen Familienstrukturen her. Sozialen Ausdruck fand diese Formel in der politisch beherrschenden Stellung der Gentry, deren politische Diskussionen stellvertretend für das ganze Land geführt wurden und deren Vertretungsanspruch niemand in Frage stellte. Die Anerkennung der führenden Rolle der Grundbesitzer findet sich auch in den Inhalten der Morallehren im Schulunterricht und der anglikanischen Sonntagslehre. Erst im Laufe des 18. Jahrhunderts ermöglichte eine zunehmende Bildungsoffensive, dass städtische Dienstboten und die ländliche Bevölkerung in größerem Ausmaß in den öffentlichen Diskurs einbezogen wurden. Kapitel elf fügt den Vergleich mit der Situation von englischen Unterschichten um 1900 ein. Die erweiterte Neuauflage schließt mit einigen methodischen Überlegungen.

Die Darstellung Lasletts beruht auf zwei Grundargumentationen: Zum einen legt er Wert auf einen konsequenten Gegenwartsbezug, den er im der dritten Auflage angehängten Nachwort auch methodisch wegweisend herausstellt. Laslett meinte damit, dass der Historiker die Themen- und Fragestellungen zur Geschichte als Beobachter von aktuellen Auseinandersetzungen seiner Gegenwart bestimmen soll. Daher knüpfte er in seinem Buch an Fragen an, die er aus dem Geschichtsbild seiner Zeit gewonnen hatte: Waren Familienhaushalte früher größer als heute? Waren Bauern früher immer arm? Lebt heute der Großteil der Bevölkerung in besseren Zeiten? Laslett bringt an vielen Stellen seines Buches zum Ausdruck, dass das Bild seiner Gegenwart doppeldeutig ist: Die materiellen Lebensbedingungen sind für den größten Teil der Bevölkerung durch eine wohlfahrtsstaatliche Umverteilung von oben nach unten wesentlich verbessert worden. Auf der anderen Seite führt er aus, dass die mit der Industrialisierung einhergehende Trennung von Familie und Arbeit, Haushalt und Familiengründung zu früher nicht gekannten Vereinzelungs- und Entfremdungsphänomenen, die im modernen Großstadtleben ihren Ausdruck finden, geführt hätten.

Als zweites Grundaxiom seines historischen Denkens taucht im Text immer wieder die scharfe Polemik gegen die Erklärungskraft marxistischer Interpretationskategorien auf. Vor allem lehnte Laslett die Anwendung des

Klassenbegriffs ab, um die Konfliktlagen im englischen 17. Jahrhundert zu begreifen¹⁰. Den Alltag und die Mentalitäten, um die es ihm geht, sieht er nicht durch ein soziales und politisches Bewusstsein und den Willen zur Veränderung – oder gar Revolution – geprägt. Vielmehr vollzogen sich Wandlungen in den Lebensbedingungen der Menschen historisch „hinter ihrem Rücken“ und nur langsam. Eine Dreiteilung der Geschichte in Altertum, Feudalzeit und bürgerlich-kapitalistisches Zeitalter, die dem marxistischen Geschichtsbild inhärent ist, ließe Zusammenhänge zerfallen. Marx und Engels interpretierten die Umwälzungen im Zuge der Industrialisierung als Sieg der Bourgeoisie, aber das Kapital des Bürgertums hatte in früheren Zeiten durchaus die Familien als Arbeitseinheit gestützt. Erst die Änderungen des Familienlebens in der Massengesellschaft, so Laslett, spielten eine entscheidende Rolle beim Verlust alter Lebenswelten. Die industrielle Revolution als Umbruchzeit eines älteren zu einem neuen Europa, das durch wohlfahrtsstaatliche Lebenssicherung und Entfremdungen gekennzeichnet ist, ist nach Laslett einfacher und dem Lebensgefühl näher.

Beide Grundannahmen prägen das Bild, das Laslett von der vorindustriellen Geschichte Englands entwirft und das er in den Grundzügen bereits im ersten Kapitel zusammenfasst. Die Welt, die uns – nach seinen Worten – verloren ging, war kein Paradies, es fehlten Gleichheit, Toleranz und oft auch Mitleid. Mit der Industrialisierung begann kein Zeitalter der Unterdrückung und Ausbeutung – dies bestand vielmehr schon früher. Allerdings wurde die patriarchalische Struktur der Gesellschaft abgelöst, die die Geschichte Europas seit den Griechen bestimmt hatte. Diese alte patriarchalische Welt hatte eine auf Familienbindungen beruhende gesellschaftliche Kohäsionskraft, die der Industriegesellschaft verloren ging. Die mit der europäischen Expansion seit 1500 einhergehende Kenntnis andersgearteter sozialer Verhältnisse wurde nicht als Alternative verstanden; es fehlte jede Idee der sozialen Revolution. Laslett betont jedoch auch, dass dieses Bild der patriarchalischen Familie nicht idealisiert werden darf: Innerfamiliäre Spannungen waren zwangsläufig und konnten nicht offen angesprochen und gelöst werden.

Aus heutiger Sicht fehlen im Text Lasletts überraschenderweise gängige Metaphern bei der Darstellung der ländlichen Gesellschaft. Der Beschreibung des bäuerlich-landwirtschaftlichen Jahreskreislaufs räumt Laslett nur wenig Platz ein und verzichtet auch ganz auf Klischees von naturverbundener Ganzheitlichkeit. Die ländliche Welt war kein Stück unberührter Natur, betont er im ersten Kapitel. Intensiv widmet er sich hingegen den Sozial- und Kommunikationsformen der bäuerlichen Dorfgemeinschaften:

¹⁰ Daher rührt wohl auch seine scharfe Polemik gegen den in den 1960er Jahren aufstrebenden jungen Oxforder Historiker Lawrence Stone, den er auch später noch mit persönlichen Angriffen verfolgte, vgl. *P. Laslett, The World We Have Lost* (Anm. 7), Kap. 8, Anm. 10.

dem Kirchgang als Treffpunkt und Informationsbörse, dem Pfarrer als funktionalem Vermittler zwischen ungebildetem Volk und intellektuell-technischer Welt, den Markttagen, Gerichtssitzungen und jährlichen Milizmustern. Er bemerkt, große Menschenansammlungen seien selten gewesen und hätten ein heutiges Fußballstadion nicht gefüllt. Auf die Vorstellung einer *face-to-face*-Gesellschaft geht er nicht näher ein, formuliert aber, in der traditionellen Gesellschaft hätten menschliche Maßstäbe gegolten: Beispielsweise sei kein europäisches Gebäude größer als das römische Kolosseum gewesen.

Als zentrales Argument für den Epochenumbruch schildert Laslett den Bedeutungswandel der Familienstrukturen. Die heute in der Forschung unumstrittenen spezifisch europäischen *family patterns* wie Heraufsetzen des Heiratsalters zur Geburtenregelung als Reaktion auf Verengung des Nahrungsspielraums, Bindung der Haushaltsgründung an die Eheschließung, Bindung der Eheschließung an eine Einkommensgrenze, obrigkeitliche und kirchliche Bekämpfung illegitimer Sexualität, langsame Steigerung der durchschnittlichen Lebenserwartung, die Entwicklung zum Lebenszyklus-Gesinde u. a. m. werden klar herausgearbeitet. Die sozialen Probleme des 20. Jahrhunderts könnten keineswegs auf eine Herauslösung der Kernfamilie aus einem Gruppenverband zurückgeführt werden, vielmehr hätte auch in älterer Zeit die Kernfamilie den Nukleus des Haushalts gebildet. Laslett bleibt jedoch nicht dabei stehen, sondern komponiert ein Gesamtbild von Familienstrukturen, die für alle Lebensbedingungen des Alltags konstitutiv gewesen seien. So führte im 17. Jahrhundert das steigende Heiratsalter zu einer Zunahme der Zahl der Dienstboten, die jedoch nur wenige Jahre in ihrer Stellung blieben, bis auch sie heirateten und einen eigenen Haushalt gründeten. Im Zuge der protoindustriellen Ausweitung des Verlagssystems veränderte sich auch das frühneuzeitliche Dorf: Neben Landwirten lebten dort zunehmend Landhandwerker, Müller und Textilarbeiter der Heimindustrie. Die hausnahe gewerbliche Produktion auf dem Lande habe aber mit der Einbeziehung der Frauen- und Kinderarbeit die Kernfamilie eher noch gestärkt.

Im Entwurf dieses Bildes ist der Verfasser nicht betriebsblind: Er konstatiert, es habe immer auch Ausnahmen von der Regel, dass Wohnstätte zugleich Arbeitsstätte war, gegeben. So wohnten in Coventry im 16. Jahrhundert Arbeiter und Gesellen bei Unternehmern, die nur zum Schlafen sowie Samstagabend und Sonntag bei der Familie waren. Auch räumt er im methodischen Nachwort zur dritten Auflage 1988 selbstkritisch ein, man könne die Verhältnisse vor 1700 nicht einfach als vorindustriell und um 1900 als industriell bezeichnen, da diese Begriffe keinen eindeutigen und konstanten Inhalt besäßen. Immer wieder betont Laslett jedoch: In der uns verlorenen Welt gab es ein Gleichgewicht von Industrie und Landwirtschaft und die Einheit der Familie war – im Gegensatz zur modernen Welt – von keiner Sei-

te her bedroht. Ihm erscheinen daher einige fundamentale Veränderungen unbestreitbar: die Trennung der Arbeit von Familie, die Unterwerfung unter die Arbeitsdisziplin in Büro und Fabrik, das Ende der Beherrschung des gesamten politischen und intellektuellen Lebens der Nation durch eine kleine elitäre Minderheit, die Abkehr vom allen gemeinsamen religiösen Glauben, der allgemeine Zugang zum öffentlichen und politischen Leben und die subtile Ablösung der politischen Funktion des „Country“-Adels. Zusammengekommen lasse dies einen unabänderlichen Wandel zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert deutlich werden.

Der Argumentationsgang Lasletts wird in einem elften Kapitel bekräftigt, das in die dritte Auflage eingefügt wurde. Hierin beschreibt er die englische Gesellschaft um 1900, insbesondere die Lage der Arbeiterschichten, und kontrastiert sie mit den Verhältnissen der „verlorenen Welt“. Auf der Grundlage einer zeitgenössischen soziologischen Studie schildert er die Lebensbedingungen der untersten ca. 30 Prozent der Bevölkerung der Städte London und York: Nur die Hälfte der Arbeiterschaft hatte ein genügendes Auskommen. Es ist die Schicht, so der Verfasser, die einen Großteil der britischen Armee im 2. Weltkrieg stellte, sowie 1945 und 1964 der Labour-Party zu Wahlsiegen und der Regierungsübernahme verhalf. Um 1900 stellte die Mittelklasse noch kaum fünf Prozent der Bevölkerung, ihren Aufstieg sieht Laslett, im Gegensatz zu anderen englischen Sozialhistorikern, erst nach 1945 einsetzen. Als wesentliche Veränderung vom 17. zum 20. Jahrhundert beschreibt Laslett in diesem Kapitel erneut die Marginalisierung der ländlichen Welt gegenüber den Städten und, damit zusammenhängend, das Aussterben der ländlichen Hausindustrie. Damit war einer ökonomischen Funktion des Familienlebens auf dem Land der Boden entzogen. Noch um 1900 expandierte der urbane Raum in England stark und die fortgesetzte Industrialisierung mit ihren großen Umwälzungen führte nach 1945 zu verbessertem Lebensstandard, verlängerter Lebenserwartung, verringerter Armut und allgemeiner Schulbildung. Dies alles vollzog sich durch einen Prozess der Umverteilung, aufgrund politischen Drucks und der Eigendynamik der Wohlstandsentwicklung. Für die Zukunft sah Laslett eine weitere Umverteilung zwischen reichen und armen Gebieten der Erde voraus.

Gegen andere Interpretationen betont der Text auch die Vereinbarkeit der geistigen Entwicklungen mit den Aussagen seiner These. Die sozialen Veränderungen der Industrialisierung begleitete ein Denken, das soziale Mobilität nach unten und oben als selbstverständlich einschließt. Während in der „verlorenen Welt“ mehr Menschen ab- als aufstiegen und traditionelle Privilegien durch gesetzliche Maßnahmen und Gesellschaftssatiren über soziale Aufsteiger geschützt wurden, wurde in der industrialisierten Welt die soziale Pyramide durch Stärkung der Mittelschichten in eine Apfelform verwandelt. Dabei spielten der dramatische Rückgang der Sterblichkeit, die geringere Kinderzahl pro Familie und die Veränderungen in der Altersstruktur der

Gesellschaft, aber auch die Kriegserfahrungen und das Nationsbewusstsein eine wesentliche Rolle. Deutliches Kennzeichen des sozialen Wandels sei der drastische Rückgang der Dienstbotenbeschäftigung im 20. Jahrhundert, der in der industriellen Welt fast völlig verschwunden sei.

III. Zusammenfassung und Würdigung

Das Buch Lasletts war in seiner fachlichen und öffentlichen Wahrnehmung außerordentlich erfolgreich, hat aber auch über den großen Einsatz in der akademischen Lehre hinaus kaum wissenschaftliche Resonanz gefunden. Die familiengeschichtlichen Ergebnisse wurden – zusammen mit den französischen Studien – bald *communis opinio* der Forschung und durch viele Einzelstudien der Cambridge Study Group bestätigt und erweitert. Der europäische Vergleich, der in den 1970er und 1980er Jahren vorangetrieben wurde, hat zu keiner grundlegenden Revision führen müssen, wie die jüngste Ausgabe von 2000 zeigt. Allerdings forderte Laslett auch den Einbezug außereuropäischer Vergleichsstudien, was bis heute methodische Probleme schafft. Gleichwohl sind manche Bewertungen Lasletts in der nachfolgenden familiengeschichtlichen Forschung relativiert worden, so etwa die von ihm betonte strikte patriarchalische Familienstruktur. Hier wird heute die Rolle der frühneuzeitlichen Frauen sowohl in ökonomischer als auch sozialer Hinsicht stärker gewichtet¹¹. Auch Forschungen zur Protoindustrialisierung, deren Anfänge Laslett unterstützte, haben die Ergebnisse der englischen Studien für andere europäische Regionen differenziert. Allerdings werden einige Grundtendenzen seiner Interpretation, die sich bewusst aus Fragestellungen seiner Gegenwart entwickelten, heute befremden. Insbesondere waren und sind viele seiner zeitgenössischen Wertungen der industriellen Gesellschaft fragwürdig: so etwa seine negativen Schilderungen modernen Single-Daseins oder seine kulturkritische Sicht auf das Großstadtleben der 1970er und 1980er Jahre.

Für die Frage nach der Epochenkonstruktion ist heute außerdem die begriffliche Erfassung der historischen Entwicklungen irritierend. Der Begriff der „*lost world*“ enthebt Laslett jeder weiteren inhaltlichen Definition: Die begrifflich dichotomische Struktur ebnet jede weitere Differenzierung ein, z. B. ist bereits kurz nach dem Erscheinen des Buches kritisiert worden, dass Laslett dem Problem der mittelalterlichen Haushaltsstruktur und der möglichen „Vorgängermodelle“ sowie deren Wandlungen zur Kernfamilie keine Aufmerksamkeit widmet. Zweitens kann der Prozess des Untergangs der „*lost world*“ und die Herausbildung neuer Gesellschafts- und Alltagsstrukturen von Laslett kaum genauer beschrieben werden, sondern werden in

¹¹ Vgl. für den heutigen Forschungsstand David I. Kertzer / Marzio Barbagli (Hrsg.), *Family Life in Early Modern Times 1500–1789*, New Haven 2001.

Hauptsache mit späteren Phänomenen kontrastiert. Diese „Spiegelung“ macht zwar Vieles suggestiv deutlich, ist aber analytisch nicht immer aufschlussreich. Als Gegenstand der Geschichtswissenschaft beschreibt Laslett dann auch im der Methodik gewidmeten zwölften Kapitel der dritten Auflage knapp die Geschichte sozialer Strukturen, bei dem der individuelle Mensch jedoch nicht verloren gehen darf. Er spricht auch von der Bedeutung des Vergleichs, der nicht nur europäische Gesellschaften einbeziehen sollte. Es geht ihm um „cross-cultural comparison as the anthropologists put it“¹².

Ein weiteres Problem stellt die Konzentration auf die englische Geschichte dar, europäische Vergleiche werden in den späteren Auflagen zumeist nur in die Fußnoten aufgenommen. Dies ist in Hinblick auf sein ursprüngliches Zielpublikum wohl auch so gewollt, lässt aber englische Besonderheiten umso deutlicher hervortreten, wenn es um die Epochenkonstruktion geht: die Stadt-Land-Verhältnisse sind in anderen europäischen Ländern gänzlich unterschiedlich, die Familienstrukturen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein in Süd- und Osteuropa traditionaler, von einheitlicher Religion kann in Mittel- und Osteuropa nicht die Rede sein u. a. m. Eine Ausweitung seiner These auf die gesamteuropäische Geschichte lag aber wohl auch gar nicht in der Absicht des Verfassers. Dies macht den bedeutendsten Unterschied von Lasletts Entwurf zu anderen ‚Alteuropa‘-Interpretationen aus.

Seit den Veränderungen der wissenschaftlichen Interessen hin zum weiten Feld der Kulturgeschichte werden zahlreiche Themen des Buches in der Geschichtswissenschaft kaum noch diskutiert, der Fokus verlagerte sich weg von Fragestellungen zur Geschichte ländlicher Gesellschaften oder zur Familiengeschichte. Das, was Laslett als Alltagsgeschichte verstand, ist heute durch Themen wie Entstehung der Konsumgesellschaft, Erforschung des kulturellen Habitus, Geschichte des Umgangs mit frühneuzeitlichen Medien und Literalität erheblich erweitert worden. Oft haben neuere Studien zu diesen Themen Material benützt, das das Leben der Ober- und Mittelschicht spiegelt, weniger jedoch die ländliche Gesellschaft, der Lasletts Sympathie galt. Methodische Vorgehensweisen wie Kontextualisierung, kulturalistische Deutungen, Symbol- und Alteritätsforschung standen 1965 noch nicht zur Verfügung. Das Buch Lasletts fasziniert jedoch bis heute durch die konsequente Bindung an die These einer historischen Zäsur um 1700. Der durch die beginnende Industrialisierung eingeleitete Wandel ging über soziale und politische Mobilisierungen weit hinaus und betraf psychologische und mentale Strukturen des Selbst-, Menschen- und Weltbildes, die tief in das Alltagsleben einwirkten. Laslett wies nicht einfach nur darauf hin, sondern formulierte im Nachwort der dritten Ausgabe auch, dass historische Phäno-

¹² Diese anthropologische Dimension der Sichtweisen Lasletts hebt auch das von Michael Mitterauer verfasste Vorwort zur deutschen Ausgabe hervor. Das Buch wird als „Standardwerk [...] über die versunkenen Lebenswelten Alteuropas“ bezeichnet, „das eine fundamentale Studie zur Geschichte alltäglicher Lebenssphären“ darstelle.

mene wie Hunger und Unmenschlichkeit nicht in abstrakten Strukturgeschichten verschwinden dürften.

Im gegenwärtigen Bild der Frühneuezeitforschung lassen sich von Laslett unterbelichtete Faktoren ergänzen, um eine Epochenwende um 1700 zu konstruieren: das Denken der Frühaufklärung, das mit Jonathan Israel neu entdeckt wurde; die Beobachtungen zur Entwicklung des europäischen „fiscal military state“ des 18. Jahrhunderts, der einen etatistischen Schub auslöste; der konstatierte Beginn einer auf den Kolonialgütern aufbauenden gesellschaftlichen Konsumorientierung; die Verbindung von europäischer Expansion und den Denkmodellen politischer Ökonomie in den westeuropäischen Staaten. Die Diskussion dieser Faktoren hat die Jahrzehnte um 1700 für uns neu in den Blick gerückt. Die Frage, ob nicht der Epoche von 1700 bis 1850 ein eigenständiger Charakter als Inkubationszeit der europäischen Moderne zukommt, dürfte also noch nicht beendet sein. Allerdings würde man wohl kaum mehr eine patriarchale Welt seit der griechischen Antike konstruieren, die bis um 1700 geherrscht habe.

Es bleibt aber noch ein anderes Ergebnis des Buches. Auch heute kann die konsequente Einseitigkeit, die die Hauptthese des Buches ausmacht, noch als anregend bezeichnet werden: Das Hauptgewicht des historischen Wandels in den Veränderungen der Lebensverhältnisse der Masse der Bevölkerung zu sehen. Laslett mahnt uns, gegen modische, gerade in den populären Massenmedien um sich greifende Anverwandlungstechniken die epochalen Wandlungen zwischen dem 17. und dem 20. Jahrhundert als unhintergebar zu akzeptieren und dennoch als Verlust wahrzunehmen. Die Geschichtswissenschaft soll und darf bewerten, und so formuliert er am Ende des ersten Kapitels durchaus melancholisch: „Time was when the whole of life went forward in the family, in a circle of loved, familiar faces, known and fondled objects, all to human size. That time has gone for ever. It makes us very different from our ancestors.“

Alteuropäische Lektüren

**Religions-, Sozial-, Wirtschafts-
und Kulturgeschichte**

Religiöse Transformation im alten Europa

Zum historischen Ort der Reformation

Von Volker Leppin

Die Vielfalt der Metaphern, die der Beschreibung des Übergangs vom Mittelalter zur Reformation dienen, hat der Jubilar um eine besonders zeitgemäße erweitert: „[D]as späte Mittelalter war die boarding-, die Reformation die runway- und die Konfessionalisierung die take-off-Phase der alteuropäischen Modernisierung“¹. Dieses Bild weist eine zu seinem Erfinder passende Dynamik auf. In seiner Prägnanz hat es sogar Eingang in den großen Artikel „Reformation“ von Gottfried Seebaß in der Theologischen Realenzyklopädie gefunden² – und dies zu Recht, ist es doch in besonderer Weise geeignet, mit Mittelalter und Früher Neuzeit historische Phasen zusammenzudenken, die in der protestantisch gefärbten historiographischen Kultur des 19. Jahrhunderts organisatorisch auf unterschiedliche Departments der historischen Institute verteilt wurden, obwohl sie innerlich untrennbar zusammenhängen.

Freilich mag das Bild aus dem Flugverkehr unterschiedliche Gefühle evozieren, ja, man mag sich fragen, ob es nicht in allzu einliniger Weise eine Teleologie ins Bild setzt. Der Prozedur des *Boardings* unterzieht der Fluggast sich ja nur, weil er im Anschluss an die *take-off*-Phase in aller Ruhe ein bestimmtes Ziel anstrebt: In Schillings Bild ist dieses wohl nichts anderes als die Moderne. Eben hier stellt sich das eigentliche historiographische Problem von Modellen der Verhältnisbestimmung zwischen unterschiedlichen Zeitabschnitten, zumal zwischen Spätmittelalter und Reformation. So gewiss es ist, dass die Eule der Minerva ihren Flug erst mit der einbrechenden Dämmerung beginnt³, so wenig kann es der historischen Beschreibung doch guttun, vorvergangene Epochen stets von ihrem Ziel her zu inter-

¹ Heinz Schilling, Die Konfessionalisierung in Kirche, Staat und Gesellschaft. Profil, Leistung, Defizite und Perspektiven eines geschichtlichen Paradigmas, in: Die katholische Konfessionalisierung. Wissenschaftliches Symposium der Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum und des Vereins für Reformationsgeschichte 1993, hrsg. v. Wolfgang Reinhard/Heinz Schilling, Gütersloh 1995, 1–49, hier 35.

² Gottfried Seebaß, Art. Reformation, in: Theologische Realenzyklopädie. Bd. 28, Berlin/New York 1997, 386–404, hier 399 f.

³ Siehe das berühmte Diktum von Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts. Mit Hegels eigenhändigen Randbemerkungen in seinem Handexemplar der Rechtsphilosophie, hrsg. v. Johannes Hoffmeister, Hamburg 1995, 17.

pretieren. Geschichte wird so zur Vorgeschichte – und Historiker, ob in der allgemeinen Geschichte oder in der Kirchengeschichte verortet, werden sich fragen müssen, ob dies eigentlich befriedigend ist, und dies umso mehr, als der öffentliche Diskurs ohnehin einen Hang zu Geschichte als Vor-Geschichte hat und sie damit mehr verwendet als analysiert. Erfahrungen hiermit haben professionelle Historiker reichlich gemacht – bis dahin, dass bei der Ottonen-Ausstellung von 2001 erklärtermaßen „eines der wichtigsten Ziele“ darin bestand, dem Land Sachsen-Anhalt „eine klare historische Verortung“ zu geben⁴. Geschichte als Suche nach Wurzeln in der Vergangenheit – wen würde das nicht reizen? Wer würde bestreiten, dass dies ein politisch hochakzeptabler Legitimationsgrund für die Befassung mit historischen Themen ist? Und doch bewegt sich, wer das historische Tun so legitimiert, auf einem schmalen Grat zwischen historischer Forschung und Bedienung gegenwärtiger Interessen.

Für die Reformationsforschung wird dieser schmale Grat immer dann erkennbar, wenn wieder eines der Jubiläen zu feiern ist – wie das jetzt anstehende Jubiläum des „Thesenanschlags“⁵ 2017. Jubiläen haben eine Affinität dazu, die Besonderheit, Neuheit oder Einzigartigkeit des gefeierten Geschehnisses herauszustreichen. Umso wichtiger ist es für Geschichtsschreibung, wenn sie seriös bleiben will, sich diesem Duktus nicht einfach willenlos hinzugeben, sondern darüber zu reflektieren, in welcher Weise die – von niemandem sinnvoll in Zweifel zu ziehende – Neuheit der Reformation ausgedrückt werden kann. Das alte, von Karl Holl geprägte Muster eines momenthaft-eruptiven Bruchs mit dem Mittelalter⁶ hat die evangelische Sicht lange geprägt. Es waren dann die Forschungen zum späten Mittelalter von Bernd Moeller⁷ und Heiko Augustinus Oberman⁸, die dieses eingängige Bild ins Wanken brachten, wobei letzterer die Konsequenzen entschiedener gezogen hat als ersterer, der immer noch von einer sehr punktuellen Erklärung

⁴ *Matthias Puhle*, Historische Großausstellungen und ihre kulturpolitische Bedeutung, in: *Otto der Große, Magdeburg und Europa. Die 27. Ausstellung des Europarates und Landesausstellung Sachsen-Anhalt im Kulturhistorischen Museum Magdeburg und die Tourismusprojekte des Landes Sachsen-Anhalt im Jahr 2001*, hrsg. v. Ministerium für Wirtschaft und Arbeit des Landes Sachsen-Anhalt, Kulturhistorisches Museum Magdeburg, Magdeburg 2001, 7–13, hier 12: http://www.sachsen-anhalt.de/fileadmin/Files/09_Otto.pdf.

⁵ Zu der ein wenig müßigen Debatte um die Historizität eines solchen Thesenanschlags siehe *Joachim Ott / Martin Treu* (Hrsg.), *Luthers Thesenanschlag. Faktum oder Fiktion*, Leipzig 2008. Ich selbst habe in diesem Band die Gründe aufgeführt, die mich gegenüber der Annahme eines solchen Ereignisses skeptisch machen.

⁶ Zur kritischen Auseinandersetzung hiermit s. *Volker Leppin*, Wie reformatorisch war die Reformation?, in: *Zeitschrift für Theologie und Kirche* 99 (2002), 162–176.

⁷ Siehe insbesondere *Bernd Moeller*, Spätmittelalter, Göttingen 1966; *Ders.*, Frömmigkeit in Deutschland um 1500, in: *Ders.*, *Die Reformation und das Mittelalter. Kirchenhistorische Aufsätze*, hrsg. v. Johannes Schilling, Göttingen 1991, 73–85.

⁸ *Heiko Augustinus Oberman*, *Der Herbst der mittelalterlichen Theologie*, Zürich 1965; *Ders.*, *Werden und Wertung der Reformation. Vom Wegestreit zum Glaubenskampf*, 3. Aufl., Tübingen 1989.

des reformatorischen Geschehens mithilfe einer Rechtfertigungslehre, die „die Massen in Bewegung gebracht“ habe⁹, ausging. Für Oberman hingegen wurden die Übergänge weicher und die Entwicklungen kontinuierlicher. Dass er hierbei vorwiegend theologiegeschichtlich gearbeitet hat, hatte seinen guten Grund darin, dass die Betonung des Bruchs zwischen Mittelalter und Reformation aus der Lutherforschung stammte und von hier aus das Gesamtbild der Reformation so sehr prägte, dass noch gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts Thomas Kaufmann forderte, man müsse aus kirchenhistorischer Sicht: „mit Nachdruck auf dem epochalen Umbruchcharakter der Reformation [...] beharren“¹⁰. Die Quellen sind freilich einer solchen Haltung nicht eben günstig, und man wird wohl nicht nur mit Berndt Hamm für die Lutherforschung ein „Wendekonstrukt“ konstatieren müssen¹¹, sondern auch für die gesamte Reformationsgeschichte ein „Umbruch“-Konstrukt, das sich sogar in einem Band des Vereins für Reformationsgeschichte niedergeschlagen hat¹², dessen Grundtenor Heinz Schilling freilich zu Recht gleich einleitend durch eine Einordnung der Reformation in einen *temps des réformes* konterkarierte¹³.

Entsprechend ist es neuerdings zu einer neuen theoretischen Verortung von Thomas Kaufmann gekommen, wenn er die „Diskussion über die ‚Mittelalterlichkeit‘ oder ‚Neuzeitaffinität‘ Luthers oder der Reformation also getrost jenen überlassen“ will, „die daraus noch immer meinen, Funken schlagen zu können“¹⁴. Damit soll freilich keineswegs die Epochenschwelle zwischen Mittelalter und Reformation abgesenkt werden, sondern nur die zwischen Reformation und Früher Neuzeit, denn die Begründung für diesen Einordnungsversuch liegt in der „allgemein üblich gewordenen Einführung des Epochenbegriffs der ‚Frühen Neuzeit‘“¹⁵. Der geforderte Verzicht auf

⁹ Bernd Moeller, Die Rezeption Luthers in der frühen Reformation, in: Reformationstheorien. Ein kirchenhistorischer Disput über Einheit und Vielfalt der Reformation, hrsg. v. Berndt Hamm/Bernd Moeller/Dorothea Wendebourg, Göttingen 1995, 9–29, hier 27.

¹⁰ Thomas Kaufmann, Die Konfessionalisierung von Kirche und Gesellschaft. Sammelbericht über eine Forschungsdebatte, in: Theologische Literaturzeitung 121 (1996), 1008–1025, 1112–1121, hier 1118; vgl. die harsche Kritik an einem solchen Konzept von Heiko Augustinus Oberman, Rez. Bernd Moeller (Hrsg.): Die frühe Reformation in Deutschland als Umbruch, Gütersloh 1998, in: Archiv für Reformationsgeschichte 91 (2000), 396–406.

¹¹ Berndt Hamm, Naher Zorn und nahe Gnade. Luthers frühe Klosterjahre als Beginn seiner reformatorischen Neuorientierung, in: Gottes Nähe unmittelbar erfahren. Mystik im Mittelalter und bei Martin Luther, hrsg. v. Berndt Hamm/Volker Leppin, Tübingen 2007, 111–151, hier 112–117.

¹² Bernd Moeller (Hrsg.), Die frühe Reformation in Deutschland als Umbruch. Wissenschaftliches Symposium des Vereins für Reformationsgeschichte 1996, 13–34.

¹³ Heinz Schilling, Reformation. Umbruch oder Gipfelpunkt eines Temps des Réformes, in: Die frühe Reformation (Anm. 12), 13–34.

¹⁴ Thomas Kaufmann, Geschichte der Reformation, 2. Aufl., Frankfurt am Main 2010, 21.

¹⁵ Th. Kaufmann, Geschichte der Reformation (Anm. 14), 21.

eine Epochendiskussion beruht also auf einer positiven Rezeption der Fächerpragmatik, die ihrerseits gerade den Spalt zwischen Mittelalter und Reformation bestätigt, statt ein Nachdenken über seine Überbrückung zu befördern; unter der Hand wird der *status quaestionis* der Epochenzuordnung so verschoben und nicht mehr nach dem Übergang zwischen Mittelalter und Neuzeit gefragt, sondern nach dem zwischen der Reformation und der Folgezeit¹⁶, womit sich in der Tat eine einigermaßen müßige Diskussionslage ergäbe, aus der kaum ein Funken zu schlagen wäre, da ernsthafte Verteidiger eines scharfen Schnitts zwischen Reformation und sonstiger Früher Neuzeit kaum auszumachen sind. Das Interesse an dieser Verschiebung der Frage wird freilich klar, wenn man auf die Interpretation der Diskussion über Mittelalter und Reformation bei Kaufmann blickt: Hiernach neige jemand, der die Reformation näher ans Mittelalter rücke, dazu, ihre Geltungsansprüche „zurückhaltender zu interpretieren“, während jemand, der Luther „auf die Seite der Neuzeit herüberzieht“, Luther als eine Gestalt reklamiere, „die auch uns Heutigen noch Wesentliches zu sagen hat“¹⁷. Es ist zu hoffen, dass eine solche Geschichtsvergessenheit, die für uns Heutige Wesentliches nur von der Neuzeit erwartet, nicht aber von einem Plato, einem Augustin, einer Elisabeth von Thüringen¹⁸ oder auch einem Meister Eckhart, nicht der Reformationsgeschichte letzter Schluss ist. Nicht um eine Reduktion der Geltung der Reformation geht es bei einer Beschreibung ihrer Kontinuitätselemente zum Mittelalter, sondern um den möglichst plausiblen Weg, historische Entwicklungen zu erfassen, die eben nicht immer eruptiv erfolgen.

Natürlich findet auch in Kaufmanns Reformationsverständnis das Mittelalter seinen Platz, und zwar mithilfe einer Kategorie, die noch einmal unterstreicht, dass die Einebnung der Epochen durchaus nicht dazu führt, die Differenz von Reformation und Mittelalter aufzuheben bzw. das „Nicht-mehr-Mittelalterliche“ der Reformation¹⁹ weniger zu betonen, sondern gerade im Gegenteil den Unterschied hervorhebt. Der Begriff, den Kaufmann nämlich für die Verhältnisbestimmung von Mittelalter und Reformation gebraucht, ist ein denkbar einfacher und nach seiner Benutzung durch so unterschiedliche Forscher wie Joseph Lortz²⁰ und Olaf Mörke²¹ gewiss auch

¹⁶ Siehe in diesem Sinne bereits *Thomas Kaufmann*, Die Reformation als Epoche?, in: Verkündigung und Forschung 47 (2002), 49–63.

¹⁷ *Th. Kaufmann*, Geschichte der Reformation (Anm. 14), 20.

¹⁸ Siehe *Martin Hein*, Elisabeth von Thüringen als Glaubensvorbild? Chancen und Grenzen des Gedenkens im Jubiläumsjahr 2007. Ein hessischer Werkstattbericht, in: Jahrbuch der hessischen kirchengeschichtlichen Vereinigung 56 (2005), 101–109.

¹⁹ *Th. Kaufmann*, Geschichte der Reformation (Anm. 14), 27.

²⁰ *Joseph Lortz*, Die Reformation in Deutschland, 2 Bde., 6. Aufl., Freiburg u. a. 1982, stellt den gesamten ersten Band unter die Überschrift „Ursachen, Aufbruch, erste Entscheidung“.

²¹ *Olaf Mörke*, Die Reformation. Voraussetzungen und Durchsetzung, 2. Aufl., München 2011. Ebd. 2 relativiert Mörke freilich sogleich auch die Gefahr, dass mit dem Begriff der Voraussetzungen einlinige Kausalitäten unterstellt seien.

unverfänglicher: der der Voraussetzungen²². Damit kommt freilich das Epochendenken durch die Hintertür wieder in die Reformationsgeschichte hinein, denn Voraussetzungen sind in der Weise, wie Kaufmann sie beschreibt, im Wesentlichen eine *condicio sine qua non*²³, deren innerer Bezug zur Entfaltung reformatorischen Denkens und Handelns dann nicht weiter ausgearbeitet werden muss, ja, am Ende wird die Reformation in einen kruden Gegensatz zum Mittelalter gestellt: „Wo die Reformation vordrang, kam die Kirchengeschichte des Mittelalters in wesentlichen ihrer Erscheinungen an ein Ende“²⁴. Die Diskussion um das Verhältnis der Reformation zum Mittelalter wird also nicht vermieden, um eine geschmeidigere Sicht der Geschichte zu erreichen, sondern gerade deswegen, weil die Kanten besonders markant gestaltet werden.

Das Konzept der Voraussetzungen teilt somit eben jenen teleologischen Zugriff, der sich in dem oben angeführten Bild Schillings vom Flugstart zeigte. Zwar rückt Kaufmann *runway*- und *take-off*-Phase enger zusammen, die *Boarding-time* wird aber nach wie vor als bloße Vorstufe gewertet. Will man im Bild bleiben, so wird man wohl festzuhalten haben, dass dies exakt die Perspektive jener ist, die sich am Ende im Flugzeug befinden. Und eben darin besitzt sie ihre Ausschnitthaftigkeit, ihre Tendenz zur rückholenden Erklärung eines spezifischen Ausgangs der Geschichte. Das Vergangene gewinnt seinen Sinn vom späteren Ergebnis her – was wiederum für den Fluggast sinnvoll sein mag, der das *Boarding* ja auch gezielt angegangen ist, um in jenes Flugzeug zu kommen, für eine Geschichtsbetrachtung aber nur begrenzte Plausibilität besitzt, wenn sie ernst nehmen will, dass historische Entwicklungen zunächst einmal für mehrere Ausgänge offen sind. Spätestens hier beginnt das Bild vom Flugzeug wie seine Konzeptualisierung durch die Vorstellung der ‚Voraussetzungen‘ auch unpräzise zu werden. Wer an das *Boarding* geht, hat schon längst ein Ticket gelöst – wer aber hätte im Jahre 1450, 1500 oder auch noch 1517 ein Ticket ‚Reformation‘ gelöst? Diese Zeit als *Boarding* zu fassen oder aus ihr nur die *condiciones sine qua non* herauszupicken, stellt einen historiographischen Reduktionismus dar, welcher der selektiven Wirklichkeitswahrnehmung der Nachgeborenen gerecht werden mag, nicht aber der (auf andere Weise selektiven) der Zeitgenossen. Sehr deutlich hat dies Joseph Lortz ausgedrückt, indem er zur Einführung des Begriffs ‚Voraussetzungen‘ erklärte, dass in seiner Darstellung der Reformationsgeschichte das Spätmittelalter nur unter der Perspektive des Über-

²² Siehe die Kapitelüberschrift bei *Th. Kaufmann*, Geschichte der Reformation (Anm. 14), 33.

²³ Vgl. die wiederholten Formulierungen, die – ähnlich wie in der bekannten Formulierung Bernd Moellers: „Ohne Humanismus keine Reformation“ (*B. Moeller*, Die deutschen Humanisten [Anm. 7], 109) – auf eine mit „ohne“ eingeleitete Beschreibung spätmittelalterlicher Verhältnisse eine verneinte Formulierung zur Reformation folgen lassen, bei *Th. Kaufmann*, Geschichte der Reformation (Anm. 14), 24 f.

²⁴ *Th. Kaufmann*, Geschichte der Reformation (Anm. 14), 30.

gangs in den Blick genommen werden könne, obwohl doch „[k]lein Jahrhundert [...] lediglich Ausklang oder lediglich Übergang“ sei²⁵. Die Menschen des späten Mittelalters selbst lebten in einer Situation hochgradiger Entwicklungsoffenheit, gingen auf eine Zukunft zu, die eben noch nicht durch einen einzigen Ausgang bestimmt war, sondern durch eine Vielfalt von Möglichkeiten, aus denen dann nur die eine gewordene Geschichte entstand. Will man die Akteure des Geschehens begreifen, muss man genau diese prinzipielle Multipotentialität in Rechnung stellen, die eine grundsätzliche Offenheit des Verhaltens ermöglicht, ja, erzwingt. So betrachtet, gewinnt auch das, was für Spätere(s) eine *condicio sine qua non* darstellt, einen anderen Ort in seinem historischen Kontext. Sie ist mehr als eine bloße Vorbedingung beziehungsweise Voraussetzung eines Späteren, sie wird Teil eines integralen Zusammenhanges mit einer eigenen Dynamik und unterschiedlichen Möglichkeiten der Fortführung. So mag man etwa den Humanismus als eine der Voraussetzungen der Reformation betrachten²⁶ – seine Entwickelbarkeit in andere Richtungen und seine vielfältige Rezipierbarkeit hingegen ist offenkundig. Um ihm also als Phänomen gerecht zu werden, wird man ihn nicht ausschließlich unter der Kategorie der Voraussetzung fassen dürfen, sondern muss seinen Facettenreichtum wahrnehmen. Dies gilt für alle anderen ‚Voraussetzungen‘ der Reformation, ja überhaupt für alle Phänomene des späten Mittelalters, deren Potenzialität erst erkennbar wird, wenn man sie nicht unter der Leitperspektive der reformatorischen Folgerungen einschränkt, sondern in ihrer Breite untersucht. Wo, sei es im Bild vom Flugzeug, sei es im Konzept der Voraussetzungen, Geschichte teleologisch betrieben wird, droht eine radikale Verengung, wie sie nach dem heutigen Stand der Forschung kaum mehr angemessen sein kann.

Dieser Einsicht Rechnung tragend, hat Berndt Hamm neuerdings in die Debatte eine Vorstellung eingebracht, die dezidiert der Offenheit der Entwicklung Rechnung trägt: das Emergenzmodell. Hamm unterscheidet ein einfaches und ein komplexes Emergenzmodell. Für das einfache Emergenzmodell gebraucht auch er eine Metapher – und vielleicht die schönste, die in die reformationshistorische Debatte Eingang gefunden hat: die vom Nilpferd²⁷. Wie dieses allmählich aus dem Wasser auftaucht, so wird im Sinne einer einfachen Emergenz auch die Reformation als ein Auftauchen aus dem Spätmittelalter beschrieben – als Vertreter eines solchen Modells benennt Berndt Hamm mich selbst²⁸, was meinen Auffassungen aus einem schlichten, wiederum im Bild leicht zu fassenden Grund nicht gerecht wird: Das Nilpferd, das auftaucht, ist ja zuvor schon unter der Oberfläche präsent. Eben

²⁵ J. Lortz, Reformation (Anm. 20), 6 f.

²⁶ Th. Kaufmann, Geschichte der Reformation (Anm. 14), 107–125.

²⁷ Berndt Hamm, Die Emergenz der Reformation, in: Die Reformation. Potentiale der Freiheit, hrsg. v. Bernd Hamm/Michael Welker, Tübingen 2008, 1–27, hier 3.

²⁸ B. Hamm, Emergenz (Anm. 27), 4.

dies gilt aber in meinem Verständnis von Transformationen nicht für die Reformation als Ganze, sondern lediglich für Impulse, die auf sie hinführen, in ihr dann aber in einer Weise neu kombiniert werden, welche insgesamt ein neues, zuvor nicht gegebenes Phänomen begründet. Hamms Akzent liegt freilich auf etwas anderem: Das von ihm favorisierte komplexe Emergenzmodell rechnet nicht mit einem „Kontinuum des Sich-Entfaltens“, sondern mit einer „überraschende[n] sprunghafte[n] Zäsur“²⁹. Sei es in dieser oder in jener Variante, gibt die Vorstellung von der Emergenz die Möglichkeit, das Neue vom Alten her zu denken statt umgekehrt, also die Logik der eigenen Erklärung am Geschehen nachzuvollziehen, statt sie vom Telos her zu konstruieren. Damit erscheinen dann frühere Entwicklungen nicht nur als *condiciones sine qua non*, sondern das „Neue setzt auf dem Vorhergehenden auf und ist von ihm konstitutiv abhängig“³⁰. Eben diese konstitutive Abhängigkeit macht die entscheidende Differenz aus: Während eine *condicio sine qua non* grundsätzlich ersetzbar ist, insofern kein innerer Zusammenhang bestehen muss, drückt die konstitutive Abhängigkeit einen solchen inneren Zusammenhang aus, der sich sogar noch weiter steigern kann: „Das Neue ist kompositionell vollständig mit den Begriffen des Bisherigen durchzubuchstabieren, ohne dass man damit allerdings den Charakter des Neuen hinreichend erfassen und erklären kann“³¹. Mit einer solchen Beschreibung steht ein Modell zur Debatte, das Neuheit und Bisheriges nicht mechanistisch einander gegenüberstellt, sondern dem Ineinander von Neuheit und Kontinuität gerecht wird.

Freilich ist mir nicht ganz deutlich, welchen Gewinn man für die historische Beschreibung aus der Übernahme eines naturwissenschaftlichen Modells gewinnt. Was im naturwissenschaftlichen Kontext das Überraschende ist: dass es unableitbare Phänomene und Singularitäten gibt, ist für den kulturgeschichtlichen Zugriff ja gerade der Normalfall, demgegenüber Regularitäten nur mit großer Zurückhaltung zu beschreiben sind. Wenn Hamm betont, dass die Ereignisse der Reformation nicht „prognostizierbar“ waren³², rührt er an den entscheidenden Punkt: Nichtprognostizierbarkeit ist im Rahmen regelorientierten naturwissenschaftlichen Denkens erstaunlich – für geschichtliche Entwicklungen ist sie der Normalfall. Auch wenn man wie ich und in hervorragender Weise gerade Berndt Hamm selbst die Reformation vor dem Hintergrund der spätmittelalterlichen Gegebenheiten erklären will, bedeutet dies nicht, sie zu einem prognostizierbaren Ereignis zu machen. Eben weil die vielen Singularitäten, die sich im historischen Prozess finden, ihrerseits jeweils einzeln und individuell sind, ist eine Prognostizierbarkeit im Geschichtsablauf überhaupt nicht gegeben. Das bedeutet

²⁹ B. Hamm, Emergenz (Anm. 27), 16.

³⁰ B. Hamm, Emergenz (Anm. 27), 17.

³¹ B. Hamm, Emergenz (Anm. 27), 18.

³² B. Hamm, Emergenz (Anm. 27), 16.

aber: Die Pointe eines historischen Erklärungsmodells muss an einer anderen Stelle gesucht werden als der, die das Emergenzmodell hervorhebt. Nicht um die Frage von Regularität und Prognostizierbarkeit kann es in ihr gehen, sondern nur um die Weise der Veränderungsdynamik.

An dieser Stelle kann wiederum eine Metapher weiterhelfen, die Scott Hendrix ins Gespräch gebracht hat: Er sieht, biblisch fundiert, die Konfessionen, die im 16. Jahrhundert entstanden, als unterschiedliche Versuche, den Weinberg des Herrn zu bebauen³³. Damit deutet er das Bild, das das berühmte Epitaph Paul Ebers in der Wittenberger Stadtkirche polemisch gebrauchte, um die rechten Arbeiter im Weinberg, die Reformatoren, von den Altgläubigen abzuheben, konstruktiv um: Luthertum, Katholizismus und Calvinismus erweisen sich gleichermaßen als Ansätze, das spätmittelalterliche Reformbemühen umzusetzen. So trägt Hendrix der skizzierten Offenheit der Entwicklung Rechnung: Geschichte wird nicht nur aus der Perspektive jener betrachtet, die den *take-off* in Richtung lutherischer Reformation mitgemacht haben, sondern wenigstens auf eine Vielzahl unterschiedlicher tatsächlich vollzogener Entwicklungen bezogen. Selbst wenn man idealiter auch die gar nicht umgesetzten Möglichkeiten einbeziehen müsste, löst dies doch den Blick von einer einseitigen Fixierung auf die lutherische Reformation, so wie es generell in der englischsprachigen Forschung eine Tendenz gibt, den Begriff der ‚Reformation‘ zu weiten und dadurch weicher und anwendungsfähiger zu machen: Man braucht nur daran zu erinnern, dass Thomas Brady diesen Begriff prononciert im Plural verwendet³⁴ und Diarmaid MacCulloch seine große Darstellung der Reformation mit den Ereignissen im Spanien des ausgehenden 15. Jahrhunderts beginnt³⁵. Reformation wird so zunehmend als ein polyformer Prozess wahrgenommen, der durch lineare Bilder vom Start eines Flugzeugs oder mechanistische Vorstellungen von zu erfüllenden ‚Voraussetzungen‘ nicht zureichend erfasst werden kann. Das öffnet die Perspektive für die vielfältigen Umgestaltungsprozesse mit unterschiedlichem Ausgang, die den Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit prägen.

Eben hier setzt auch das Erklärungsmodell ein, das ich seit einigen Jahren favorisiere³⁶: die Transformation. Der Begriff hat zunächst einmal den Vor-

³³ Scott Hendrix, *Recultivating the Vineyard. The Reformation Agendas of Christianization*, Louisville 2004.

³⁴ Thomas A. Brady, *German Histories in the Age of Reformations 1400–1650*, Cambridge 2009.

³⁵ Diarmaid MacCulloch, *Die Reformation 1490–1700*. Übers. v. Helke Voß-Becher u. a., München 2008.

³⁶ Siehe z. B. Volker Leppin, *Repräsentationsfrömmigkeit. Vergegenwärtigung des Heiligen in der Frömmigkeit des späten Mittelalters und ihre Transformation in der Wittenberger Reformation*, in: *Die Gegenwart des Gegenwärtigen. Festschrift für Gerd Haeffner*, hrsg. v. Mario Fischer/Margarethe Drewsen, Freiburg/München 2006, 376–391; *Ders.*, *Die Wittenberger Reformation und der Prozess der Transforma-*

teil einer relativ breiten Gebräuchlichkeit. Die Rede von „Transformation“ ist verbreitet und offenbar sehr weitreichend akzeptiert. Der Sprachgebrauch setzt dabei in der Regel voraus, dass etwas aus einer Gestalt bzw. Form in eine andere überführt wird. Damit ist in dem Begriff von vorneherein durch die Präposition Differenz, durch das Stammnomen hingegen Kontinuität gesetzt. Der Verdacht, dass der Begriff einseitig auf die Kontinuität setze und, angewandt auf die Reformation, deren Veränderungsdynamik nicht ausreichend beachte, wie er sich etwa in Hamms Zuordnung meines Modells zu einem nilpferdhaften einfachen Emergenzmodell niederschlägt, lässt sich rasch zerstreuen, wenn man auf den wissenschaftlich am nächsten verwandten Bereich einer Anwendung dieses Begriffes schaut: die Politikwissenschaft. Hier ist ‚Transformation‘ zum bevorzugten Begriff zur Beschreibung der Veränderungen im ehemals sowjetisch beherrschten Osteuropa geworden³⁷. Auch hier geht es also um einen Prozess, für den die Tatsache grundlegender Veränderungen auf der Hand liegt, der gleichwohl nicht allein als Bruch interpretierbar ist, sondern in sich Kontinuitäten aufgesogen hat.

Dieser Forschung sind auch Differenzierungen zu entnehmen, die für den Umgang mit dem Begriff der ‚Transformation‘ wichtig sind. Eberhard Sandschneider hat in seiner grundlegenden Studie von 1995 drei Typen des Gebrauchs unterschieden: 1. einen eher alltagsweltlich-unspezifischen Gebrauch im Sinne von Wandel, 2. einen vorwiegend ökonomischen Gebrauch, der den Übergang zu einer Marktwirtschaft beschreibt und wohl zur jüngeren politikwissenschaftlichen Konjunktur des Begriffs beigetragen hat, und schließlich 3. die Verwendung zur Beschreibung der Veränderung von einem Systemtyp zum anderen³⁸. An letztere Bedeutung kann nun in der Tat die Reformationsgeschichtsschreibung anknüpfen und hier wiederum eine weitere Differenzierung Sandschneiders aufgreifen, der als Unterbegriff einer solchen Transformation von einem bloßen Systemwandel und dem revolutionären Systemzusammenbruch einen Systemwechsel unterscheidet: Hier „geht das System in einen neuen Zustand über, d. h. Identität, Strukturen und Ablaufmuster interner Regelungs- und Entscheidungsvorgänge werden prinzipiell geändert“³⁹, und dies in der Regel evolutionär⁴⁰. Damit ist das Entscheidende dafür genannt, warum ich den Transformationsbegriff für so treffend zur Beschreibung der Reformation halte. Tatsächlich gibt es mit der

tion kultureller zu institutionellen Polaritäten, Stuttgart/Leipzig 2008; *Ders.*, Luther's Transformation of Late Medieval Mysticism, in: *Lutheran Forum* 44 (2010), 25–29.

³⁷ Siehe *Eberhard Sandschneider*, Stabilität und Transformation politischer Systeme. Stand und Perspektiven politikwissenschaftlicher Transformationsforschung, Opladen 1995; *Wolfgang Merkel*, Systemtransformation. Eine Einführung in die Theorie und Empirie der Transformationsforschung, 2. Aufl., Wiesbaden 2010.

³⁸ *E. Sandschneider*, Stabilität und Transformation (Anm. 37), 34 f.

³⁹ *E. Sandschneider*, Stabilität und Transformation (Anm. 37), 40.

⁴⁰ *E. Sandschneider*, Stabilität und Transformation (Anm. 37), 38.

Reformation einschneidende systemische Änderungen, die in der Wandlung des *Corpus christianum* in ein trikonfessionelles Europa bestehen: Der Weinberg wird auf unterschiedliche Weisen bebaut. Die Entwicklung hierzu vollzieht sich aber weder teleologisch noch bruchartig, sondern in der Weise einer langandauernden Umwandlung, die freilich in den Jahren 1517–1525 eine erhebliche Akzeleration erfuhr. Um eine eher floristische Metapher zu verwenden: „Die reformatorische Theologie, wie Luther sie entwickelte, bricht nicht mit dem Mittelalter, sondern wächst aus ihm heraus“⁴¹.

Will man einen solchen Transformationsprozess beschreiben, kann dies nur in der Weise gelingen, dass frühere wie spätere Formation gleichermaßen möglichst vollständige Berücksichtigung finden. Auch dort, wo das für Reformationshistoriker ja keineswegs anstößige Interesse der Erklärung des Späteren im Vordergrund steht, muss und kann dies nicht in der Weise erfolgen, dass einfach nach Spuren oder ‚Voraussetzungen‘ im Vorherigen gesucht wird – diese Suche wird je nach Gusto mehr Kontinuität oder mehr Diskontinuität herausarbeiten. Vielmehr muss es darum gehen, das späte Mittelalter unter dem Gesichtspunkt seiner offenen Potenzialität in den Blick zu nehmen. Um das Schillingsche Flugzeugbild aufzugreifen: Man würde nicht beim *Boarding* beginnen, das in einem solchen Verständnis als zielgeleitetes Vorgehen überhaupt schon relativ spät einsetzte, sondern man würde dort anfangen, wo überhaupt die Entscheidung zu reisen oder nicht zu reisen, mit dem Flugzeug zu reisen oder mit dem Auto, ein bestimmtes Ziel zu wählen oder auf einen *last-minute-trip* zu setzen, fällt bzw. dort, wo sie fallen kann. Und man würde den, der in eine bestimmte Richtung reist, ebenso ernst nehmen wie den, der sich ein anderes Ziel wählt, oder den, der sich gar nicht auf die Reise macht. Die *take-off*-Phase wäre nicht das einzige Ziel geschichtlicher Beschreibung, sondern einer der möglichen Ausgänge. Es ist offenkundig, dass dieses Konzept der Transformation das reformationsgeschichtliche Pendant zu dem von mir angestregten Experiment bildet, Luther so lange wie irgend möglich so zu lesen, „als wüsste man nicht, dass sich mit ihm ein Neuaufbruch in Kirche und Gesellschaft, für manche, wohl allzu hoch gegriffen, sogar eine neue Epoche der Weltgeschichte verbindet“⁴². Dass der Historiograph immer schon über die Folgen Bescheid weiß, wird so gerade nicht wie im Modell von Voraussetzungen oder *take-offs* zum methodischen Prinzip, sondern umgekehrt wie in der Emergenztheorie zu einer jener heuristischen Voraussetzungen, mit denen der Historiker kritisch und selbstkritisch umzugehen hat.

Konkret bedeutet ein solcher Ansatz, das späte Mittelalter als eine Zeit von enormer Vielfalt wahrzunehmen. Befreit man diese Zeit von der Suche

⁴¹ Volker Leppin, Einleitung. Die Erforschung von Luthers reformatorischer Entwicklung auf dem Weg vom „Wende-Konstrukt“ zur Kontextualisierung, in: Luther und das monastische Erbe, hrsg. v. Christoph Bultmann u. a., Tübingen 2007, 1–7, hier 7.

⁴² Volker Leppin, Martin Luther, 2. Aufl., Darmstadt 2010, 12.

nach spezifischen Voraussetzungen, wird erkennbar, dass sich in ihr eine Fülle unterschiedlicher Entwicklungsmöglichkeiten findet, die durchaus nicht spannungsfrei miteinander existierten. Wenn ich gelegentlich von „Polaritäten“ im späten Mittelalter gesprochen habe⁴³, so soll damit genau dieses auf den Begriff gebracht werden: Das späte Mittelalter kennt die zutiefst innerliche Bußfrömmigkeit ebenso wie die Suche nach einer äußerlichen, rein quantitativen Abdeckung der Bußlasten im Ablass. Die dynamische Entwicklung der frühen reformatorischen Bewegung wird nur verstehbar, wenn man sich klar macht, dass Luther mit seinem Protest gegen den Ablass eben innerhalb dieser Polarität sehr deutlich Partei zugunsten des verinnerlichten Bußverständnisses nahm⁴⁴. Zugespitzt gesagt: Die Thesen gegen den Ablass entfalteten ihre Wirkung nicht deswegen, weil sie besonders neu gewesen wären⁴⁵, sondern gerade deswegen, weil sie eine vorhandene Spannung in besonders zugespitzter Weise auf den Punkt brachten.

Mag man hier Gründe haben, das Neue sehr stark aus dem Alten heraus zu erklären, so gibt es andere Entwicklungsschritte, bei denen das Neue so sehr überwiegt, dass die in der Transformation liegende Veränderung in den Vordergrund tritt, ohne dass freilich der Gedanke einer Umformung von schon Vorhandenem verschwände. So ist das späte Mittelalter durchaus von einer zunehmenden Spannung zwischen laikalem Engagement und klerikaler Heilsverwaltung geprägt. Die vielfältigen von Bernd Moeller seinerzeit zusammengetragenen Bemühungen städtischen Bürgertums um Partizipation am Heilsgeschehen⁴⁶ sind nicht einfach Ausdruck einer immens gesteigerten Frömmigkeit⁴⁷, die nur benennbar wäre, wenn Frömmigkeit tatsäch-

⁴³ Siehe V. Leppin, Wittenberger Reformation (Anm. 36); Ders., Von der Polarität zur Vereindeutigung. Zu den Wandlungen in Kirche und Frömmigkeit zwischen spätem Mittelalter und Reformation, in: Frömmigkeit – Theologie – Frömmigkeitstheologie. Contributions to European Church History. Festschrift für Berndt Hamm, hrsg. v. Gudrun Litz/Heidrun Munzert/Roland Liebenberg, Leiden/Boston 2005, 299–315.

⁴⁴ Volker Leppin, „*omnem vitam fidelium penitentiam esse voluit*“. Zur Aufnahme mystischer Traditionen in Luthers erster Ablassthese, in: Archiv für Reformationsgeschichte 93 (2002), 7–25; vgl. insgesamt zum Verständnis von Buße im Mittelalter und bei Luther: Reinhard Schwarz, Vorgeschichte der reformatorischen Bußtheologie, Berlin 1968.

⁴⁵ Berndt Hamm, Der frühe Luther. Etappen reformatorischer Neuorientierung, Tübingen 2010, 106–108, hat in nachvollziehbarer Weise beschrieben, wie in den Ablassthesen ein Glaubensverständnis entwickelt wird, das nicht ohne Weiteres unter den Bußbegriff subsumiert ist. Freilich wird man sich fragen müssen, nach welcher Kriterienbildung diese weitere Transformation tatsächlich schon dezidiert als ‚reformatorisch‘ anzusprechen ist (ebd., 109–111). Vor allem aber gibt Luther auf die von Hamm als maßgeblich hervorgehobene Frage nach seiner Intention (ebd., 101) selbst eine klare Antwort: „Ego sane secutus theologiam Tauleri et eius libelli, quem tu nuper dedisti imprimendum Aurifabro nostro Christianno“ (WA.B 1, 160, 8 f.). Gerade die Intention Luthers war es demnach gewiss nicht, anderes zu sagen als die mystische Tradition.

⁴⁶ Bernd Moeller, Reichsstadt und Reformation. Bearbeitete Neuausgabe, Berlin 1987.

⁴⁷ B. Moeller, Frömmigkeit in Deutschland um 1500 (Anm. 7), 74.

lich quantitativ messbar wäre, sondern sie sind vor allem Ausdruck dessen, dass die Laien eine Partizipation am Heiligen erlangen wollten, die über die bloße Passivität gegenüber sakramentalen Gaben hinausging. Dies äußerte sich in der jeweiligen *praxis pietatis* des späten Mittelalters wie auch in institutionellen Vorgängen, etwa der Verfügung städtischer Räte über Predigerstellen. Es ist offenkundig, dass die Reformation hier einsetzte. Als Luther davon sprach, dass „was ausz der tauff krochen ist, das mag sich rumen, das es schon priester, Bischoff und Bapst geweyhet sey“⁴⁸, und hinzufügte: „Szo folget ausz dissem, das leye, priester, fursten, bischoff, und wie sie sagen, geistlich und weltlich, keinen andern unterscheyd ym grund warlich haben, den des ampts odder wercks halben, unnd nit des stands halben“⁴⁹, war dies zu guten Teilen Konsequenz aus diesem zunehmenden Bemühen um Aktivität der Laien. Ja, Luther entsprach damit sogar einer metaphorischen Ausweitung des Priesterbegriffs, wie sie sich schon bei Tauler fand⁵⁰ – aber all dies besaß eine Form, die ihrer Dynamik nach keineswegs zwingend auf die reformatorischen Folgerungen hindrängte, die Luther daraus zog, so wie umgekehrt seine Aussagen sich nicht im Vorherigen auflösen lassen. Der prinzipielle Charakter des allgemeinen Priestertums – nicht wie bei Tauler an die Andacht gebunden, sondern generell an die Taufe – und der Gründungszusammenhang im Aufruf an den christlichen Adel deutscher Nation, sich der Kirche und ihrer Reform anzunehmen, gaben seinen Äußerungen eine eigene Dynamik, die nicht vollständig im Vorherigen enthalten ist und doch keinen völligen Bruch darstellt. Eben darin zeigt sich der transformative Charakter des Vorgangs, an dessen Ende etwas Neues steht, das im Vorherigen nicht enthalten und ihm gegenüber doch nicht einfach äußerlich ist.

Schon mit diesem Beispiel ist ein Bereich berührt, der trotz seiner Orientierung an Luther nicht einfach nur seiner Theologie zuzurechnen ist, denn gerade das allgemeine Priestertum ist der Schlüssel schlechthin für ein Verständnis des Übergangs von Theologie in politisches Handeln⁵¹. Treffender als der Satz, durch die Rechtfertigungslehre seien die Massen in Bewegung gebracht worden, wäre wohl die Aussage: Durch die Lehre vom allgemeinen Priestertum wurden die Verantwortlichen zum Handeln legitimiert. In diesem wiederum zeigt sich dann der transformative Charakter des Geschehens. Denn das Handeln der Obrigkeiten, das entscheidend für die Durch-

⁴⁸ WA 6, 408, 11 f.

⁴⁹ WA 6, 408, 26–28.

⁵⁰ Die Predigten Taulers aus der Engelberger und der Freiburger Handschrift sowie aus Schmidts Abschriften der ehemaligen Straßburger Handschriften, hrsg. v. *Ferdinand Vetter*, Berlin 1910, 164,34–165,1: „Dieser gotdehtiger mensche das ist ein inwendiger mensche, der sol ein priester sin“.

⁵¹ V. Leppin, Wie reformatorisch (Anm. 6); *Ders.*, Evangelium der Freiheit und allgemeines Priestertum. Überlegungen zum Zusammenhang von Theologie und Geschichte in der Reformation, in: Mitteilungen des konfessionskundlichen Instituts Bensheim 58 (2007), 103–107; der Sache nach entsprechend *Th. Kaufmann*, Geschichte der Reformation (Anm. 14), 300 f.

setzung der Reformation wurde, bedeutete, gemessen an den Polaritäten des späten Mittelalters, dass die Spannung zwischen der zentralen Kirchenleitung und dem Bemühen um dezentrale Verantwortung für die Kirche zugunsten der letzteren aufgelöst wurde. Christoph Volkmar und Enno Bünz haben gezeigt, wie vielfältig gerade im sächsischen Raum im 15. Jahrhundert die weltlichen Herren kirchenleitend tätig wurden⁵². Insgesamt genommen, waren diese Entwicklungen ergebnisoffen und konnten zu sehr unterschiedlichen Neuformationen führen. Tatsächlich wurden sie von den Fürsten der Reformationszeit aufgegriffen, fortgeführt und intensiviert. Diese stehen damit in einer unmittelbaren Kontinuitätslinie zum späten Mittelalter, haben aber zugleich der weltlichen Verantwortung im Zuge der reformatorischen Visitationen und der Aufhebung der Jurisdiktion der Diözesanbischöfe eine klar neue Gestalt gegeben. Sehr deutlich kann man diese unterschiedlichen Elemente von Kontinuität und Neuformierung beobachten – und eben darin einen inneren Zusammenhang wie einen Neuansatz zugleich. Das ist Transformation.

⁵² Enno Bünz/Christoph Volkmar, Das landesherrliche Kirchenregiment in Sachsen vor der Reformation, in: Glaube und Macht. Theologie, Politik und Kunst im Jahrhundert der Reformation, hrsg. v. Enno Bünz/Stefan Rhein/Günther Wartenberg, Leipzig 2005, 89–109.

Die Zügelung des Partikularen

Politisch-normative Kohärenzstiftung vs. Pluralisierungsdruck in der Niederländischen Republik

Von *Olaf Mörke*

Die Entwicklung von sozio-kulturellen Mustern, die den gesellschaftlichen Konsens über die Legitimität des Dissenses ebenso ermöglichten wie gleichzeitig die Aufrechterhaltung öffentlicher Friedewahrung im Grundsatz gewährleisteten, gehörte zu den Grundanforderungen an politisch-gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen in der Frühen Neuzeit. Diese mussten einerseits an der Dauerhaftigkeit eines an der alteuropäischen Ständeordnung und an dem monopolhaften Anspruch *einer* Kirche auf universale Welterklärung orientierten Normensystems festhalten, damit die Stabilität von Kohärenz im Bereich öffentlichen politisch-gesellschaftlichen Handelns gewahrt werden konnte. Andererseits mussten diese Ordnungsvorstellungen so flexibilisierbar sein, dass sie durch gesellschaftlich handlungsrelevante Differenzierungsprozesse nicht ausgehebelt wurden und allfälligem „Pluralisierungsdruck“ standhielten¹.

In dem scheinbaren Dilemma der einerseits feststellbaren Persistenz eines politisch-sozialen Normensystems, das seine Gestalt spätestens im 14. Jahrhundert gefunden hatte und das in wesentlichen Elementen bis in die ‚Sattelzeit‘ im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert überdauern sollte, und der andererseits spätestens seit dem frühen 16. Jahrhundert zunehmenden Diskrepanz zwischen politisch-gesellschaftlichen Strukturen und normativer Basis treffen sich ungleiche Geschwindigkeiten historischer Prozesse². Die langwellig-gleitende Entwicklung der gedachten Grundlagen gesellschaftlicher Existenz wird mit Phänomenen der Beschleunigung sozialen, politischen und kulturellen Wandels konfrontiert.

¹ Der Beitrag fußt auf einem Referat, das ich im Dezember 2006 anlässlich einer Tagung „Pluralisierungen. Konzepte zur Erfassung der Frühen Neuzeit“ im Rahmen des Sonderforschungsbereiches „Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit“ an der Ludwig-Maximilians-Universität München gehalten habe.

² *Reinhart Koselleck*, Einleitung, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Lexikon der politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, hrsg. v. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Stuttgart 1972, XV.

Zur analytischen Fassung jener Konfrontation ist der eben erwähnte Begriff „Pluralisierungsdruck“ hilfreich. Sein Gebrauch geht davon aus, dass einerseits von den zeitgenössischen Akteuren vor allem in der „frühen“ Frühneuzeit Strukturbedingungen, gewissermaßen „Pluralisierungstatsachen“, vorgefunden werden, die Handlungsstrategien evozieren, welche ihrerseits wieder Pluralisierungsdruck erzeugen, politische und kulturelle Differenzierungsprozesse vorantreiben und damit die Neudefinition und Neusetzung von Normierungsmustern herausfordern. Diese Prozesse markieren ein zentrales Epochenmerkmal der Frühen Neuzeit. Sie positionieren das Frühneuzeitliche aber auch in der langfristigen Perspektive der Dynamisierung alteuropäischer Kontinuitäten.

Vor dieser Folie lassen sich die Großkonzepte zur Ordnung der epochalen Prozesse der Frühneuzeit auf ihre erkenntnisfördernde Adaptionsfähigkeit im Rahmen von Einzelanalysen politischer Kulturen – im vorliegenden Fall der der niederländischen Republik – befragen³. Wenn ich meinen argumentativen Ausgangspunkt bei der Konfessionalisierungsthese als einem solchen Großkonzept nehme, so nicht nur deshalb, weil sie einen wesentlichen Entwicklungsstrang im Werk Heinz Schillings markiert⁴, sondern auch und vor allem darum, weil der Konfessionalisierungsprozess nicht nur der Versuch normativer Kohärenzstiftung als Reflex auf die Pluralisierung des Letztwahrheitsanspruches gewesen ist, auf die Aufgabe eines einzigen gesamtgesellschaftlich anerkannten normativen Universalismus zugunsten der langfristig etablierten Konkurrenz von Universalismusansprüchen. Ebenso deshalb, weil unter bestimmten Bedingungen politisch-kultureller Systeme die normative Kohärenzstiftung innerhalb konfessioneller Subsysteme die Pluralität gleichsam gesamtgesellschaftlich erträglich machte. Das Erlangen einer stabilen Basis normativer Kohärenz ermöglichte seinerseits das Vorantreiben des Pluralisierungsprozesses in Richtung auf die allgemein akzeptierte Koexistenz konfessioneller und säkularer Normenkonzepte, mithin den Konsens über die Möglichkeit des Dissenses. Es ermöglichte ebenso die Durchsetzung und Überwachung dieses Anerkennungsprozesses durch die personalen Träger der öffentlichen Ordnung.

Das klingt zugegebenermaßen abstrakt. Zur Konkretion spiele ich dieses Modell am Beispiel der niederländischen Republik durch. Zum einen, weil

³ Zu meinem Verständnis von politischer Kultur siehe: *Olaf Mörke*, „Stadtholder‘ oder ‚Staetholder‘? Die Funktion des Hauses Oranien und seines Hofes in der politischen Kultur der Republik der Vereinigten Niederlande im 17. Jahrhundert, Münster 1997, 12.

⁴ Dazu die Sammlung einschlägiger Aufsätze in: *Heinz Schilling*, *Ausgewählte Abhandlungen zur europäischen Reformations- und Konfessionsgeschichte*, hrsg. v. Luise Schorn-Schütte/Olaf Mörke, Berlin 2002. Außerdem das Vorwort der Herausgeber: *Stefan Ehrenpreis/Ute Lotz-Heumann/Olaf Mörke/Luise Schorn-Schütte*, *Werk und Wirkung Heinz Schillings. Eine Hommage an die Frühe Neuzeit*, in: *Wege der Neuzeit. Festschrift für Heinz Schilling zum 65. Geburtstag*, hrsg. v. dens., Berlin 2007, 7–20.

Heinz Schilling durch seine Arbeiten zu diesem Thema mein eigenes Interesse auf das Forschungsfeld gelenkt hat⁵. Es scheint mir aber zum anderen auch deshalb besonders geeignet zu sein, weil die hochgradige politische und kulturelle Komplexität der Republik dieses Gemeinwesen gewissermaßen zu einer Blaupause für die Überprüfung des Modells in anderen politisch-gesellschaftlichen Konstruktionen werden lässt⁶. Wenn die Republik so etwas wie eine Vorreiterfunktion in Europa für derartige Pluralisierungsprozesse gehabt hat, dann liegt eben die Frage nach der Übertragbarkeit der Befunde auf diese anderen politisch-gesellschaftlichen Konstruktionen der europäischen Frühneuzeit nahe.

Schon in der Entstehungsgeschichte der Republik, im niederländischen Aufstand gegen Spanien, zeichnete sich in fundamentaler Weise der Konkurrenzkampf um das politisch-gesellschaftliche Normensystem ab. Auf der einen Seite fand sich der in der Person Philipps II. beispielhaft fassbare Herrschaftsanspruch, der politisch-organisatorische Zentralisierungsabsicht mit der Deutungshoheit der politischen Autorität über religiöse Normen im Sinn eines einheitlich-universalen Geltungsanspruches verband. Dem stand seitens der Aufständischen ein Konzept gegenüber, welches die Möglichkeit der Ausdifferenzierung und Pluralisierung politischer Interessen und normativer Deutungssysteme zur Bedingung von Kohärenz unter der Anerkennung der Zentralnorm eines flexiblen Freiheitsbegriffes erhob⁷.

Das Partikulare war der Republik, die allmählich zwischen 1572 und 1609 Kontur gewann und zunächst nicht als Republik, sondern als Rückkehr zur *monarchia mixta* in einem hochgradig segmentierten zusammengesetzten Staat mit stark ständischer Ausprägung intendiert war, gleichsam in die Wiege gelegt.

Das auch anderwärts in Europa vorzufindende Prinzip regionaler Ständeaufonomie, legitimiert durch den Rekurs auf eine im Dialog mit der fürst-

⁵ Für mich zentral: Heinz Schilling, Der Aufstand der Niederlande. Bürgerliche Revolution oder Elitenkonflikt?, in: 200 Jahre amerikanische Revolution und moderne Revolutionsforschung, hrsg. v. Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1976, 177–231; Ders., Die Geschichte der nördlichen Niederlande und die Modernisierungstheorie, in: Geschichte und Gesellschaft 8 (1982), 475–517; Ders., Der libertär-radikale Republikanismus der holländischen Regenten. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Radikalismus in der frühen Neuzeit, in: Geschichte und Gesellschaft 10 (1984), 498–533; Ders., Afkeer van Domineesheerschappij. Ein neuzeitlicher Typ des Antiklerikalismus, in: Anticlericalism in Late Medieval and Early Modern Europe, hrsg. v. Peter A. Dykema/Heiko A. Oberman, Leiden 1993, 655–668.

⁶ Zur Republik und ihren tragenden Strukturelementen: Maarten Prak, The Dutch Republic in the Seventeenth Century. The Golden Age, Cambridge 2005.

⁷ Zur frühen Aufstandsphase: Olaf Mörke, Wilhelm von Oranien (1533–1584). Fürst und ‚Vater‘ der Republik, Stuttgart 2007, passim. Zum Freiheitsbegriff grundlegend: Martin van Gelderen, De Nederlandse Opstand (1555–1610). Van ‚vrijheden‘ naar ‚oude vrijheid‘ ende ‚vrijheid der conscientien‘, in: Vrijheid. Een geschiedenis van de vijftiende tot de twintigste eeuw, hrsg. v. E. O. G. Haitsma Mulier/Wyger R. E. Velema, Amsterdam 1999, 27–52.

lichen Landesherrschaft seit dem 14. Jahrhundert entwickelte Privilegiensammlung, fand sich in den Niederlanden in einer, wenn auch von politischen Konjunkturen abhängigen, so doch besonders starken Ausprägung. Ein wesentlicher Auslöser des Konfliktes mit Spanien war letztlich die Frage, wer über die normativen Grundlagen und die daraus resultierenden institutionellen und verfahrenstechnischen Ausformungen staatlicher Ordnung gebieten konnte, wem die normative Autorität zukam. Koenigsberger hat eindrücklich gezeigt, dass wir es in der Entstehungsphase des Aufstandes mit in dieser Beziehung letztlich inkompatiblen und daher nicht mehr zwischen den Akteuren des Konfliktes kommunizierbaren Normensystemen zu tun haben, die zum Bruch mit der überkommenen und zur Formierung einer neuen politischen Ordnung führten⁸.

Die legitimatorische Verwurzelung dieser neuen Ordnung in der spätmittelalterlichen Tradition der Ständefreiheit ist zwar evident⁹. Es zeigt sich aber gerade in der argumentationsgeschichtlichen Analyse des Gebrauchs des normativen Kernbegriffs ‚*vrijheid*‘ ein semantisches Um- und Neudeutungspotential, das es letztlich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts möglich machte, gleichsam hinter der morphologischen Tradition des spätmittelalterlichen Freiheitsbegriffes in seinem pluralisierten Gebrauch als ‚*vrijheden*‘ ein neues Freiheitsverständnis zu entwickeln. Ein Freiheitsverständnis, das sich von der politisch und sozial segmentierenden Privilegienbindung zu verabschieden begann und in die Freiheit als anthropologisches Prinzip einzumünden sich anschickte. Martin van Gelderen hat überzeugend nachgewiesen, wie sich dies um 1600 im Gebrauch des Freiheitsbegriffes als „*vrijheid der conscientien*“, Gewissensfreiheit, zeigte¹⁰.

Im Freiheitsbegriff des Aufstandes wurde das intrinsische Band zwischen persönlicher Freiheit und der freien politischen Gemeinschaft hervorgehoben. Gewissensfreiheit wurde zum Kern der persönlichen Freiheit. Inhaltliche Füllung und Reichweite waren freilich umstritten. In der Konzeption der reformierten Öffentlichkeitskirche bedeutete persönliche Freiheit bekanntlich keineswegs Willensfreiheit. Der Gläubige war nur frei, wenn er sich *in potestate Domini* befand. Politische Freiheit und Gewissensfreiheit folgten völlig unterschiedlichen Ordnungen. Dem radikal entgegen standen etwa die Auffassungen von Dirck Volckertszoon Coornheert. Für ihn be-

⁸ Helmut G. Koenigsberger, *Monarchies, States General and Parliaments. The Netherlands in the Fifteenth and Sixteenth Centuries*, Cambridge 2001, passim.

⁹ Dazu demnächst der Aufsatz: Olaf Mörke, *Declaration of Arbroath (1320), Blijde Inkomst (1356) und Groot Privilege (1477)*. Drei spätmittelalterliche Politikvereinbarungen und ihre (früh-)neuzeitliche Wirkungsgeschichte.

¹⁰ M. van Gelderen, *Opstand (Anm. 7)*. Zum Begriff Argumentationsgeschichte: Volker Seresee, *Politische Normen in Kleve-Mark während des 17. Jahrhunderts*. Argumentationsgeschichtliche und herrschaftstheoretische Zugänge zur politischen Kultur der frühen Neuzeit, Epfendorf 2007.

deutete Gewissensfreiheit sehr wohl freie Selbstbestimmung. In der kurz vor seinem Tod 1590 publizierten Abhandlung „Van de predestinatie“ wurde die Willensfreiheit gegen die reformierte Auffassung von der Prädestination heftig verteidigt. Das zunächst vor allem im Umfeld Wilhelms von Oranien politisch praktisch begründete Prinzip der Gewissensfreiheit mündete offensichtlich in die philosophisch-religiös-anthropologische Debatte der Willensfreiheit¹¹. Die antagonistischen Grundpositionen jener Debatten wurden im Verlauf der Geschichte der niederländischen Republik immer wieder reaktiviert.

In den 1650ern entfaltete sich in Auseinandersetzung mit einem politischen Freiheitsbegriff, der weiterhin von der seit dem 14. Jahrhundert den niederländischen Politikdiskurs dominierenden Privilegientradition und der Annahme einer ständisch-monarchischen Mischverfassung geprägt war und noch immer in der Republik über erheblichen Einfluss verfügte, ein genuin republikanisch geprägtes politisches Freiheitsverständnis, in welchem dem religiösen Argument allenfalls noch Hilfsfunktion zukam. Nach diesem neuen Verständnis definierte sich Freiheit als Freiheit vom Monarchen – bzw. von den monarchischen Resten in der Republik in Form der Institution der Statthalterschaft und vollständige provinzialständische Souveränität. Pieter de la Court, der diesen Gedanken am konsequentesten entwickelte, betonte das Recht der holländischen Städte, ihre eigenen „natürlichen“ Interessen in freier Selbstbestimmung zu beherzigen¹².

All diese unterschiedlichen inhaltlichen Aufladungen von Freiheit existierten während der gesamten Dauer der Republik bis zum Ende des 18. Jahrhunderts neben- und in Konkurrenz zueinander. Es ist hilfreich, dies nicht in gleichsam analytischer Resignation als unentwirrbare Gemengelage zumindest zum Teil inkompatibler Verständnisse einer politisch-sozialen Zentralnorm zu markieren, sondern vielmehr als Reaktion auf „Pluralisierungsdruck“ evozierende „Pluralisierungstatsachen“. Hilfreich deshalb, weil es einen Eindruck vom praktischen Zusammenwirken von Inhaltselementen eines noch alteuropäisch geprägten Freiheitsbegriffes vermittelt. So wurzelte die Argumentationsfigur der Stände- und Städtefreiheit bei De la Court noch in eben diesem alteuropäischen Verständnis, wies aber mit der Andeutung eines „natürlichen“ Staatsinteresses, inhaltlich bestimmt von einer deckungsgleichen politischen und ökonomischen Elite, auf Potentiale in Richtung auf ein „neuzeitlich-modernes Denken über Staat und Gesellschaft“ hin¹³.

¹¹ M. van Gelderen, *Opstand* (Anm. 7), 51 f.

¹² G. O. van de Klashorst, *De ware vrijheid, 1650–1672*, in: *Vrijheid* (wie Anm. 7), 157–185, hier 177. Ausführlich und grundlegend: H. Schilling, *Der libertär-radikale Republikanismus* (Anm. 5).

¹³ H. Schilling, *Der libertär-radikale Republikanismus* (Anm. 5), 531.

Die Debatte und die Wirkrichtungen des Freiheitsbegriffes in die republikanische Gesellschaft liefern mithin ein sehr deutliches Bild von der Pluralisierung einer politisch-gesellschaftlichen Norm, die von allen am republikanischen Kräftespiel beteiligten Individuen und Gruppen als den Kern des Normendiskurses bildend anerkannt wurde, deren Bedeutungsspektrum jedoch so breit war, dass die durchaus zahlreichen innerrepublikanischen Konflikte sich um ihre Auslegung gruppieren. Es handelte sich bei der Freiheitsnorm durchaus um eine präskriptive Setzung, die allerdings eine bloß morphologische blieb. Die Bedeutung dieser Norm für die Verzahnung von alteuropäisch-traditionellem Politikvokabular mit Polarisierungsdruck einerseits auffangenden, andererseits generierenden, mithin politisch-gesellschaftliche Prozesse dynamisierenden Inhaltselementen lässt sich nur adäquat fassen, wenn wir sie über die morphologische hinaus auf zwei anderen Ebenen betrachten, nämlich erstens der ihres argumentativen Gebrauchs, als Beschreibung der je eigenen Position und der Formulierung eines Anspruchs an das jeweilige Gegenüber, und zweitens auf der Ebene ihrer jeweiligen Verwirklichung oder Nichtverwirklichung im konkreten Handeln¹⁴.

Die Pluralisierung des Freiheitsbegriffes in politisch-religiöse und politisch-säkulare Ausformungen war Ausdruck der hochgradigen Partikularisierung der Republik der Vereinigten Niederlanden auf nahezu allen Ebenen politisch-sozialen Seins. Für den Bereich der Politik hat dies Price vor etlichen Jahren in einer beispielhaften Untersuchung auf den Punkt gebracht. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die provinziale Autonomie, die politische Seite des Partikularismus, essentiell für den Zusammenhalt der Republik insgesamt gewesen sei. Nur ein hoher Grad provinzieller Unabhängigkeit habe das Verlangen des potenten Holland nach angemessener Berücksichtigung seiner Interessen im Gesamtverbund der Republik befriedigen können und gleichzeitig den schwächeren Provinzen ein gewisses Maß an Schutz ihrer Eigenständigkeit geboten¹⁵.

Im Bereich der politischen Organisation handelte es sich in den frühneuzeitlichen Niederlanden freilich um eine gezügelte Partikularität. Gezügelt sowohl durch einen Lernprozess, den die autochthonen Eliten über Jahrhunderte durchlaufen hatten und in dem sie die Zügelung des Partikularen gewissermaßen einüben konnten, als auch durch einen gewachsenen Rahmen von Institutionen und Verfahren, der Partikularität überbrückte, ohne sie aufzuheben. Die Generalstände sind hier an vorderster Stelle zu nennen. Die weitgehende Dauerhaftigkeit des Institutionenrahmens aus der burgundisch-habsburgischen Zeit über die zeitliche Schwelle zur Republik hinaus

¹⁴ V. Seresse, Politische Normen (Anm. 10), 17.

¹⁵ J. L. Price, Holland and the Dutch Republic in the Seventeenth Century. The Politics of Particularism, Oxford 1994, 293.

schuf einen äußeren Rahmen für den kollektiven Lernprozess der politischen Eliten in Sachen Politiktechnik. Vor allem aber wurde der kollektive Lernprozess durch Geschichtsbilder und -erzählungen ermöglicht, die entweder in Bezug auf eine mythologische Vergangenheit, oder auf freiheitsschaffende und -sichernde Rechtsakte des Spätmittelalters den zur Formulierung eines Gesamtinteresses fähigen Umgang mit dem Partikularen zum Gegenstand machten. Der niederländische Abstammungsmythos der Bataver und der vor allem in der Gründungsphase der Republik ständig präsente Rekurs auf die brabantische „Blijde Inkomst“ von 1356 sowie das „Große Privileg“ von 1477 nehmen hier einen prominenten Platz ein¹⁶. Nicht von ungefähr ist diese Kombination aus dem Bezug auf die die Ständeprivilegien untermauernden spätmittelalterlichen Dokumente und einen Abstammungsmythos ein Phänomen der Phase von den 1560ern bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, in der sich die nördlichen Niederlande aus dem burgundisch-habsburgischen Verband lösten und als Republik konsolidierten. Es handelt sich dabei jeweils um Narrative, die im Kern auf den Freiheitstopos fixiert sind, jedoch das ganze Spektrum an inhaltlichen Füllungen zulassen, das auch den zeitgenössischen Freiheitsdiskurs der Republik auszeichnete. „Blijde Inkomst“ und „Großes Privileg“ standen für die Legitimation von Widerstand und neuer Staatlichkeit als Republik aus der Tradition alteuropäischer Verfasstheit. Die Erzählung vom Freiheitskampf der Bataver gegen das antike Rom widersprach dieser Interpretation zwar nicht, öffnete jedoch Argumentationsschneisen, die über das Alteuropäische hinaus bis hin auf die moderne Volkssouveränität verwiesen¹⁷.

Entstehungs- und Verlaufsgeschichte der politischen Kultur der Republik zeigen in Bezug auf einen Diskurs um den die Legitimität politischen Handelns bestimmenden Freiheitsbegriff einerseits die diese Legitimität maßgeblich mitbestimmende Kontinuität. Andererseits wird in der Vielfalt der inhaltlichen Füllungsmöglichkeiten von „Freiheit“ der Pluralisierungsdruck deutlich, dem die normative Kohärenz des Gemeinwesens ausgesetzt gewesen ist. Die von Heinz Schilling gezeigte Ausformung radikal-republikanischer Theorien um die Mitte des 17. Jahrhunderts stellt letztlich unter Beweis, dass in den Jahrzehnten seit der 1581 im „Plakkaat van Verlatinge“ vollzogenen Absetzung Philipps II. in der Republik eine Entwicklung statt-

¹⁶ O. Mörke, Wilhelm von Oranien (Anm. 7), 138–145; Ders., Bataver, Eidgenossen und Goten. Gründungs- und Begründungsmythen in den Niederlanden, der Schweiz und Schweden in der Frühen Neuzeit, in: Mythos und Nation, hrsg. v. Helmut Berding, Frankfurt am Main 1996, 104–132; Ders., The Content, Form and Function of Swiss and Dutch Images of History, in: The Republican Alternative. The Netherlands and Switzerland Compared, hrsg. v. André Holenstein/Thomas Maissen/Maarten Prak, Amsterdam 2008, 171–189.

¹⁷ Hugo Grotius vollzog diesen Schritt in seinem 1610 erschienenen „*Liber de antiquitate reipublicae Batavorum*“. In der niederländischen Übersetzung wird der Staat der Bataver qualifiziert als einer, „in welke de treffelijken het ghesach hebben met overeenstemmig van 't gheemeene volck“. Dazu: O. Mörke, Bataver (Anm. 16), 125 f.

gefunden hatte, die den Freiheitsdiskurs noch komplexer hatte werden lassen¹⁸. Damit wurde der Kern der kollektiven Selbstvergewisserung über den Staat, seine Handlungsmöglichkeiten und deren normative Grundlagen berührt. Es handelte sich dabei keineswegs um ein akademisches Problem. Der humanistische Gelehrten Diskurs um die „Freiheit“ und um die Gestalt des Staates fand vielmehr Eingang in eine nahezu alle gesellschaftlichen Gruppen tangierende und in politische Handlungsstränge einmündende Debatte.

Am Beispiel eines deutschen fürstlichen Territoriums des 17. Jahrhunderts hat Volker Seresse beispielhaft aufgearbeitet, wie sich Zentralkategorien der politischen Normensprache im Kommunikationsprozess zwischen Fürst und Ständen allmählich im argumentativen Gebrauch veränderten und in diesem Fall im monarchischen Sinn neu justiert wurden¹⁹. Vergleichbares lässt sich auch im Fall der niederländischen Republik zeigen, wo der Disput um die Freiheit auch durch den politiktheoretischen Input von außen, durch die Stände- und Widerstandsrechtsdebatten im Reich und in Frankreich im 16. und frühen 17. Jahrhundert sowie durch die Aufklärungsimpulse des 18. Jahrhunderts, dergestalt dynamisiert wurde, dass er nach der anfänglichen Fokussierung auf seine altrechtlichen Grundlagen schließlich in die Dimension der Volkssouveränität überzugehen begann²⁰.

Die Pluralisierung des Freiheitsbegriffes, eines normativen Kernbegriffes der politischen Kultur der niederländischen Republik, steht außer Zweifel. Nun habe ich im Titel meines Beitrages aber neben dem Prozesshaftigkeit ausdrückenden Terminus „Pluralisierungsdruck“, der die handlungsprovozierende und -dynamisierende Ebene des Normendiskurses anspricht, den mit Statik assoziierten Begriff des „Partikularen“ platziert. Das ist nicht kategorialer Nachlässigkeit geschuldet. Vielmehr hebt dieser Begriff auf die Stabilität der im Entstehungsprozess der neuen republikanischen Staatlichkeit bereits vorgefundenen und über diesen Prozess hinaus handlungsstrukturierenden Segmenthaftigkeit des organisatorisch-institutionellen Gefüges des Gemeinwesens ab. Jene Segmenthaftigkeit war Konsequenz wie Voraussetzung der permanenten Interessendifferenz der politischen Akteure gleichermaßen. Landesherr, Hoch-, Nieder- und neuer Amtsadel sowie Stadtbürgertum und sogar unterbürgerliche Gruppen befanden sich vor und während des Aufstandes gegen Spanien in wechselnden Allianzen unter diesen Akteuren. Die dem Konzept der *res publica mixta* verpflichtete Oranierparteiung auf der einen und die Vertreter der reinen Ständeherrschaft auf

¹⁸ H. Schilling, Der libertär-radikale Republikanismus (Anm. 5).

¹⁹ V. Seresse, Politische Normen (Anm. 10), 408 f.

²⁰ Letzteres zeigt sich sehr schön an der im Jahr 1781 veröffentlichten Programmschrift der ‚Patriotten‘-Bewegung, in der das „Volk“ als „Eigner“ des Landes bezeichnet wird: *Joan Derk van der Capellen, Aan het volk van Nederland. Het patriottisch program uit 1781*, hrsg. v. Hans Laurentz Zwitzer, Amsterdam 1987, 37.

der anderen Seite bildeten das politische Gruppenspektrum in der Zeit der Republik nur unzureichend ab.

Das Partikulare des Institutionellen war in den Niederlanden gleichsam Strukturbedingung der Pluralisierung des Normendiskurses, die nicht erst in der Aufstandsphase einsetzte, hier aber einen Differenzierungsschub erfuhr. Es wurde von den Akteuren des Aufstandes und in der Republik quasi primordial aufgefasst. Und dies in doppelter Hinsicht: als zu bewahrende Bestandsbedingung einerseits und als zu zügelndes, in geordnete Bahnen zu lenkendes Element des Gemeinwesens andererseits, sollte es nicht zu dessen eigener Bestandsgefährdung mutieren.

In dieser Dopplung zeigt sich zweierlei. Als Bestandsbedingung rekurrierte das Partikulare auf die primär statische Dimension einer seit dem 14. Jahrhundert stabilen Grundstruktur des Institutionellen. Damit entsprach es auf der institutionell-organisatorischen Ebene dem, was auf der normativen die alteuropäischen Ständeprivilegien der „Blijde Inkomst“ und des „Großen Privilegs“ markierten. Als von den verschiedenen politischen Akteuren zu zügelndes, in geordnete Bahnen zu lenkendes Element stand das Partikulare aber auch für einen gleichsam permanenten Verhaltens- und Handlungsauftrag, um die bestandssichernde Wahrung des inneren Friedens zu gewährleisten. Die Notwendigkeit zur situationsbedingten Anpassung der partikularen Grundstruktur eröffnete – möglicherweise weit über das folgende Beispiel hinaus²¹ – Dynamisierungsmöglichkeiten, die, analog zur normativen Aktivierung der Batavererzählung, über den traditionellen Normenrahmen hinausweisen konnten.

Dies konnte dann der Fall sein, wenn aus der Sicht der Gruppierungen, die jeweils die Deutungshoheit über den rechten Zustand des Partikularen beanspruchten und auch in mitunter heftigen Konflikten durchsetzten, der Pluralisierungsdruck auf das Ordnung gewährleistende Normensystem zu hoch geworden war²².

An einem solchen Punkt setzte auch die Normendebatte ein, in der das Konfessionelle in der Entstehungs- und Stabilisierungsphase der Republik eine Schlüsselrolle einnehmen sollte. Das religiöse Bekenntnis war nämlich eines von zwei Elementen, von denen die Statik des Partikularen der burgundisch-habsburgischen Zeit seit der Mitte des 16. Jahrhunderts gründlich

²¹ Die Einschränkung ist der Notwendigkeit geschuldet, die niederländischen Politikkonflikte des 16. bis 18. Jahrhunderts eingehender als bisher in der Forschung geschehen auf diese Dynamisierungspotentiale hin zu untersuchen.

²² Zu den Konflikten vor und während der Republik anregend: *Wim P. Blockmans*, *Alternatives to Monarchical Centralisation. The Great Tradition of Revolt in Flanders and Brabant*, in: *Republiken und Republikanismus im Europa der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. Helmut G. Koenigsberger, München 1988, 145–154; *Marc Boone/Maarten Prak*, *Rulers, Patricians and Burghers. The Great and Little Traditions of Urban Revolt in the Low Countries*, in: *A Miracle Mirrored. The Dutch Republic in European Perspective*, hrsg. v. K. A. Davids/J. Lucassen, Cambridge 1995, 99–134.

erschüttert wurde²³. Das Bekenntnisproblem lagerte sich an das zweite Element an, die Debatte mit dem Landesherrn um die Ständerechte. Es verteilte eine erneute Konsensfindung auf der Basis überkommener Konfliktlösungsstrategien, da Philipp II. spätestens Ende 1565 eindeutig erkennen ließ, dass er in der Häresiefrage nicht zum Einlenken bereit war²⁴. Damit kam der Konfessionsfrage eine Scharnierfunktion im Übergang zum republikanischen Politiksystem zu.

Mit den inhaltlichen Füllungen der sich zur katholischen Kirche abweichend verhaltenden Glaubensrichtungen hatte der systemsprengende Charakter der Glaubensfrage freilich nichts zu tun. Ebenso nichts mit den Grundintentionen des inneren Formierungsprozesses konfessioneller Großgruppen²⁵. Vielmehr gründete die den Handlungsmodus des burgundisch-habsburgischen Politiksystems sprengende Wirkung des Konfessionellen darin, dass damit ein neues Element in den Normendiskurs eingebracht worden war, das mit den auf Ver- und Aushandeln ausgerichteten Verfahrensroutinen der Mischverfassung nicht mehr gelöst werden konnte.

Die Partei um Philipp II. und vor allem er selbst sah die eigene Deutungshoheit über existenzielle Letztwahrheiten verletzt. Die Opposition erkannte diese alleinige Deutungshoheit nicht an. Den entscheidenden Trägern jener Opposition ging es in den 1560er Jahren noch nicht um die Frage, ob die Kirche katholisch oder protestantisch im Sinn eindeutiger konfessioneller Abgrenzung zu sein habe, sondern darum, welche Haltung die Obrigkeit gegenüber dem Faktum religiöser Uneinheitlichkeit einnehmen sollte, wer über eine Lösungsstrategie für den Deutungskonflikt zu entscheiden und wie diese auszusehen habe. Es ging um ein genuin politisches Problem!

Der Position Philipps, das Monopol der katholischen Kirche nötigenfalls mit Gewalt zu verteidigen, stand die Meinung zahlreicher dieser Entscheidungsträger gegenüber, dass eine solche Politik angesichts wachsender Pluriformität der Bekenntnisse und angesichts des massiven Auftretens der reformierten Minderheit nicht vertretbar sei. Die Stellungnahmen Wilhelms von Oranien und seiner politischen Berater, darunter der niederadlige Phi-

²³ Aus der Fülle der Literatur dazu sei nur genannt: S. Groenveld, *De kogel door de kerk? De Opstand in de Nederlanden 1559–1609*, Zutphen 1979; A. van der Lem, *Opstand? Der Aufstand in den Niederlanden*, Berlin 1996.

²⁴ O. Mörke, *Wilhelm von Oranien* (Anm. 7), 92 f.

²⁵ Wolfgang Reinhard, *Zwang zur Konfessionalisierung? Prolegomena zu einer Theorie des konfessionellen Zeitalters*, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 10 (1983), 257–277, 263: Reinhard hat in einer frühen Phase der Konfessionalisierungsdebatte diese Grundmotive für die Konfessionalisierung formuliert: „1. Wiedergewinnung klarer theoretischer Vorstellungen, 2. Verbreitung und Durchsetzung neuer Normen, 3. Propaganda und Verhinderung von Gegenpropaganda, 4. Internalisierung der neuen Ordnung durch Bildung, 5. Disziplinierung der Anhänger [...], 6. Anwendung von Riten, 7. Beeinflussung der Sprache“.

lipp van Marnix, der vormalige Antwerpener Syndikus Jacob van Wezembeke und der französische Prädikant, Publizist und Politiktheoretiker Hubert Languet, handelten bis zum Beginn der 1570er Jahre nicht primär von der religiösen Wahrheitsfrage. Im Mittelpunkt stand vielmehr die Sorge um die Aufrechterhaltung der politischen Rechte der Stände, um die Bewahrung der ständisch-regionalen und lokalen Selbstregelungskompetenz, die Sicherung des altrechtlichen Privilegienrahmens²⁶. Die wesentlichen Schriften aus diesem Umfeld banden die Religionsfrage als politische also an die Tradition des pluralen Verständnisses der ‚vrijheden‘, während Philipp sie davon abkoppelte, der politischen Verfassungsfrage überordnete und diese damit gleichzeitig in Frage stellte.

Der schließlich zur Bildung der Republik führende Prozess resultierte also auch aus der Erfahrung einer Dynamisierung des Partikularen. Hervorgehoben wurde diese Dynamisierung nicht allein, aber doch wesentlich durch die Pluralisierung der Glaubensangebote und die inkompatiblen Ansätze, diesbezüglich konfliktlösende Entscheidungen herbeizuführen und normativ zu begründen. Der Versuch Philipps II. zu normativer Kohärenzstiftung erwies sich als nicht tragfähig, weil er die noch immer gültige Normenhierarchie einer alteuropäischen Politikkultur umkehrte, die in der Achtung vor dem säkular-politischen Privilegiensystem der Ständefreiheiten ihre argumentative Spitze besaß.

Die weitere Entwicklung des Aufstandes in den 1570ern sollte zeigen, dass die ständischen Oppositionsgruppierungen im Kampf um die Deutungshoheit über die politisch-gesellschaftlichen Normen überlegen waren. Im Lauf jenes Jahrzehnts entwickelte sich ein selbstbewusstes Reformiertentum, das in seinem Anspruch auf normative Deutungshoheit über die Letztwahrheiten zum Äquivalent des nachtridentinischen Katholizismus Philipps von Spanien wurde, wenn auch unter umgekehrten Vorzeichen. Nicht zuletzt aus dieser umgekehrten Äquivalenz erklärt sich die Hartnäckigkeit des Widerstandes gegen das spanisch-habsburgische Regiment selbst dann, als dieses nach dem Abgang Albas 1573 zeitweilig gemäßigter auftrat. Die fundamentale religiöse Konfrontationsverschärfung führte dann 1579 zwar zur Rückkehr des katholischen Teils der Ständeopposition unter die Herrschaft Philipps. Jedoch erst in dem Moment, als der Herrscher ihm die Einhaltung wesentlicher Bestandteile des burgundisch-habsburgischen Privilegiensystems zusagte, insbesondere die Bindung von Steuererhebungen an ständische Zustimmung, also Abstand von einem Anspruch auf ausschließlich fürstliche Bestimmung des *bonum commune* nahm²⁷.

²⁶ Mit weiteren Literaturhinweisen: O. Mörke, Wilhelm von Oranien (Anm. 7), 134–142. Ausführlich und grundlegend: Martin van Gelderen, The Political Thought of the Dutch Republic, 1555–1590, Cambridge 1992, passim.

²⁷ H. G. Koenigsberger, Monarchies (Anm. 8), 288–292; S. Groenveld, Kogel (Anm. 23), 134.

Dass in jener Phase der Konfrontationsverschärfung eine sogenannte Mittelgruppe unter den Aufständischen weiter ein differenziertes Spektrum an Modellen konfessioneller Koexistenz, Konzepte eines Religionsfriedens, vertrat, war zwar auch ein Reflex auf staatsrechtliche und theologische Debatten außerhalb der Niederlande, speiste sich aber vor allem aus dem autochthonen Rekurs auf die niederländische Verfassungstradition. Das Bestreben einer überkonfessionellen Einigung der Opposition gegen Philipp unter Betonung des gemeinsamen Kampfes gegen Tyrannei mündete im November 1576 in die „Genter Pazifikation“, die für kurze Zeit die Einheit der Niederlande unter den Bedingungen vertraglich regulierter Gewissensfreiheit in einem ständisch dominierten Politiksystem zu ermöglichen schien.

Trotz ihrer Kurzlebigkeit war die „Genter Pazifikation“ repräsentativer für den niederländischen Umgang mit der Konfessionsfrage als der reformierte Monopolanspruch in seiner fundamentalen Variante, wie er in der Grafschaft Holland ab 1573 zum Tragen kam²⁸. Die politische Wirkmächtigkeit eines kompromisslosen reformierten Monopolanspruchs blieb unter den Aufständischen und in der Konsolidierungsphase der Republik ein Übergangsphänomen. Er verschwand zwar niemals und erlebte konjunkturelle Hochphasen, etablierte sich aber nur als eine unter zahlreichen Varianten des Argumentations- und Handlungsspektrums.

Bedeutsam für die Bewertung des Konfessionellen in der politischen Kultur der Republik ist die Art seiner rechtlichen Zügelung, wie sie sich in der „Utrechter Unionsakte“ von 1579 präsentierte. Dieses Fundamentalgesetz der späteren Republik ordnete in Art. 13 die Glaubensfrage rechtlich gesehen konfessionsneutral, indem sie die Regelung von Religionssachen den jeweiligen Provinzialständen überließ. Damit stand es ganz in dem spezifischen Verständnis konstitutioneller Tradition in ihrer partikulargewaltlichen Ausformung. Die Zuweisung der konfessionellen Regelungskompetenz an die Provinzialstände war von größter Bedeutung, da damit letztlich die lokale Basis über die konkrete Praxis des Zusammenlebens der Glaubensgruppen entscheiden konnte. Diese Praxis erfuhr durch die Unionsakte eine zentrale Einschränkung. Der Art. 13 sah nämlich ausdrücklich die individuelle Gewissensfreiheit vor²⁹. Das eröffnete Spielräume hinsichtlich der konkreten Gestaltung konfessioneller Koexistenz, deren Weite nicht zuletzt von aktuellen politischen Kräfteverhältnissen und Anforderungsprofilen abhängig gewesen ist.

²⁸ Mit weiteren Literaturhinweisen: O. Mörke, Wilhelm von Oranien (Anm. 7), 174–179.

²⁹ Text der Unionsakte: S. Groenveld/H. L. Ph. Leeuwenberg, De originale unie metten acten daernaer gevolcht, in: De Unie van Utrecht. Worden en werking van een verbond en een verbondsacte, hrsg. v. dens., Den Haag 1979, 29–40.

Es fehlte mithin in der „Unionsakte“ die rechtliche Grundlage für eine einheitliche Staats- oder Landeskirche mit eindeutigen Monopolanspruch. Das ermöglichte in der Republik einen vergleichsweise offenen Diskurs über Glaubensfragen und über die Stellung der Religionsgruppen im jeweiligen Gemeinwesen. Das Konzept des Monopolanspruches der Reformierten erwies sich in diesem Zusammenhang als nicht adäquat, wenn es um die normative und politisch-praktische Ausgestaltung konkreter Formen des Zusammenlebens in einer hochgradig mobilen Gesellschaft ging, deren Prosperität sich auch aus der Gewährleistung dieser Mobilität speiste³⁰. Damit griff dauerhaft der strukturelle Zwang zum Ausgleich und interkonfessioneller Friedenswahrung.

Mit der Veränderung der politischen Umweltbedingungen seit den 1620ern verloren religiöse Konflikte an Sprengkraft für das politisch-gesellschaftliche System der Republik. Sie wurden stärker noch als zuvor in einen durch die Verpflichtung auf den inneren Frieden konturierten kollektiven Verhaltenskodex eingebunden und so zu einem integralen Bestandteil der republikanischen Politikkultur. Dies war freilich erst möglich geworden, als angesichts schwindenden Empfindens der Bedrohung durch einen externen Feind ein politisches Konzept die Oberhand gewann, das seinen Schwerpunkt nicht länger auf äußere Machtentfaltung und ein damit verbundenes Mehr an politischer Zentralität legte, sondern sich dem materiell-ökonomischen Prosperitäts- und Friedensgedanken als Hauptziel politischen Handelns zuwandte. Dies erlaubte den weitgehend pragmatischen Umgang mit der Multikonfessionalität. Konfessionelle Kontroversen wurden dann akzeptiert, wenn sie die normative Kohärenz des öffentlichen Raumes nicht tangierten.

Das wiederum ließ, da die theologische Wahrheitsfrage ja nicht ausgeklammert werden konnte, eine spezifische kulturelle Praxis entstehen, für die Willem Frijhoff den Begriff der „*omgangsoecumene*“, der Ökumene in den Alltagsbeziehungen, geprägt hat. Die Praxis konfessioneller Koexistenz wurde in den Zwischenraum zwischen bloß privater Religiosität auf der einen und dem durch Verordnungen geregelten öffentlichem Raum auf der anderen Seite verlagert. Die Kontroverse war hier keineswegs ausgeschlossen, vollzog sich aber eben in Bahnen, welche die öffentliche Ordnung nicht grundsätzlich gefährdeten. So war etwa die Denunziation des Andersgläubigen im Witz allgegenwärtig, ebenso die theologische Kontroversdiskussion zwischen Geistlichen und Gelehrten. Die sozialen Kontaktzonen zwischen Individuen oder Gruppen waren mit religiösen Auseinandersetzungen durchsetzt. Religion war also mitnichten Privatsache. Frijhoff resümiert: „Concerning religious affairs, everything was allowed. Discussion was surprisingly

³⁰ Beispielhaft: E. *Kuijpers*, *Migrantenstad. Immigratie en sociale verhoudingen in 17e-eeuws Amsterdam*, Hilversum 2005.

frank and direct. Nobody was opposed to the analysis of the religious situation which was the subject of the discussion, but all feared the social effects of excessive language. As soon as an insult is pronounced, questioning the honour of the adversary in accusing him of common law crimes [...] the threshold of toleration is crossed“³¹.

Solcher Umgang mit dem Problem der Multikonfessionalität setzte freilich ein in letzter Konsequenz vollständiges Auseinandertreten des theologischen und des politisch-rechtlichen Diskurses voraus. Anders als im Reich im Umfeld des Augsburger Religionsfriedens finde ich jedoch in den Niederlanden keinen Hinweis darauf, dass dieses Auseinandertreten notrechtlich begründet worden wäre. Auch das Argument der Vorläufigkeit des Zwangs zur Duldung spielte meines Wissens im 17. Jahrhundert keine Rolle. Vielmehr ging die Debatte um die Möglichkeit konfessioneller Koexistenz schon in der unmittelbaren Aufstandsphase, etwa in den Religionsfriedensplänen Wilhelms von Oranien aus dem Jahr 1578, von der zu akzeptierenden faktischen Dauerhaftigkeit unterschiedlicher Bekenntnisse aus. Vor allem aber sollten gemäß dieser Planung nicht die Stände die letztliche Glaubensentscheidung treffen, sondern Individuen bzw. selbstorganisierte Gemeinden. Reformierten und Katholiken sei die öffentliche Religionsausübung zu gestatten. In Orten mit nur einem Bekenntnis sei auf Antrag von mindestens 100 Familienoberhäuptern auch das jeweils andere zuzulassen. Diejenigen, die nicht den beiden konfessionellen Großgruppen angehörten, sollten die Möglichkeit privater Religionsausübung besitzen. Die Aufsicht über die Wahrung des säkularen Friedens und des ebenso säkularen *bonum commune* obliege einer gleichsam konfessionsneutral agierenden Obrigkeit³². Diese Sicht hat sich, abgesehen von der Zulassung der Katholiken zur öffentlichen Religionsausübung, in der Republik langfristig sehr viel deutlicher durchgesetzt als die zeitweilig so starke Beharrung auf einem konfessionellen Monopol.

Damit erwuchs, so ist zunächst festzuhalten, aus dem Zwang zur Bewältigung eines zunächst höchst traditionell anmutenden Konfliktes um die Ständerechte, der aber durch die Bekenntnisproblematik so verschärft wurde, dass eine Lösung nur auf der Basis einer erneuten Bekräftigung der Gültigkeit der spätmittelalterlichen Verfassungsdokumente nicht mehr möglich war, Neues. Es bedurfte nämlich zusätzlich einer Strategie in der Konfessionsfrage, die den alteuropäischen Rahmen zu sprengen sich anschickte, indem die völlige Loslösung individueller bzw. gemeindlicher Selbstorganisation der Glaubenspraxis von obrigkeitlichem Zugriff als Möglichkeit immerhin angedacht worden war.

³¹ *Willem Frijhoff*, Embodied Belief. Ten Essays on Religious Culture in Dutch History, Hilversum 2002, 31 u. passim („*omgangsoecumene*“), 65.

³² *O. J. de Jong*, Uni en religie, in: *De Unie van Utrecht* (Anm. 29), 168–172.

Diese Möglichkeit wurde zwar in der Republik nicht vollends praktisch umgesetzt. Die bisweilen kaum zu überblickende Gemengelage der Bekenntnisse an einem Ort erforderte aber von den jeweiligen Obrigkeiten und von den Bekenntnisgruppen selbst ein Problemmanagement, das letztlich die normativen Schnittmengen und nicht die Differenzen zwischen den Konfessionen betonte. Für Amsterdam hat wiederum Frijhoff in dieser Beziehung Elemente der ‚Amsterdamization‘ des Normenkanons und der konfessionellen Alltagspraxis herausgearbeitet, in der die soziale Kohäsion, die *concordia*, über die konfessionelle Diversität gestellt wurde³³. Für das so ganz anders geartete Haarlem hat Joke Spaans Vergleichbares betont, indem sie auf vorkonfessionelle Angebote zur kollektiven Identifikation verwies, die über die Konfessionsgrenzen hinweg die *concordia* der Bewohner ermöglichten und Konflikte überbrückten³⁴.

Solcherart lokale Identifikationsmuster, die konfessionelle Eigenheit zuließen, indem sie diese in suprakonfessionelle und säkulare normative Kontext einbanden und davon überkuppeln ließen, sind typisch für das, was Price als für die Republik konstitutive „Politics of Particularism“ herausgearbeitet hat³⁵. Das Konfessionalisierungsparadigma ist bei der Analyse dieser politischen Praxis dort hilfreich, wo sich innerhalb der Glaubensgruppen diejenigen äußeren und inneren Formierungsprozesse finden, die als Essentials dieses Paradigmas gelten. Im Bereich der Entwicklung von Staatlichkeit und Herrschaft in den Niederlanden von der Mitte des 16. bis zumindest weit in das 17. Jahrhundert hinein haben wir es gleichwohl mit einem Prozess zu tun, in welchem dem Konfessionellen und seiner Durchsetzung durch Konfessionalisierung, einem spezifisch frühneuzeitlichem Wandlungsphänomen, keine auslösende Funktion für grundsätzlich Neues zukommt. Vielmehr treffen wir in diesem Zeitraum auf eine fortschreitende Pluralisierung der normengeleiteten Interpretationsmöglichkeiten für das sich langfristig seit dem 14. Jahrhundert herausbildende hochgradig partikularisierte, auf ständischer Vielfalt beruhende Gemeinwesen eines zusammengesetzten Staates. Das Konfessionelle besaß dabei eine Scharnierfunktion im Übergang zwischen unterschiedlichen Ausprägungen dieser Partikularität, nicht jedoch eine Katalysatorwirkung für eine grundsätzliche normative Neugestaltung politisch-sozialer Ordnung. Es ordnete sich als ein wesentliches Element unter anderen in den Prozess der Pluralisierung der Antworten auf die in den Niederlanden spätestens seit dem 14. bis ins 18. Jahrhundert virulente und inhaltlich erstaunlich stabile Grundfrage nach Herrschafts- und Sozialorganisation und deren Legitimation ein.

³³ W. Frijhoff, *Embodied Belief* (Anm. 31), 36.

³⁴ Joke Spaans, *Haarlem na de Reformatie. Stedelijk cultuur en kerkelijk leven, 1577–1620*, 's-Gravenhage 1989.

³⁵ J. L. Price, *Holland* (Anm. 15).

Diese Grundfrage, die letztlich um die Ausformung ständischer Partizipationsrechte kreiste, ist kein neuzeitliches, sondern ein alteuropäisches Phänomen. Das den Historiker interessierende Problem, wann und wodurch jeweils die Grenzen zum qualitativ Neuen überschritten wurden, wann das niederländische Konzept von ‚*vrijheid*‘ und „*concordia*“ seine Flexibilisierungspotentiale ausgeschöpft hatte, ist nicht punktgenau zu beantworten. Wenn man z. B. die bis ins 20. Jahrhundert das öffentliche Leben der Niederlande konturierende ‚*Verzuiling*‘ betrachtet, die Segmentierung der Gesellschaft in feste weltanschauliche, darunter konfessionelle, Großformationen, die sich zwecks Wahrung normativer Kohärenz über eingespielte Kommunikationsmuster verständigten, welche den beschriebenen durchaus ähnlich waren, so lässt das die Vermutung zu, dass selbst die Schwelle der ‚Sattelzeit‘ den Faden nach Alteuropa nicht abreißen ließ³⁶.

Gleichwohl wird niemand ernsthaft behaupten, es habe sich zwischen der „*Blijde Inkomst*“ von 1356, dem „*Plakkaat van Verlatinge*“ von 1581 oder Hugo Grotius’ „*Liber de antiquitate reipublicae Batavorum*“ von 1610 nichts getan. Die dem vorliegenden Band zugrundeliegende Frage nach ‚Alteuropa‘ als alternativem Konzept zu einer Periodisierung, welche den Trennungsraum zwischen Spätmittelalter und Frühneuzeit betont, wird mit diesem Beitrag nicht gelöst. Dies liegt nicht an der Spezifik der niederländischen Entwicklung, sondern an der ja keineswegs neuen Einsicht, dass sich Veränderungen eben nicht eindimensional auf einer Zeitleiste im Sinn der Singularität des „Vorher-nachher“ abtragen lassen. Vielmehr ist die „Dichotomie von Traditionalität und Modernität“ zugunsten einer „multiplen Periodisierung“ aufzuheben, in der das Neue „in wechselnder Perspektive als Durchbruch und als Selektion der Tradition erscheinen“ kann³⁷.

Dies berührt auch massiv die vermeintlichen Alternativen Alteuropa- und Frühneuzeitkonzept. Schon vor mehr als einem Jahrzehnt hat Heinz Schilling dafür plädiert, die Scheidungslinie zwischen Mittelalter und Frühneuzeit zugunsten eines Konzeptes der langsamen Herausbildung des frühmodernen Europa zumindest einzuebnen und den Zeiträumen um 1250 und 1750 deutlicheren Zäsurcharakter zukommen zu lassen als dem um 1500³⁸.

Das soeben durchgespielte Beispiel belegt die grundsätzliche Stimmigkeit dieser aus europäisch-makrohistorischer Perspektive entwickelten Annahme. ‚Alteuropa‘ besitzt als Deutungskonzept für die niederländische Geschichte, zumal die der Republik, nicht nur deshalb heuristischen Pfiff, weil

³⁶ Zur ‚*Verzuiling*‘ noch immer maßgeblich: A. Lijphart, *Verzuiling, pacificatie en kentering in de Nederlandse politiek*, 9. Aufl., Haarlem 1992.

³⁷ Hans-Christoph Rublack, *Reformation und Moderne. Soziologische, theologische und historische Ansichten*, in: *Die Reformation in Deutschland und Europa. Interpretation und Debatten*, hrsg. v. H. R. Guggisberg/G. G. Krodel, Gütersloh 1993, 35, 37.

³⁸ Heinz Schilling, *Die neue Zeit. Vom Christenheutseuropa zum Europa der Staaten 1250 bis 1750*, Berlin 1999, 10–15.

es die Entwicklung der dortigen Politikkultur vom 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts an eine europäische Gesamtperspektive andockt. Die Betonung alteuropäischer Kontinuitäten im ständisch orientierten politisch-sozialen Normensystem der Entstehungs- und Konsolidierungsphase der Republik lenkt auch den Blick auf das extreme Flexibilisierungspotential dieses Normensystems – zum Beispiel angesichts der als Pluralisierungsdruck erzeugend interpretierten Phänomene konfessioneller Diversifizierung.

Dabei schwingt natürlich die Frage mit, wann jenes Flexibilisierungspotential ausgereizt ist, wann das Raumschiff der niederländischen Politikkultur die alteuropäische Atmosphäre verlässt. Ob es dazu erst kommt, als ein externer Impuls, der französische Revolutionsexport und die Expansion des napoleonischen Imperiums, das organisatorische Gefüge der Republik der Vereinigten Provinzen auflöst, kann ich hier nicht weiter diskutieren. Einiges spricht dafür. Wichtig ist mir aber, die aus der Steigerung des Pluralisierungsdruckes während der Entstehungs- und Konsolidierungsphase der Republik erwachsende paradoxe Spannung zwischen der Persistenz einer gleichsam alteuropäischen Grundstruktur jener Politikkultur einerseits und der in ihr entstehenden und letztlich durch sie ermöglichten wandlungsorientierten Denk- und Handlungspotentiale, die über sie hinausweisen, andererseits zumindest angedeutet zu haben. Eine paradoxe Spannung von normativer Selbsterhaltung durch normative Selbsttaushöhlung, deren Zerreißpunkt noch auszuloten ist.

Von den ‚Neuen Monarchen‘ zur ‚Neuen Monarchie‘

Ein neuer Ansatz zur vergleichenden Sozial-, Politik- und Ideengeschichte Europas im 17. Jahrhundert zwischen ‚alteuropäischer‘ und ‚frühneuzeitlicher‘ Forschungsperspektive*

Von Robert von Friedeburg

I. Vorüberlegungen: Probleme mit der Abgrenzung: ‚Alteuropa‘ und die ‚Vormoderne‘

Zu Recht beschäftigen sich eine ganze Reihe der Beiträge dieses Bandes mit deutschen Theoriedebatten des 20. Jahrhunderts. Ein französisches, englisches oder niederländisches Gegenstück zu ‚Alteuropa‘ ist mir nicht bekannt. Ganz besonders wenn man extreme Formulierungen des ‚Alteuropa‘-Konzeptes im Auge hat, wie etwa die Otto Brunners, fällt es schwer, diese jenseits des spezifischen – deutschen – zeithistorischen Kontextes zu sehen, in denen sie entstanden¹. Der Historiker, der nicht ausschließlich deutsche, sondern beispielsweise auch englische, niederländische oder gar europäische Geschichte betreibt und deshalb auch mit der Forschung anderer Länder arbeitet, ist dadurch mit einem besonderen Problem konfrontiert: Die französische, englische oder niederländische Geschichtswissenschaft hält ganz überwiegend an der klassischen Einteilung der Geschichte in Alte, Mittlere und Neuere fest und ortet die eigene Nationalgeschichte im englischen und französischen Fall in der mittleren und neueren Epoche, im niederländi-

* Auf Fußnoten wird auf Vorschlag der Herausgeber soweit wie möglich verzichtet. Umfangreichere Belege und Verweise zur spezialisierten Fachliteratur finden sich u. a. in *Robert von Friedeburg*, *Europa in der frühen Neuzeit*, Frankfurt 2012; *Ders.*, *Response to Introduction. ‚Ideology‘, Factions and Foreign Politics in Early Modern Europe*, in: *Ideology and Foreign Policy in Early Modern Europe (1650–1750)*, hrsg. v. Gijs Rommelse/David Onnekink, Aldershot 2011, 11–28; *Ders.*, *State Forms and State Systems in Modern Europe*, in: *European History Online (EGO)*, hrsg. v. Institut für Europäische Geschichte (IEG), Mainz 2010: <http://www.ieg-ego.eu/friedeburg-2010-en>.

¹ *Reinhard Blänkner*, Von der „Staatsbildung“ zur „Volkwerdung“. Otto Brunners Perspektivenwechsel der Verfassungshistorie im Spannungsfeld zwischen völkischem und alteuropäischem Geschichtsdenken, in: *Alteuropa oder Frühe Moderne. Deutungsmuster für das 16. bis 18. Jahrhundert aus dem Krisenbewußtsein der Weimarer Republik in Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft*, hrsg. v. Luise Schorn-Schütte, Berlin 1999, 87–135.

schen Fall mal bereits im spätmittelalterlichen Burgund, mal erst in der Neueren Geschichte. Dass zur Beschreibung einzelner Wirkungszusammenhänge Entwicklungen über eine Epochenschwelle hinaus beschrieben werden können oder sogar müssen und dass bei der Bestimmung der Epochen Grenzen mit guten Gründen verschiedene Zeitpunkte angegeben werden können, ist zu selbstverständlich, als dass sich daraus Theoriediskussionen um Epochengrenzen entzünden könnten².

Neben der traditionellen Gliederung in Alte, Mittlere und Neuere Geschichte stehen an bestimmten Strukturmerkmalen orientierte Studien wie Heinz Schillings „Die Neue Zeit“ (Berlin 1999), welche das 13. bis 18. Jahrhundert zusammenfasst, oder Harold Bermans „Law and Revolution“ (Cambridge 1983), der bereits mit der Entwicklung des kanonischen Rechts einen Einschnitt sieht, der das Mittelalter teilt. Diese beiden wichtigen Beispiele historischer Studien, welche Teile des Mittelalters und der Neuzeit entgegen der herkömmlichen Aufteilung zusammenführen, zeigen aber auch, wie problematisch der ‚Alteuropa‘-Begriff ist. Denn Schilling wie Berman verweisen auf die europäische Geschichte weithin tragende Strukturmerkmale in Recht, Verfassung und gesellschaftlicher Formierung im weitesten Sinne, die es eben nicht erlauben, ein Mittelalter als homogene Größe anzunehmen und dieses dann grundsätzlich von der Neuzeit zu trennen, die in unsere Gegenwart geführt habe. Entwicklung des Rechts, von Städten und Märkten, die Gründungen der Universitäten – viele Merkmale ließen sich nennen, die für einen Teil des Mittelalters und einen Teil der Neuzeit zu gemeinsamer Betrachtung einladen.

Der ‚Alteuropa‘-Begriff zielte aber in erster Linie auf die Abgrenzung vom 19. und 20. Jahrhundert, weniger auf die Herausarbeitung wichtiger „neuer“ Entwicklungen schon im Mittelalter; er war, wie auch immer differenziert mit ihm später umgegangen worden sein mag oder umgegangen worden ist, auf stabile Strukturen, nicht auf Dynamik gerichtet, gleich gar nicht auf in die Gegenwart zielende Dynamik. Wo dadurch vorschnellen Rückprojektionen gegenwärtiger Befindlichkeiten in die Vergangenheit ein Riegel vorgeschoben wird, ist das sicherlich eine Stärke. Wenigstens in einigen Bereichen der Erforschung des 16. bis 18. Jahrhunderts wird diese Intention insoweit geteilt, als sich Begriffe wie ‚vormodern‘, ‚Vormoderne‘, ‚traditionell‘ usf. zunehmender Beliebtheit erfreuen. Sie werden verwendet, um eine wie auch immer begriffene, aber jedenfalls im Verlauf des 19. Jahrhunderts beginnende ‚Moderne‘ von einer früheren Zeit abzugrenzen, die dann eben als ‚vormodern‘ zusammengefasst werden kann. Der Münsteraner Sonderforschungsbereich 496 „Symbolische Kommunikation: Vom Mittel-

² Dietrich Gerhard, *Old Europe. A Study of Continuity*, New York 1981, hat, soweit ich sehe, keine solche Debatte in England oder Amerika ausgelöst und sollte das wohl auch nicht.

alter bis zur französischen Revolution“³ oder das „Exzellenzcluster Religion und Politik“⁴ sind hierfür Beispiele. Nun lassen sich in der bildenden Kunst, Malerei, in Literatur- und Musikwissenschaft bei allen Kontroversen sicherlich moderne Kunstrichtungen von älteren abgrenzen – in der Malerei etwa der Expressionismus. Das gilt auch im Hinblick auf die Musiktheorie, die über einen vergleichsweise deutlichen Begriff von klassischer und moderner Musik verfügt. Aber gilt das auch für die Geschichtswissenschaft? Kann eine ‚Vormoderne‘ vom ‚Neandertaler bis Napoleon‘ sinnvolle ‚vormoderne Strukturen‘ deswegen zusammenfassen, weil den beschriebenen Gegenständen gemeinsam ist, dass sie nicht ‚modern‘ sind? Hier würden die meisten mir näher bekannten englischen, französischen und niederländischen Kollegen schon deswegen protestieren, weil sie nach wie vor Gegenstände des 15. bis 18. Jahrhunderts auch deshalb untersuchen, weil diese ihrer Auffassung nach unmittelbar unsere Gegenwart strukturieren, und ich kenne englische Mediävisten, die eben dies auch für ihre eigenen Forschungen so sehen. Eine Zusammenfassung der verschiedenen nationalen Geschichten in eine gemeinsame Vormoderne käme für die meisten meiner außerdeutschen Kollegen nicht in Frage und erschiene nachgerade bizarr.

Vor diesem Hintergrund gilt es nun, eine Forschungsinitiative zu beschreiben, die ihre Genese ganz wesentlich dem Ungenügen an Rückprojektionen von Gegebenheiten des 19. und 20. Jahrhunderts in die frühe Neuzeit verdankt, nämlich der Begrifflichkeit und dem Gegenstand des ‚Staates‘; die aber zugleich an der Entwicklungsdynamik und damit an den tiefgreifenden Wandlungsprozessen im Gefolge des Kriegsgeschehens seit dem späten 15. Jahrhundert interessiert ist und insofern gerade nicht in erster Linie an die Jahrhunderte überdauernden (‚vormodernen‘) Strukturen. Schon die Orientierung der englischen, französischen, dänischen usf. Kollegen an der in der gesamten Neuzeit tief verankerten Geschichte der eigenen Nation – wie gebrochen und differenziert auch immer – lassen für ein solches Projekt eine gemeinsame ‚alteuropäische‘ Verankerung, gleich ganz eine gemeinsame ‚Vormoderne‘, problematisch erscheinen. Darüber hinaus weisen jedoch die Fragestellungen des Projektes darauf hin, Vorsicht vor Rückprojektionen mit einer angemessenen Konzeptualisierung der tiefgreifenden Wandlungsprozesse zu verbinden, auf die in Begriffen wie ‚Alteuropa‘ oder ‚Vormoderne‘ ein geringerer Nachdruck gelegt zu werden scheint.

³ „Der Sonderforschungsbereich 496 beschäftigt sich mit der fundamentalen sozial und politisch strukturbildenden Wirkung des Symbolischen in der europäischen Vormoderne“ erläutert die Eingangsseite im Internet (<http://www.uni-muenster.de/SFB496/forschungsprogramm.html>).

⁴ *Exzellenzcluster „Religion und Politik“ der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster* (Hrsg.), *Exzellenzcluster Religion und Politik*, Münster 2010, 6: „Das wissenschaftliche Konzept“: Intendiert ist eine „genauere Kenntnis dieser vormodernen und modernen Strukturen“.

II. Von den ‚neuen Monarchen‘ zur ‚neuen Monarchie‘

‚Die neuen Monarchen‘ – das war ein Begriff der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, um die Herrschaftsweisen wichtiger Renaissancefürsten europäisch vergleichend und im Hinblick auf die Entstehung des modernen Staates auf einen Begriff zu bringen. Die Begriffsbildung von den ‚Neuen Monarchen‘ orientierte sich an der These eines Aufbruchs Europas aus dem Mittelalter in die Neuzeit seit der Renaissance und steht insofern im Widerspruch zum ‚Alteuropa‘-Konzept. Nicht zuletzt Johann I. von Portugal (1358–1433), Karl VII. von Frankreich (1403–1461), Ludwig XI. von Frankreich (1423–1483), Heinrich VII. von England (1457–1509), Isabella von Kastilien und Ferdinand von Aragon hätten durch Zentralisierung und Modernisierung der Verwaltung, vor allem auch der Differenzierung zwischen Hof- und Domänen- bzw. ‚Staats‘-Verwaltung, durch die Verstetigung der Kommunikation mit den Ständen und der Erhebung von Steuern, durch den Aufbau von Streitkräften und von auf Dauer eingerichteten Strukturen zu ihrer Erhaltung, schließlich durch den Gebrauch einer Rhetorik nationaler Identität vor dem Hintergrund zunehmend säkularer Ideen der Renaissance über Fürst und Staat das mittelalterliche christliche Europa mit seinen Adelsgesellschaften und ihren auf Konsens mit dem Herrscher abgestellten Kommunikationsformen in das moderne Europa nationaler Staaten und zunehmend bürokratischer Herrschaftsformen überführt. Pate dieses Zugriffs waren das Bemühen um die vergleichende Zusammenfassung europäischer Nationalgeschichten und der darin eingebettete Versuch, aus der politischen Geschichte der Fürsten und Dynastien Abfolgen von Herrschaftsformen zu konstruieren, welche die Frage nach den Wurzeln des modernen Nationalstaats beantworten sollten. Ältere Modelle wie die Abfolge der konfessionellen, absoluten und aufgeklärten Monarchie standen hier Pate⁵.

Die spezialisierte Forschung der europäischen Nationalstaaten hat diese Argumentationskette, auch im Gefolge der Vervielfachung der Forschungsmonographien im Verlauf des 20. Jahrhunderts, so tiefgreifend unterminiert, dass bereits seit den 1950er Jahren die Probleme mit dieser Konzeptualisierung immer offener zu Tage traten. Auch wenn die Legitimität einer nationalen Geschichte der Neuzeit in Frankreich, Spanien, Dänemark, Irland oder England nach wie vor erheblich stärker verankert ist als in der Bundesrepublik nach dem Zweiten Weltkrieg, rückten der Sache nach die „nicht-modernen“ Aspekte geschichtlicher Entwicklung ins Zentrum vieler Analysen, ohne den Schwerpunkt der Fragestellung von einer nationalen Geschichte der Neuzeit vollends auf eine Geschichte ‚Alteuropas‘ zu verlagern.

⁵ Als Beispiel für viele: *Arthur Slavin* (Hrsg.), *The New Monarchies and Representative Assemblies. Medieval Constitutionalism or Modern Absolutism*, Lexington, MA 1964, mit Beiträgen von Alfred Pollard (1859–1944), Geoffrey Elton, Henri Pirenne, Francis Carsten, Roland Mousnier, Helmut G. Koenigsberger.

Die Frage nach der ‚Neuen Monarchie‘ des späten 16. und 17. Jahrhunderts wird durch einen Arbeitszusammenhang u. a. englischer, amerikanischer, französischer und deutscher Historiker⁶ mit dem Ziel gestellt, eine europäisch vergleichende Perspektive zum Verhältnis von Krieg und gesellschaftlicher Ordnung unter Vermeidung modernisierender Rückprojektionen und unter Balancierung alteuropäischer Strukturelemente von Herrschaft mit einschneidenden Veränderungen seit dem 16. Jahrhundert zu erarbeiten. Der Quellenbegriff „Neue Monarchie“ geht auf eine Formulierung des Herzog von Rohan in seinem Richelieu zugeeigneten „De L’Interest Des Princes & Estats de la Chrestienté“ zurück. Rohan beschreibt mit diesem Begriff die spanische Monarchie, die in der Tat erst im Verlauf des letzten Viertels des 15. Jahrhunderts entstanden war, aber durch die dynastische Zusammenfassung der Länder, Nebenländer und Provinzen der Königreiche Aragon und Kastilien und Teile der burgundischen Erbmasse Karls V. über ungeheure Ressourcen verfügte und mit diesen nicht zuletzt im Zuge ihrer Bekämpfung der Reformation und der Ketzer direkt und indirekt erheblichen Einfluss auf weite Gebiete Europas ausübte. Ihre außergewöhnlichen Ressourcen hielten nicht zuletzt die französischen Valois und Bourbonen in Atem, die seit dem Einfall Karls VIII. in Norditalien von 1494/95 mehr oder minder ununterbrochen im Konflikt mit ihr standen. Auf der Suche nach einer standesgemäßen Beschäftigung nach dem Scheitern einer ganzen Reihe anderer Pläne suchte nun Rohan seinen alten Gegner Richelieu zu überzeugen, die protestantischen Dynastien und Republiken zu Verbündeten gegen Frankreichs Hauptgegner, die spanische Monarchie, zu machen und ihn, den Protestanten Rohan, zu diesem Zwecke einzusetzen.

Das Forschungskonzept ‚Neue Monarchie‘ knüpft an Rohans Formulierung an, versteht sie jedoch in einem radikal anderen Kontext als beispielsweise noch Friedrich Meinecke. Denn in den letzten fünfzig Jahren historischer Detailforschung sind wohl wenige Steine auf dem anderen geblieben, was das Verhältnis zwischen öffentlicher Ordnung, Dynastie und Gesellschaft im 17. Jahrhundert angeht. Das Forschungsparadigma ‚Neue Monarchie‘ leugnet weitgehend, die Geschichte von Dynastien sei mit Staatsbildung gleichzusetzen oder laufe auf sie zu. Es behandelt die politisch-theoretischen Diskussionen nicht als Ausdruck oder Folge politischer und gesellschaftlicher Entwicklungen, sondern als weithin autonomen Teil politischer Auseinandersetzungen, die im (jedoch nicht unmittelbar kausalen) Zusammenhang mit anderen Veränderungen gesehen werden müssen. Das Konzept neigt der Frage nach alteuropäischen Strukturen insofern zu, als es auf der

⁶ Leitend sind Lucien Bely (Paris), Jim Collins (Georgetown), Robert von Friedeburg (Rotterdam), Robert Frost (Aberdeen) und John Morrill (Cambridge). Vgl. zum an diesen Arbeitszusammenhang anknüpfenden Forschungsprojekt „Reason of state or ‚reason of princes‘? The ‚new monarchy‘ and its opponents in France, Germany and the Netherlands, during the seventeenth century“ www.eshcc.eur.nl/onderzoek/onderzoeksprojecten/reason/.

Falsifizierung modernisierender Begrifflichkeiten aufbaut; es insistiert aber zugleich auf den tiefgreifenden Veränderungen des späteren 16. und des 17. Jahrhunderts, vor allem in Hinblick auf das Verhältnis von Krone und Eliten.

Ausgangspunkt dieses Konzeptes sind drei Befunde: Der weitgehende Zusammenbruch der Thesen vom Zusammenhang Dynastie – Steuerstaat – Staatsbildung aufgrund der Forschungen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und der damit einhergehenden Periodisierungen, aber auch jüngerer Einteilungen wie der von ‚Absolutismus‘ und ‚Republikanismus‘; die Erkenntnisse der Sozialgeschichte über die nachhaltigen Veränderungen im Verhältnis von Krone und Eliten im 16. und 17. Jahrhundert; die Einsichten der Politikgeschichte in die politische Eigendynamik des Verhältnisses von dynastischer und fürstlicher Konkurrenz in Krieg und Frieden.

1. Krieg und Finanzen: Das *factum brutum* der Intensivierung des Kriegsgeschehens im Hinblick auf die Zahl der unterhaltenen Soldaten, der Anzahl der Monate ihrer Unterhaltung im Jahresverlauf und der damit immens gestiegenen Kosten bleibt ein zentraler Bestandteil der Geschichte des 16. bis 18. Jahrhunderts. Die Steigerung der Truppen der französischen Krone von rund 20.000 gegen Ende des 15. Jahrhunderts auf über 200.000 gegen Ende des 17. Jahrhunderts ist dafür nur einer von vielen Belegen.

Aber die Mobilisierung der Ressourcen für diese Truppen machte ganz überwiegend alle Anstrengungen einzelner Herrscher zunichte, sich eine gesicherte finanzielle Grundlage zu verschaffen. Die Annahme der historischen Soziologie, die großen Dynastien hätten zunächst regelmäßige Steuern erzwungen und sich dann ‚Staaten‘ auf dem Wege der Erzwingung von Gehorsam mit Gewaltmitteln erbaut, welche durch eben diese Steuern finanziert werden konnten, ist weitgehend falsifiziert⁷. Diese Falsifizierung setzte mit den ersten Zweifeln am Paradigma des ‚Absolutismus‘ auf dem Europäischen Historikertag in Rom 1955 ein und hat zu erheblichen Relativierungen mit Bezug auf den Begriff des ‚Absolutismus‘ geführt. Sicher ist jedoch, dass die These, es sei im Gefolge der Kriege des späten 15. bis 18. Jahrhunderts zur Konsolidierung dynastischer Finanzstaaten in dem Sinne gekommen, dass im Gefolge des Tillyschen ‚coercion-extraction-cycle‘ die Dynastien von der Zustimmung der Gesellschaft und ihrer Eliten weitgehend unabhängige und stetige Steuereinnahmen erhalten hätten, mit denen wiederum ein von der Gesellschaft und ihren Eliten immer unabhängigerer Staatsapparat unterhalten worden sei, aus den Angeln gehoben ist. Sofern fürstliche Dynastien – bzw. Republiken, wie beispielsweise die Republik der

⁷ Charles Tilly, War and State Making as Organized Crime, in: Bringing the State Back, hrsg. v. Peter B. Evans/Dietrich Rueschemeyer/Theda Skocpol, Cambridge 1985, 169–191. Zur Einsicht darin nun auch in der historischen Soziologie vgl. Philip Gorski, How War Did not Make the State, in: Ders., The Protestant Ethic Revisited, Philadelphia 2011.

Niederlande – sich an den Kriegen der Zeit beteiligten (oder beteiligen mussten), war die wichtigste Innovation des 16. bis 18. Jahrhundert die Entstehung und Verwaltung gewaltiger ‚öffentlicher Schulden‘. Die unstreitig steigenden und stetiger fließenden Steuereinnahmen mochten diese Schulden bedienen oder im Kalkül der Gläubiger eine Rolle spielen, sie mochten gegen fixierte Summen an Steuerpächter verpachtet werden und insofern Mittel in die Kasse spülen, sie vermochten jedoch zu keinem Zeitpunkt, die Kosten der Kriege zu decken, geschweige denn eine von der Gesellschaft emanzipierte Bürokratie zu etablieren oder zu finanzieren⁸. Bankrotte blieben endemisch. Das Schuldenwesen hatte tiefgreifende politisch-strukturelle Konsequenzen, vom Ämterverkauf in einigen Monarchien bis hin zu politischen Krisen wie der Fronde 1648–52 als Folge des Bankrotts der Krone und des von den Eliten zurückgewiesenen Versuches Mazarins, sich zur Fortsetzung des Krieges gegen Spanien aus Besitzständen der Eliten zu bedienen. Die Strategien von Paris und Madrid zielten in den 1640er Jahren geradezu darauf, durch Mobilisierung der letzten Ressourcen den Gegner so unter Druck zu setzen, dass innere Unruhen beim Gegner eintreten mussten und der Gegner dadurch zusätzlich geschwächt werden würde. Die Warnung Colberts an Ludwig XIV., der als kleiner Junge die Fronde selbst noch miterlebt hatte, die Ressourcen seien selbst für das bevölkerungs- und auch ressourcenreichste Königreich Europas unzureichend, um dessen kriegerrische Ambitionen zu finanzieren, wurden durch den König jedoch in den Wind geschlagen: Das Prestige des Königs und seines Hauses blieben mindestens so wichtig für fundamentale Entscheidungen der Außenpolitik wie das Kalkül der Analyse von Freund und Feind. ‚Staatsräson‘ blieb insofern eine Frage der Bewahrung oder Verbesserung des ‚Status‘ und Prestiges einer Dynastie. Für die Geschichte Europas fundamentale politische Entscheidungen, wie die Ludwigs XIV. zur Fortsetzung von Kriegen oder noch die Friedrichs II. von Preußen zur Eroberung Schlesiens, lassen sich kaum erklären als Folgen der Interessen eines preußischen oder französischen ‚Staates‘.

⁸ Richard Bonney (Hrsg.), *Economic Systems and State Finance*, Oxford 1995, darin siehe vor allem W. Mark Omrod, *The West European Monarchies in the Later Middle Ages*, 123–162, 146–155; Winfried Schulze/Marjolein T’Hart, *The Emergence and Consolidation of the Tax State*, 261–280, 281–294 zeigen, so wie die Kapitel zu Spanien (Giovanni Muto) und Frankreich (Richard Bonney), die große Rolle der Einnahmen aus den Eigenländern (Ausnahme: England), die hohe Bedeutung des Verkaufs von Ämtern, der Verpachtung von Steuern und der zentralen Rolle endemischer Verschuldung, die mit sich z. T. widersprechenden ad-hoc-Maßnahmen verwaltet wurde. Diese Probleme ergaben sich für alle Monarchien und Republiken, die überhaupt am Kriegsgeschehen teilnahmen. Steven Gunn, David Grummitt und Hans Cools konzentrieren sich in ihrer Studie dagegen auf eine frühere Periode. Ihre Ergebnisse vor allem zu England betreffen eine Monarchie, welche für die wenigen (erfolgslosen) Feldzüge Heinrichs VIII. in Frankreich die Erlöse aus angeeignetem Kirchenland verwendete: Steven Gunn/David Grummitt/Hans Cools, *War, State, and Society in England and the Netherlands, 1477–1559*, Oxford 2008.

2. Staatsrecht: Im Zusammenhang damit haben eine Reihe von Historikern darauf hingewiesen, dass wir noch für das 17. und 18. Jahrhundert keineswegs von Staaten, ja selbst nur mit Vorbehalt von ‚zusammengesetzten Staaten‘, sondern von dynastischen Agglomerationen sprechen sollten⁹. Unstrittig ‚bewegte‘ sich die staatsrechtliche und philosophische Diskussion seit dem Ende des 16. Jahrhunderts ‚auf einen Begriff öffentlicher Ordnung hin‘, der die Einheit von Staatsrecht, Staatsvolk und Staatsgebiet und die Unterordnung aller Träger von Herrschaftsfunktionen unter eine Staatssouveränität ‚letztendlich‘ als Kennzeichen von Staatlichkeit diskutierte, aber davon konnte in der Mehrheit der politischen Traktate auch des 17. Jahrhunderts noch kaum eine Rede sein, geschweige denn in den tatsächlichen Verfassungsverhältnissen der dynastischen Agglomerationen auch noch des gesamten 18. Jahrhunderts. Herrschaftsrechte hingen in der Regel an Gruppen natürlicher Personen, vor allem an den Dynastien, nicht an Rechtspersonen von Staaten. Verfassungslage und Legitimitätsvorstellungen der Juristen und Philosophen standen hiermit in einem komplexen Zusammenhang, der nicht ohne Vorbehalt mit dem Begriff ‚Staatsbildung‘ und der Unterordnung einer Vielzahl von Phänomenen dynastischer Politik als Teil dieser Staatsbildung zu fassen ist.

3. Eliten: Wenigstens in den größeren Herrschaftsgebilden – der Stuarts, der spanischen und deutschen Habsburger, der Valois und Bourbonen, der Vasa in Polen-Litauen – kam die Krone kaum an der Zusammenarbeit mit dem Hochadel vorbei, auch nicht, wenn die Verfassungsverhältnisse wie in Frankreich oder Böhmen der Krone schließlich einen Handlungsspielraum ließen, der auch von Zeitgenossen als Kennzeichen einer absoluten Monarchie von Gottes Gnaden gekennzeichnet wurde. Eine wirkliche Entmachtung von Eliten blieb – etwa mit Bezug auf die Rolle des Adels in Dänemark seit den 1660er Jahren – die Ausnahme oder hielt – wie etwa mit Bezug auf den schwedischen Hochadel und den Anlauf zum ‚Absolutismus‘ in Schweden gegen Ende des 17. Jahrhunderts oder während der englischen Republik 1649–59 – nicht lange vor¹⁰. Wohl lässt sich fragen, ob die aus dem Hochmittelalter stammenden und territorial vergleichsweise kompakten Monarchien Portugals, Englands, Schottlands und Skandinaviens mit vergleichsweise kleinem Hochadel und relativ stark ausgeprägter einheitlicher Rechtskultur nicht grundsätzlich von den großen kontinentaleuropäischen Reichen der

⁹ John Elliot, *A Europe of Composite Monarchies*, in: *Past and Present* 137 (1992), 48–71; Richard Bonney, *The European Dynastic States 1494–1660*, Oxford 1991, 524; John Morrill, *Uneasy Lies the Head that Wears a Crown. Dynastic Crises in Tudor and Stuart Britain 1504–1746*, Reading 2005, 11; Lucien Bely, *La France au XVII^e siècle. Puissance de l'état, contrôle de la société*, Paris 2009; Christine Roll, *Auswärtige Politik und politisches Weltbild. Zar und Kaiser in der europäischen Politik des 17. Jahrhunderts*, Wiesbaden 2012.

¹⁰ Vgl. hierzu ausführlicher R. von Friedeburg, *Europa in der frühen Neuzeit* (Anm. *), 273–326.

frühen Neuzeit der deutschen und spanischen Habsburger, der Valois und Bourbonen, der Vasa mit bedeutenden hochadligen Dynastien und sehr heterogenen Rechtsgebilden unterschieden werden sollten. An der Bewertung Frankreichs und Dänemarks als ‚absolutistisch‘ in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert ändert das wenig, nur macht es deutlich, dass die Herrschaft der dänischen Krone, begründet nicht zuletzt auf der Unterstützung der Kopenhagener Bürger gegenüber dem Adel, wenig mit dem ‚Absolutismus‘ Ludwigs XIV. zu tun hatte, der die „Gesellschaft der Fürsten“ Frankreichs überwölbte, aber nicht abgeschafft hatte.

4. Die Feststellung dieser Abhängigkeit der Krone von den Eliten darf jedoch nicht mit der Unterstellung verwechselt werden, diese Eliten seien in sich homogen gewesen oder hätten gemeinsame Ziele verfolgt, geschweige denn ein geschlossenes Gegengewicht zur Krone gebildet. Davon kann in der Regel kaum eine Rede sein. Nur in einer Hinsicht ist hier eine Verallgemeinerung erlaubt: Bestanden die Ressourcen der Eliten noch im 15. Jahrhundert überwiegend aus den Lehen der Krone und gegebenenfalls aus den Einnahmen aus kirchlichen Würden, so wurden im Verlauf des 16. und 17. Jahrhunderts Ämter und Würden der Krone in der Heeres- und Finanzverwaltung zu einem wichtigen Teil dessen, was zur Verteidigung des eigenen Status notwendig war. Ein sich Zurückziehen von den Konkurrenzkämpfen mit den anderen Adligen um Ehren, Würden und Ressourcen, die über die Krone verteilt wurden, blieb in der Regel möglich, aber riskant. Nicht allein Prestige und Status, auch die Verteidigung der eigenen Besitztümer in Rechtsstreitigkeiten mit Konkurrenten erforderte in der Regel, einen gewissen Einfluss geltend machen zu können. Das schuf keinen von der Krone domestizierten Adel, aber es verband weitere Teile der Adelsgesellschaften Europas wesentlich enger mit der Politik der Fürsten als noch im Spätmittelalter. Der Bedarf, große und größere dynastische Agglomerationen zusammenzubauen, um im europäischen Konkurrenzkampf zu bestehen, machte zugleich das Verhältnis zwischen fürstlicher ‚Außenpolitik‘ und den Beziehungen der Habsburger, Valois oder Stuarts zur Vielzahl der in ihren Agglomerationen versammelten Adelsgesellschaften in Kastilien oder Aragon, in der Normandie oder der Bretagne, in Böhmen oder Österreich, in Irland, Schottland oder England extrem komplex. Besonders die 1630er bis 1660er Jahre führten aufgrund der finanziellen und konfessionellen Belastungen dieser Beziehungen zu spektakulären Zusammenbrüchen monarchischer Politik.

5. In diesem Zusammenhang besaßen religiöse, philosophische und rechtliche Diskussionen nicht allein an den Universitäten und unter den Eliten, sondern auch auf Flugblättern und gegenüber der breiteren Bevölkerung, eine keineswegs die Verhältnisse alleine determinierende, aber auch nicht völlig zu unterschätzende Rolle. Diese Diskussionen bildeten die Wirklichkeit weder ab noch formulierten sie bindende Verhaltensmaßregeln – in dem

Sinne etwa, die Staatsräsonliteratur habe den Staatsbildungsprozess gespiegelt oder den Fürsten und Eliten bindend Handeln für eine „Staatsräson“ anheim gelegt. Sie stellten aber Argumente bereit, etwa über die Bedeutung des Patriotismus oder der Rechtgläubigkeit für die Auseinandersetzungen unter den Eliten um begehrte Stellen und Ressourcen, die in je unterschiedlicher Weise mit den Interessenkonflikten unter den Eliten und zwischen diesen und der Krone verschmolzen. In diesem Sinne appellierte der Fürst von Rohan an Richelieu, im Interesse der Krone Frankreichs (und der Kirche von Rom) der Vormacht der spanischen Monarchie eine Grenze zu setzen und dafür die Zusammenarbeit mit den protestantischen Ketzern zu suchen. Das Duell der französischen und spanischen Monarchie seit den 1490er Jahren, das besondere Verhältnis von Richelieu und Rohan, das Interesse Rohans an einem seiner fürstlichen Rolle gebührenden Platz in Europa und die in der Fürstenspiegelliteratur rasch um sich greifende Formulierung von der *ragione di stato* verschmolzen hier zur Behauptung spezifischer Interessen der französischen Krone. Die Behauptung von „Staatsinteressen“ wurde im Verlauf des 17. Jahrhunderts zu einer möglichen Legitimitätsressource, ohne dass bereits vom modernen Staat als *fundamentum in re* gesprochen werden sollte. Insofern war der Staat als öffentlicher Anstaltsstaat mit jenseits der gesellschaftlichen Gruppierungen eigenen Interessen eine „Kopfgeburt“, die mehr oder minder viel Einfluss ausüben konnte und der sich die Akteure mehr oder weniger verpflichtet sehen mochten.

Das Konzept der ‚neuen Monarchie‘ bezeichnet im Anschluss an Rohan also jene neuen Formen monarchischer Herrschaft in vielen Teilen Europas seit dem 16. Jahrhundert, in denen die Dynastie an den zunehmenden Kriegen teilnahm; in denen aufgrund dieser Teilnahme neue Formen der Mittelbeschaffung gefunden werden mussten; in denen sich aufgrund dieses Zwanges neue Beziehungen zwischen Krone und Eliten entwickelten; in denen es zu erheblichen Verteilungskämpfen sowohl innerhalb der Eliten als auch zwischen diesen und der Krone um die aus der Gesellschaft durch Steuern und Schulden geschaffenen Mittel kam; und in denen aufgrund der wesentlich intensiveren Integration der Eliten in die große Politik auch Argumente aus Theologie, Politik und Philosophie über die Natur monarchischer Herrschaft und die Legitimität der Herrschaftsbeziehungen eine immer wichtigere Rolle spielten. Mit anderen Worten, um in der Bretagne oder der Normandie, in York oder in Mailand, in Böhmen oder in Neapel als Mitglied einer gesellschaftlichen Elite Einfluss auszuüben und Ressourcen zu schützen oder zu erweitern, wurde die aktive Intervention in den Zentren dynastischer Herrschaft immer zwingender, während für die fürstlichen und königlichen Häuser ihrerseits an der Zusammenarbeit mit den Eliten kein Weg vorbeiging. Die daraus resultierende ‚Zusammenarbeit‘ stand jedoch nicht unter dem Vorzeichen von ‚Staatsbildung‘ oder ‚Integration‘, sondern unter dem Vorzeichen eines erbarmungslosen kriegerischen Wettbewerbs

der Fürsten untereinander. Diese „klassische“ Geschichte der kriegerischen Politik spielt als Ausgangspunkt der Analysen daher eine zentrale Rolle, jedoch nicht für Rückschlüsse auf Strukturen der Staatsbildung, sondern auf die Eigendynamik der europäischen Gesellschaft der Fürsten und Dynastien und die in deren Dynamik immer mehr einbezogenen heterogenen Länder und Gesellschaften der dynastischen Agglomerationen.

III. Schlussbetrachtungen: Periodisierungsfragen und das Konzept der ‚Neuen Monarchie‘

Damit privilegiert dieser Zugriff einerseits Aspekte einer Periodisierung, die die Neuzeit *sui generis* vom Mittelalter abgrenzt. Ein wichtiger Teil der europäischen machtpolitischen Konstellationen, die hier eine Rolle spielen – vom Vordringen des Osmanischen Reiches, der Zerschlagung des Königreiches Ungarn, der Auflösung der dynastischen Union der skandinavischen Königreiche, bis hin zur Konsolidierung der ‚neuen‘, der spanischen Monarchie – waren nicht mittelalterliche, sondern genuin neuzeitliche Phänomene. Auch wichtige Aspekte der politischen Debatte in Flugschriften und nationalsprachlichen Foren, wie der Antimachiavellismus oder die Debatte um die *raison d'être* waren nicht mittelalterlich, sondern begannen überhaupt erst im 16. Jahrhundert. Die Verschärfung und Vertiefung vieler Konflikte der europäischen Fürsten im Zuge der Reformation und der Glaubenskriege sowie die Massenmobilisierung von Gläubigen im Zuge der Konfessionalisierung gegen vermeintliche ‚Ketzerfürsten‘ waren ebenfalls genuin neuzeitliche Momente.

Andererseits konzentriert sich die Analyse und auch die Begrifflichkeit bewusst auf Fürsten, Dynastien und Höfe, auf die Bedeutung des Adels, auf die Tatsache, dass es weder in einem staatsrechtlichen Verständnis noch im Hinblick auf moderne Bürokratien Staaten im modernen Sinne gab noch die Akteure an einer Staatsbildung im eigentlichen Sinne arbeiteten. Dass sowohl in der Heeresorganisation des 17. als auch noch des 18. Jahrhunderts kein Weg an den verschiedenen Adelsgruppen vorbei führte, dass Ressourcen in der Hand „privater“ Gruppen lagen, das trennt als Einsicht die Analyse der ‚Neuen Monarchie‘ von der Frage nach der Entstehung moderner Staatlichkeit. So sehr partiell genuin neuzeitliche Argumente ihren Weg in die Debatten zur Frage der Natur und Legitimität von Herrschaft fanden, etwa bei Machiavelli, Hobbes, Pufendorf usw., so spielten mit der Sakralisierung bzw. Re-Sakralisierung von Herrschaft auch Momente eine Rolle, die nicht zuletzt in alteuropäischer Perspektive gesehen werden können.

Es muss allerdings festgehalten werden, dass der stark europäisch vergleichende Arbeitszusammenhang, in dem dieses Konzept diskutiert wird, die Frage nach Alteuropa oder Früher Neuzeit nicht von vorneherein in den

Mittelpunkt stellt. Es handelt sich dabei um eine Perspektive, die stark im deutschsprachigen Forschungsbereich verankert ist und dort in sehr unterschiedlicher Form formuliert wurde¹¹. Für die viel selbstverständlicher nationalstaatlich organisierte Neuere Geschichte in England, Frankreich oder Spanien stellt der Bruch des späten 15. und 16. Jahrhunderts als Teil der eigenen unmittelbaren nationalen Geschichte in so hohem Maße eine Selbstverständlichkeit dar, dass unter dem Schirm dieser Selbstverständlichkeit die Forschung – wo sie sich denn bemüht vergleichend vorzugehen – sogleich kleinere Zeiteinheiten in den Blick nimmt, etwa den Zeitraum vom späteren 16. Jahrhundert bis zum Ende des Spanischen Erbfolgekrieges bzw. des Großen Nordischen Krieges. Motive einer Gegenüberstellung ‚moderner‘ und ‚traditioneller‘ Gesellschaft *sui generis*, ob von Homer bis Goethe oder vom Neandertaler bis Napoleon, würden in diesem Kontext eher erhobene Augenbrauen, aber kein ernsthaftes Interesse hervorrufen. Die Verknüpfung der Ergebnisse verschiedener Spezialdisziplinen, etwa der Sozialgeschichte des Adels, der Ideengeschichte der politischen Traktate oder der Geschichte der Kriegspolitik der Dynastien, erzwingt dagegen, gerade wenn sie vergleichend geschehen soll, die Konzentration auf kürzere Zeiträume, etwa das 17. Jahrhundert, und große Vorsicht bei der Etikettierung der gefundenen Veränderungen als ‚modern‘ oder ‚traditionell‘. Demgegenüber bildet die beeindruckende Synthese des Jubilars mit ihrer pointiert auf die Herausbildung von „Staatsinteressen“ zulaufenden Argumentationsführung einen unhintergehbaren Kontrapunkt historischer Forschung, an dem sich auch die Frage nach der ‚Neuen Monarchie‘ orientieren und abarbeiten muss¹².

¹¹ Dietrich Gerhard, Zum Problem der Periodisierung der europäischen Geschichte, in: Ders., Alte und Neue Welt in vergleichender Geschichtsbetrachtung. Göttingen 1962, 40–56; Heinz Schilling, Die neue Zeit. Vom Europa der Christenheit zum Europa der Staaten, Berlin 1999.

¹² Heinz Schilling, Konfessionalisierung und Staatsinteressen, 1559–1660, Paderborn 2007.

The University as an Institution of Early Modern Europe

Critical Reflections on its Self-Evidence

By Willem Frijhoff

Beside the modern state itself, the European university boasts of being the oldest institution functioning in Europe without interruption since its beginnings in the Middle Ages. This pretension depends of course on the definition of a university and indeed of higher education. Plato's Academy itself, one thousand five hundred years before the foundation of the first full-fledged European university, has from the start been a luminous icon for the European academic world. Its very idea renovated the university system in the period of humanism, beginning with the foundation of Wittenberg in 1502, the first university in the Holy Roman Empire to call itself an *academia*, therein expressing its clear consciousness of a return to an ages-old value, an ideal, and classical model. Outside Europe, too, in China, India, Persia and the Arabic world for instance, many forms of learning and higher education existed already before the institutionalisation of formal "universities" in medieval Christendom. The Temple School of Jerusalem (*bet midrash*), before its destruction at the fall of the city in 587 B.C., and similar institutions in Egypt, Mesopotamia and elsewhere originated from the need to train scribes to work in the governmental bureaucracies closely linked with religious institutions. It has been contended that several books of the Old Testament, in particular "Ecclesiastes" and "Ecclesiasticus", had in fact been designed or served as textbooks for the Temple School.

In virtually all ancient societies – whenever we know something about their early cultural history – knowledge, skills, and wisdom appear to have been recognised as social goods, used either for the benefit of religion or for the sake of public administration. They have been valued as essential pre-conditions for the well-being and the progress of the community. Their transmission had to be fostered by the corporations immediately concerned (the religious authorities, associations of professionals, etc.) or by the political authorities themselves. Moreover, the standard of knowledge and the quality of its transmission had to be monitored and somehow certified by those responsible for the benefit of a well-ordered society.

Therefore, the difference between the ancient, extra-European forms of organisation of higher learning and the European universities since their establishment in the later centuries of the Middle Ages was not so much to be found in the level of teaching as in their formal certifications and civil effects. Indeed, *universitas* referred in the later Middle Ages to a *studium generale* whose certificates had universal value within Christendom and whose masters were consequently entitled to teach everywhere on the same footing – although in reality doctrinal discussions, regional networks and local preferences or opportunities could restrict that universal value effectively. Beside the formal universities, other *studia* (often called *studia particularia*) existed, either founded on a purely local or territorial level or established by the religious orders – the corporations entrusted with the transmission of learning of the arts, philosophy and theology. But they could not boast the title of a university because their teaching was not recognized throughout all of Christendom.

In the Christian countries, former non-Christian political regimes or structures may have initially fostered institutional forms of higher education that were not continued under Christian rule, such as the Madrasahs in Arab Spain, at Córdoba, Sevilla, Toledo, Granada, Valencia, and in other Iberian cities. In the Islamic world, Madrasahs, now a general term for Koranic schools of whatever level, had been founded first as institutions of higher education in capital cities like Fez (Al-Qarawiyyin, founded in 859 and claiming to have been the first), Cairo (the Al-Azhar University of 975), Damascus, Aleppo, or Baghdad (Al-Nizamiyyah, around 1065), virtually at the same time that the first full-fledged Christian universities started to emerge. On the formal teaching level, there must have been rather few differences between the Jerusalem Temple School, an Islamic Madrasah or a Chinese Mandarin institution on the one hand, and a European faculty of arts or theological seminary on the other hand.

Early modern practitioners of the history of universities themselves, who count among the very first historians in the modern sense of the word, were well aware of the relative place of European universities in a cultural tradition that encompassed human civilization as a whole. The learned Cologne dean and canon Jacob Middendorp (c. 1537–1611), for instance, prefaced his famous, several-times-reprinted catalogue of European universities in the “*Academiarum orbis Christiani libri duo*” (Cologne, 1567, reprinted and enlarged until 1602) with *Prolegomena* in which he showed that, in the course of classical antiquity, university-like institutions had preceded the formal European university system all around the Mediterranean Sea. At Beirut, Memphis, Heliopolis, Babylon, Jerusalem, Alexandria, Athens, Corinth, Rome, Constantinople and other places, schools of higher learning had existed under the authority of the local governors. Several other early modern scholars, including Jacob Middendorp himself, sketched a university history

starting far before Christianity, some going even back to the postdiluvial era of Noah. In his inaugural lecture “*De Providentia Dei singulari circa Academicarum incrementum*” held at Harderwijk in 1650, Henricus Flockenius (1602–1680), a native of Bremen, went so far as to sketch a history of the university system that reached back to Adam himself, who would have fostered at his home the very first “domestic academy”. The point of his lecture is double: he asserts the antiquity of the academic system and at the same time its huge augmentations in his own time.

As early as 1554, Wolfgang Jobst (Justus, 1521–1573), a native of Frankfurt, provided in his “*Omnium academiarum et quarundam illustrium scholarum totius Europae erectiones, foundationes et confirmationes*” a whole catalogue of ancient foundation dates prior to the first formal university. It is quite significant that he did not make a distinction between universities *sensu stricto* and illustrious schools (or *gymnasia academica*). The oldest one in his opinion was the University of Rome, founded around 700 B.C. (!) “ex Atheniensis Gymnasij reliquijs exorta” – which establishes nevertheless a distinction between the Greeks’ schooling system and the Romans’, who were considered the real founders of the Western university. The highlight of his argument was therefore not institutional but concerned the level of teaching because, he asserted, the writings of the teachers of this “doctissimorum virorum emporium et palaestra”, such as Terentius, Cicero, Caesar, Sallust, Pomponius Atticus, the two Catos, Propertius, Seneca, Persius, Quintilian, and others, were still used as textbooks in the schools and universities of his time. According to Jobst, the second university foundation was that of Bologna in 432 A.D. by Theodosius the Great; the third that of Salisbury, around 470, at the time of King Arthur; the fourth was Cambridge, founded by King Sigebertus in 630; and the fifth foundation took place in 792 when Charlemagne created the University of Paris by translation from Rome – the first phase of the *translatio studii* that would in later centuries repeatedly occupy the world of learning and justify many claims to excellence, privilege, or simply fame.

Nowadays such academic genealogies may make us smile. We may reject them as funny or even pretentious exercises. Before innovating its scholarly approaches altogether in the 1980s and later, the ‘new university history’ made short work of the seemingly dark or exceedingly bright, but always very distant, origins of virtually all the older European universities by restoring a solid foundational history of the whole system. The *Historical Compendium of European Universities* (edited by Lubor Jílek, Geneva 1984) and the *History of the University in Europe*, prepared under the auspices of the European Rectors’ Conference at Geneva and published in four volumes (1992–2010) by Cambridge University Press under the general direction of Walter Rüegg, have been explicitly conceived and set up to counter the fabulous mythology of distant origins and proud achievements flourishing in uni-

versity history, especially at the moment of the centenaries of important or national universities and at other major celebrations. Yet such university mythology speaks of a clear consciousness of antiquity and continuity as central marks of the university system, as well as of the privileges received from and the responsibilities towards society derived from them in the spirit of its administrators and professors. This applies, however, not only to the universities of Western Christianity, because such genealogies and time-rankings play also an important role in the legitimization of the institutions of higher learning in the Islamic world and beyond.

In fact, the universities on the one side and other institutions of higher learning on the other are most often much closer to each other than the discourse of university history and academic prominence wants us to believe. In the common representation of a medieval university in Europe, the general quality of academic teaching is largely overestimated. The great majority of the students, many of them much younger than their present-day colleagues, attended the arts faculty. But until the sixteenth century the arts faculties functioned very much like present-day secondary schools, or were comparable with a high school in the United States education system. It was only after the rise of the grammar schools (*gymnasia*, *collèges*, *colegios*, or Latin schools) as autonomous institutions, formally or actually separated from the university as an established institution, that the arts faculties quickly reduced in numbers and became, by and large, the schools for “higher” education with which we are acquainted. They provided education at a level that, by insisting on its legitimization through a scholarly approach or a scientific method, went beyond the customary values of explanation, imitation, and repetition, and involved some measure of free debate about established wisdom or of autonomous research into texts or other teaching matters.

Still, many important early modern universities maintained much closer ties with the secondary level than we are accustomed to nowadays. This was sometimes the case among the colleges of the English universities, and it was quite typical for the extensive college infrastructures linked with the universities of Paris, Louvain, Cologne, or other similar institutions with their *paedagogia*. A most interesting example is that of the new, all-encompassing educational environment of Prussian Halle, where at the end of the seventeenth century a professional *Ritterschule* (1680) and a new university (1694) were in 1698 completed by the *Franckesche Stiftungen*. Originally an orphanage, this was only meant for lower educational levels, yet it was equally founded within a new spirit of community service and interest in the state, and for foreign observers the whole city was a centre of institutional and intellectual innovation. In such college systems, as in Paris, Oxford, or Louvain, teachers could perform at several levels and the colleges themselves could fulfil different functions – for example residence, teaching, or scholarship – and residence in them could be a determining factor for future careers.

In fact, we must recognise that the formal standard of the “university” label has never remained totally undisputed. The early modern university system has always maintained its own unofficial rankings, in which such major universities as those of Paris, Montpellier, Oxford, Salamanca, Bologna, Orleans, Prague, Krakow, Cologne, Louvain, Basle, Leiden, Halle, Göttingen, and, at the threshold of the modern age, Edinburgh and Berlin, played the role of a mirror and a standard for the quality of other, often minor, and virtually always smaller institutions. In fact, the major universities have repeatedly tried to establish a formal hierarchy among the institutions of higher learning, reserving for themselves certain inalienable rights above others’, forming a kind of informal Ivy-league *avant la lettre*.

The sudden rise of a new teaching and research model, introduced at the beginning of the nineteenth century by Wilhelm von Humboldt at the new university in Berlin and which quickly became an unofficial standard everywhere in Europe (though, as we know, it was much less realized in actual fact than university ideology has often claimed), is a clear example of the widely-felt need for a new standard that could provoke new Europe-wide rankings and indeed a new European university consciousness. In this sense, the Humboldtian university model marked a return to the need for European university standards which would go beyond the purely national functions that, by and large, had dominated the early modern European universities. Yet at the same time the Humboldtian model resulted from the on-going perfection during a long, early modern evolution towards a national system of higher education perfectly adapted to national needs and national culture. And Humboldt was not the only innovator. The historical evolution of the European university has isolated him by proving the value of his contribution in the light of the advancement of science, but around 1810 another solution was simultaneously elaborated: the French one, with discipline-specific schools for law, medicine, etc. This solution would inspire the subsequent creation of the great technical universities and schools for the training of officials at the service of the nation as such.

Indeed, national university policies had shaped a national professorial market, national certification systems, and even national teaching contents and didactics, partly as a consequence of the confessional division of Europe, partly in the wake of the rise of strong independent states with expanding bureaucracies and closing borders. To name only some of these internal evolutions of the academic world: professional examinations of candidates for the holy ministry by the Protestant church authorities became a rule in many countries during the early modern period, partly because the Churches always mistrusted the autonomy of the universities (and the consequences this would have had for the purity of doctrine), and partly because university learning drifted away from pastoral care; entrance examinations for public service were introduced in the eighteenth century in Scandinavia

(Denmark 1736, Sweden 1759); a growing range of measures and examinations for lawyers and public officials entering state service, including practical training courses, was elaborated in Prussia during the eighteenth century; state-conferred teaching certifications restricted to state citizens, such as the *agrégation* (1766), were introduced in France.

At first glance, the eighteenth century seems to be the dullest century in university history and in a certain sense this was the very quintessence of '*Alteuropa*'. Matriculations decreased dramatically and many students attended the university just to obtain a quick degree. The university became either a family business or the closed playing field of an ever-smaller pool of elites, grouped around or controlled by the territorial princes and their ministers, the churches, and their schooling requirements. Science and scholarship migrated increasingly towards the learned societies and academies, not to forget the quickly increasing number of reading rooms and societies for a non-academic public. New media, like the learned journals and the encyclopaedias, took the place of older, university-bound forms of knowledge diffusion, and the whole concept of a *Respublica Litterarum*, the world of learning, was hugely challenged by the new intellectuals of the Enlightenment, either from a straightforwardly philosophical perspective or from a more politically and culturally oriented viewpoint. The very function of the university as a creative centre of European scholarship was put into jeopardy.

Yet the eighteenth century really was the century of university reform *par excellence* and a challenge to the supposed fixity of the '*Alteuropa*' concept. A quick look at what happened in many European countries will suffice to show that the *Ancien Régime* was dying at the university long before the revolutions put it to a violent end. In the course of the eighteenth century, in virtually all the absolutist monarchies of Europe, university reforms or university creations were performed in a nationalizing sense. The first of them, clearly political in nature, came about in Catalonia after the fall of Barcelona in 1714; all seven universities of the former autonomous region were suppressed and teaching was concentrated in a government-controlled university at the small market-town of Cervera, where Jesuit influence was notable. In Russia, Peter the Great created in 1724 at St. Petersburg an academy-annex-university that brought a new university structure in his empire. In Hanover, Göttingen University was created in 1737; soon it became known as the most innovative academic institution in Europe, attracting numerous students of high social quality from everywhere and exerting a considerable influence on the innovation of scholarship and on the increase of government officials and civil servants with modern university training.

The whole university system was reformed in Piedmont, in 1729, when Victor Amadeus adjusted the supply of education to the actual demand for state officials, priests, lawyers, and physicians and created training courses for new professionals (engineers, architects, surgeons, and other para-university

versity professions). Apart from Piedmont, substantial and ideologically-based reforms took place in Portugal (Coimbra 1759), Spain (1769), Poland (1773), Austria and the Austrian Netherlands (1774–77 under Maria Theresa and again under Joseph II), Naples (1777), Prussia (1779), Württemberg (the creation of the Hohe Karlsschule according to an entirely new professional concept in 1781), in Russia again (1782), and finally in France, where in 1793 all the universities were simultaneously suppressed and replaced by a small number of professional schools for selected social functions – an operation that was repeated in later years in the countries (the Low Countries, Germany, Italy, Spain, etc.) conquered by or put under the influence of the French revolutionaries and their successor, Napoleon Bonaparte. Even the countries in the northern part of Europe, where apparently nothing endangered the status quo of the universities, were touched by extensive debates about the value of science and scholarship and by national versions of the *Querelle des Anciens et des Modernes* that had brought France and the French-speaking literary communities of Europe to an intellectual uproar after its start by Charles Perrault in the early 1690s. In fact, in this debate, the whole modernization of the university system was at stake, and it is probably revealing of the *Ancien Régime* university that the debate did not start inside the university itself but in literary circles linked not to its academic teaching practice but closer to its cultural policy at large.

All these institutional acts and social movements testify not only to the growing inadequacies of university teaching for professional training during the *Ancien Régime* and the distrust of the authorities towards the social use of university scholarship, but also to an increasing diversification of the universal field of knowledge into nationally-compartmentalized disciplines. After their first introduction at Halle and Frankfurt an der Oder in 1727, for example, the *Cameralwissenschaften* (cameralism, or administrative sciences) became the particular way in which, from Germany to Austria and Switzerland, the German-speaking lands within the orbit of the Holy Roman Empire modelled the development of their civil servants, from high to low, within the old university system but using a new, national type of teaching and learning.

Similarly, the new scientific disciplines that received their formal disciplinary shape in the course of the eighteenth and the early nineteenth centuries initially developed in a typically localized context. That was the case of economics, statistics, physics, ethnology, psychology, modern history, and linguistics. They answered primarily to regional or, at most, national needs. In the academic shape in which they initially spread over Europe, they quite often continued bearing such national characteristics, and the nation that had created them remained for a long time the place of reference for all scholarly work in that domain. It was only in the long run, in fact not before the twentieth century, that the truly international character

of science and scholarship became again an important asset of the European university and of its offspring on other continents, just as it had been in the late Middle Ages before the separation between the lower and the higher educational levels. Confessional divisions and the rise of the nation states provided the educational landscape with many instruments for the division of the university system into a multitude of autonomous segmentations, more or less closed off and often protected by legislation that excluded foreigners, heretics or students with insufficient money or status, or prescribed other preconditions.

A case in point of national ambitions is the University of Leiden, a relatively young university founded in 1575 but established as the monopolistic institution of the joint provinces of Holland and Zeeland in the Dutch Republic. After some initial hesitations about the character of the institution – should it merely be a Calvinist theological school or a full-fledged humanistic university, as its initial title “*academia*” promised from the beginning? – the subsequent flourishing of Leiden University in the wake of the Dutch Golden Age brought the university’s administrators to a double contention. On the one side they tried to monopolize all forms of higher teaching in the two provinces affected by its degree monopoly and to prevent the foundation of other *studia*, even if they had no intention of conferring degrees (as was the case of the illustrious school or *atheneum* of Amsterdam, founded after a famous and tumultuous lawsuit with Leiden University in the early 1630s). On the other side, they overtly fostered the idea of a hierarchy of all the universities in the Dutch Republic, with Leiden at the top, as a proto-“national” university in a country in which the character of the ‘nation’ still had to be defined.

We detect therefore several limits to the self-evidence pronounced in the monopolistic claims to excellence and continuity by the university system of ‘*Alteuropa*’. As the growing number of university catalogues published in several European countries during the *Ancien Régime* clearly shows, the status of quite a lot of universities was uncertain, especially abroad, where the founding authority could be a prince of smaller importance or even a local council. Some universities were considered simple higher schools. Others, including a high-level *gymnasium academicum* like Herborn, the Calvinist academy of Geneva, the Huguenot academies of Saumur and Sedan, major Jesuit schools like the ones at Lyons or Milan, or the civic *athenea illustria* of Amsterdam and Deventer, were in the eyes of many observers entirely equivalent to real universities. The trajectories followed by the students on the *grand tour* make clear that they made virtually no distinction between, on the one hand, a formal university, a military school (or *Ritterakademie*), a *gymnasium academicum*, academy, seminary, grand college, or higher school of any kind, and, on the other hand, cities without a university but where forms of qualified education were delivered, in institutions, by corporations of lawyers, physicians, engineers, or others. This happened in London, and

because of the number of such institutions, the city was called “the third university of the kingdom”. In fact, in the eyes of these observers, the quality of teaching counted much more than a formal university status. The irony was, of course, that the degree one needed for professional practice could only be obtained at formally established universities enjoying a degree monopoly.

For this requirement, too, the *Ancien Régime*, with its empirical mentality towards learning, had found a suitable solution. Not all the universities enjoyed the same high reputation. Some institutions, though formally established as full-fledged universities, could barely boast of being effective centres of scholarship, either because their teaching quality was considered too low with respect to the main centres of learning or because their main function was certification without a corresponding teaching assignment. This was the case in the seventeenth century among the German Nations of the universities of Bourges and Orleans, later on at Harderwijk, and in the eighteenth century at Rheims or Duisburg – which were formal university centres that granted degrees without providing classroom instruction. Some of these degree-granting institutions were organically inserted into the *grand tour* or the *peregrinatio academica* itself, like Orleans, Bourges, Angers or Caen, while others were the destination of a small trip abroad just for the sake of the degree, like Rheims, Harderwijk, or Duisburg.

In daily life, an important limit of the university system was therefore its formal distinction from the range of schools immediately below it: the *gymnasia* or Latin schools. The growing uncertainty this limit actually brought about was a consequence of the humanist revival of classical studies and the rise of literate town *bourgeoisies* in the highly urbanized regions of Europe (Italy, the Mediterranean border, the Rhineland, the Hanseatic towns on the continent and along the shores of the Baltic Sea, the Netherlands, and parts of England). In the literate strata of such cities and in particular among the ruling elites (and even among the merchants themselves), a classical education barely different from the arts curriculum was considered an important asset for political life, that is, before it was made compulsory in the eighteenth century for town councillors and officials to obtain a law degree. The consequence of this social requirement was a multiplication of schools where such a prolonged education could be obtained, preferably close by home: from the *modus parisiensis* and the Sturmiian model (based on the late-medieval Dutch model and developed in the early sixteenth century at Strasbourg) and the *gymnasia academica* (popular among the Protestants and Catholics alike) to the illustrious schools of the Netherlands and of Central Europe. The whole domain of such forms of post-elementary education should therefore be taken together in order to establish an objective evaluation of the academic landscape in ‘*Alteuropa*’.

It is during the early modern period, in conjunction with the rise of the nation state, that the idea of the university as a purely medieval, indeed a

late medieval, creation arose. The definition is important: characteristic for the early modern university is, first and foremost, the reach of the disciplines taught, from the arts and theology to law and medicine, but without formal engineering, surgery, or other skills associated with manual work. These, over the course of the eighteenth and nineteenth centuries, had to first constitute themselves as academic disciplines before being admitted to the university on the same footing as the existing disciplines. Significantly, when Prince Maurice of Orange founded in 1600 the engineer's school at Leiden, it had to be next to the university, operating in its buildings but without a formal integration into the university curriculum; and teaching was in the vernacular language, for the sake of another type of student: one without classical training. The other characteristic of the early modern university, as it defined itself, is the fact that its certifications (the different degrees) were formally recognized beyond the frontiers of the political territories. Research is a later addition: although university professors were formally researchers in their own right on a personal level, and although many early modern observers considered the goal of teaching to be the advancement of the state of the humanities and sciences, it was only in exceptional cases (as with the Leiden research professors Scaliger or Salmasius) that research was one of the formal tasks of a university teacher.

All in all, the apparent unity and continuity of the university model, as well as the university structures in pre-modern Europe, are in fact very tricky, because this institutional continuity hides fundamental changes in functions (education, social), content (scholarship, science) and meaning (culture), not only Europe-wide, but also between emerging (and changing!) countries. One could even state that durable institutional unity permitted these changes, since it legitimated a certain formal relation between the university and the religious or political powers, which was advantageous for all. Focussing on the Holy Roman Empire alone, as would be typical for the '*Alt-europa*'-concept, is in that respect misleading. The whole European university system worked on the same footing and moved in the same direction, even at the same rhythm. No wonder that the whole European university system collapsed together around 1800 (except in Great Britain, decidedly not a European state) and had to be reinvented anew in almost all the European countries, this time in a narrowly national institutional context, but with new European dimensions in learning (Humboldt), education (*Bildung*), social functions (for the professions), and cultural roles (for civilisation).

Further reading

Rüegg, Walter (Hrsg.), *A History of the University in Europe*, 4 Bde., Cambridge 1992–2010.

Wie dominant und kohärent ist der ‚alteuropäische‘ Aristotelismus?

Von Kaspar von Greyerz

Wer mit den Ursprüngen des Konzepts ‚Alteuropa‘ im einflussreichen Werk Otto Brunners (1898–1982) vertraut ist, wird ob dem hier gewählten Titel überrascht sein, konzentrieren sich doch Brunners Arbeiten wesentlich auf die Verfassung und soziale Ordnung der sog. ‚alteuropäischen Gesellschaft‘. Diesen sektoralen Zugang zur Geschichte verband Brunner jedoch stets mit einem viel weiter gefassten, auf die Erfassung des historischen Ganzen abzielenden Anspruch. Die Verfassungs- und ‚politische Volksgeschichte‘ ‚Alteuropas‘, die er seit den 1950er Jahren als ‚Strukturgeschichte‘ verstanden wissen wollte¹, und die für ihn vom 11. bis zum 18. Jahrhundert reichte, gründierte er mit einem zeitlich viel weiter gefassten, kulturgeschichtlichen ‚Alteuropa‘-Begriff, der von Homer bis zur Aufklärung reichte. Die Auseinandersetzung mit diesem letzteren Konzept steht im Folgenden im Vordergrund.

Gegen das von ihm strikt abgelehnte „Trennungsdenken“ der modernen Wissenschaften postulierte Brunner die gleichsam flächendeckende, bis ins 18. Jahrhundert hinein bestehende Wirkmächtigkeit der griechischen Ontologie: „Daher wird der Mensch, das Haus und der Staat oder der Kosmos als Ganzes erschaut und nicht wie in den modernen Wissenschaften analysiert. [...] Mit der Aristotelesrezeption übernimmt man das voll entfaltete System der griechischen Wissenschaft. Der Aristotelismus beherrscht die europäischen Universitäten bis tief in die Neuzeit hinein. [...] Erst um 1700 geht die Vorherrschaft des Aristotelismus zu Ende. Neben ihm steht dauernd eine platonisch-neuplatonische Strömung, geistesgeschichtlich von sehr tiefer Wirkung, aber doch aus denselben Grundlagen griechischer Weltanschauung erwachsen, wie denn der Neuplatonismus ein ‚konvertierter‘ und stark aristotelisch bestimmter Platonismus war“². Diese große These bezieht

¹ Vgl. dazu u. a. *Gadi Algazi*, Otto Brunner. „Konkrete Ordnung“ und „Sprache der Zeit“, in: *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft, 1918–1945*, hrsg. v. Peter Schöttler, Frankfurt am Main. 1997, 166–203, 187, hier Anm. 3 (mit Hinweis auf die vierte Auflage [1959] von Land und Herrschaft).

² *Otto Brunner*, Das „Ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“, in: Ders., *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*, 2. verm. Aufl., Göttingen 1968, 103–127, hier 114 f.

Brunner am selben Ort ausdrücklich nicht nur auf die Ethik, sondern genauso auch auf die Ontologie und die Metaphysik. In „Adeliges Landleben und europäischer Geist“ sieht er den Platoniker Nikolaus von Kues (Cusanus) als Vorreiter der Mathematisierung der europäischen Naturwissenschaften im 16. und 17. Jahrhundert³. Das ‚Alteuropa‘-Konzept Brunners bietet also genügend Anhaltspunkte, um nach den durch dieses Konzept erfassten Wissenstraditionen und ihrer Wirkmächtigkeit zu fragen.

In der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft ist ‚Alteuropa‘ seit der Mitte des 20. Jahrhunderts bis in unsere Tage hinein eine gängige Periodisierungsvorstellung geblieben. Ich ziehe hier bewusst den Begriff „Vorstellung“ jenem des „Konzepts“ vor, denn, wie sich im Folgenden zeigen wird, kann längst nicht in allen Fällen von einem reflektierten Konzept die Rede sein. Letzteres ist zweifellos bei Peter Blickle der Fall, der seiner vorerst letzten Monographie den programmatischen Titel „Das Alte Europa“ verliehen hat⁴. Gänzlich unreflektiert bleibt der Begriff jedoch in dem 2006 und erneut 2010 erschienenen Sammelband „Religionskriege im Alten Reich und in Alteuropa“⁵. Dasselbe gilt für den zweiten Band einer neueren, vierbändigen Quellensammlung („Lebenswelten“) für die Schule zur Kulturgeschichte des 9. bis 18. Jahrhunderts. Er trägt den Titel „Alteuropa, 800 bis 1800“⁶.

Auch bei Heinz Schilling dominierte (im konkreten Fall) die kulturgeschichtliche Perspektive, als er 1988 in seiner Überblicksdarstellung über „Deutschland, 1517–1648“ den Begriff ‚Alteuropa‘ in eine Kapitelüberschrift aufnahm⁷. In Anspielung auf ein bekanntes Werk von Peter Laslett verbindet er mit diesem Begriff die Vorstellung einer verloren gegangenen Welt. Ähnlich formuliert Otto Brunner im Vorwort zu „Adeliges Landleben und europäischer Geist“ (1949): „Dieses Buch handelt von einer Welt, die in den letzten Jahrhunderten versunken ist und in keiner Weise wiederkehren wird. Wir haben daher heute die Distanz gewonnen, sie in ihrer geschichtlichen Wesenheit zu erkennen“⁸. Die begrifflichen Intentionen sind freilich unterschiedlich: Während Schilling auf die Fremdheit vormoderner Lebenswelten abzielt und den Begriff ‚Alteuropa‘ an dieser Stelle praktisch syno-

³ Otto Brunner, *Adeliges Landleben und europäischer Geist*. Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohberg, 1612–1688, Salzburg 1949, 107 f.

⁴ Peter Blickle, *Das Alte Europa*. Vom Hochmittelalter bis zur Moderne, München 2008.

⁵ Franz Brendle/Anton Schindling (Hrsg.), *Religionskriege im Alten Reich und in Alteuropa*, 2. Aufl., Münster 2010. Im Unterschied zum Buchtitel verwenden die beiden Herausgeber in ihrer Einführung den Epochenbegriff ‚Frühe Neuzeit‘.

⁶ Gerhard Fouquet/Ulrich Mayer (Hrsg.), *Lebenswelten*, Bd. 2: *Alteuropa, 800–1800*, Stuttgart 2001.

⁷ Heinz Schilling, *Aufbruch und Krise. Deutschland, 1517–1648*, Berlin 1988, 350–370, mit der Überschrift „Die alteuropäische Gesellschaft. Fremde Lebenswelten und der Einbruch sozialer Modernisierung.“

⁸ O. Brunner, *Adeliges Landleben* (Anm. 3), 10.

nym mit der Periodisierungskategorie ‚Frühe Neuzeit‘ verwendet, liegt Brunner die Beschreibung und Analyse einer die europäische Geschichte seiner Meinung nach vom 12. bis ans Ende des 17. Jahrhunderts dominierenden, sich an antiken Tugendvorstellungen (*Areté*) orientierenden Adelswelt am Herzen⁹.

Auf einer allgemeinen Ebene bezeichnet der Begriff ‚Alteuropa‘ „die Summe jener sozialen Strukturen, Denkweisen und Überzeugungen, die, begründet in der ‚Adelswelt‘ der griechisch-europäischen Geschichte, mit dem Zusammenbruch dieser Adelswelt im Revolutionszeitalter endgültig aus der europäischen Geschichte verschwunden ist. In ganz ähnlichem Sinn, wie ihn die moderne Forschung [ausgehend von Otto Brunner] verwendet, hat [Jacob] Burckhardt den Begriff in der entscheidenden Wende seines Lebens gebraucht, als er angesichts der Revolution von 1848 erklärte: sein Interesse sei die Rettung und Bewahrung der Bildung ‚Alteuropas‘“¹⁰. Wie beim Basler Historiker schwingt auch bei Brunner im Begriff ‚Alteuropa‘ radikal-konservative Gegenwartskritik mit; bei Brunner außerdem ursprünglich nationalsozialistisch-völkisches Gedankengut, das er nach 1945 nie explizit widerrufen hat, außer, dass er die Neuauflagen seiner Werke, namentlich von „Land und Herrschaft“ (1939), einer intensiven Säuberung unterzog. Vor 1945 fühlte sich Brunner – ähnlich wie damals auch Werner Conze – dem Konzept der ‚Volksgeschichte‘ verpflichtet, das bei ihm in seinen Ursprüngen wesentlich durch den anti-liberalen und reaktionären Volkskundler des 19. Jahrhunderts, Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897), inspiriert wurde, von dem er auch wesentliche Elemente seiner Theorie vom ‚Ganzen Haus‘ übernahm¹¹. Unter anderem spricht er „nach 1945 dort von ‚Sozial- und ‚Strukturgeschichte‘ [...], wo vorher von ‚politischer Volksgeschichte‘, ‚Volksordnung‘, ‚innerem Gefüge‘ usw. die Rede war“¹². Es ist zu Recht darauf hingewiesen worden, dass es Brunner mit ‚Alteuropa‘ nicht primär um

⁹ Zum Tugendbegriff bei Brunner vgl. u. a. O. Brunner, *Adeliges Landleben* (Anm. 3), 75, 249. Diese Sichtweise als Herzensangelegenheit zu bezeichnen, rechtfertigt Brunners autobiographisch gefärbtes Schlusswort in seinem Werk von 1949: „Wir leben noch immer in stärkstem Maße aus dem geistigen Erbe einer andersartigen Vergangenheit, ohne in ihm zwischen dem Dauernd-Gültigen, Allgemein-Menschlichen und dem Zeitbedingten, nun zur Vergangenheit gewordenen mit Sicherheit scheiden zu können.“

¹⁰ Wolfgang Hardtwig, *Geschichtsschreibung zwischen Alteuropa und moderner Welt*. Jacob Burckhardt in seiner Zeit, Göttingen 1974, 23.

¹¹ James van Horn Melton, *From Folk History to Structural History. Otto Brunner (1898–1982) and the Radical-Conservative Roots of German Social History*, in: *Paths of Continuity. Central European Historiography from the 1930's to the 1950's*, hrsg. v. Hartmut Lehmann/James van Horn Melton, New York 1994, 263–292, hier 280–284. Auf die brunnersche Konzeption des ‚Ganzen Hauses‘ soll in diesem Aufsatz nicht näher eingegangen werden. Zu Riehl und Otto Brunner zuletzt: Iris Därmann, *Kulturtheorien*. Zur Einführung, Hamburg 2011, 130–142.

¹² Christof Dipper, *Otto Brunner aus Sicht der frühneuzeitlichen Historiographie*, in: *Annali dell'Istituto storico-italo-germanico in Trento* 13 (1987), 73–96, hier 78.

Periodisierung ging, sondern in erster Linie um die einheitlichen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Charakteristika der so bezeichneten Zeit sowie in historiographiekritischer Absicht um die Befreiung der Geschichtsschreibung von liberalen und nationalen Anachronismen¹³. Dadurch ist auch sein Engagement seit den frühen 1950er Jahren für die Begriffsgeschichte zu erklären, in der er seine Forderung nach möglichst vollständiger begrifflicher Orientierung an der Quellsprache aufgehoben sah.

Eine Zäsur der europäischen Geschichte um 1500 konnte und wollte Otto Brunner nicht erkennen. Die Reformation war für ihn ein „grandioser Versuch zur Neuordnung des fraglich gewordenen Verhältnisses von Kirche und Welt, zur Erhaltung der Struktur Alteuropas“. Insofern sei „Ernst Tröltsch [!] recht zu geben, wenn er Luther nicht zur ‚modernen Welt‘, sondern zum ‚Mittelalter‘ rechnen wollte. Nur ist ‚Mittelalter‘ hier ein ganz unzulänglicher Ausdruck. Luther gehört nicht zum ‚Mittelalter‘, sondern zur ‚Neuzeit‘, aber in dieser zu ‚Alteuropa‘. Aber auch Calvin gehört in diesen Zusammenhang“¹⁴. Für die durch Max Weber und Troeltsch entwickelte Religionssoziologie hatte Brunner ansonsten nicht viel übrig. Die Historische Schule der Nationalökonomie, so betont er apodiktisch, habe „den hohen Rang des geschichtlichen Denkens ihrer Zeit nicht zu erreichen“ vermocht¹⁵. Hinsichtlich der „Fortdauer einer eigenständigen österreichischen Adelskultur mit ihrem starken Beharren auf den Traditionen der Spätrenaissance bis hinein ins 17. Jahrhundert“, meint Brunner, „das konfessionelle Moment [dürfe] nicht überschätzt werden. Katholiken und Protestanten sind dieselben Bildungswege, ist dieselbe weltliche Adelskultur gemeinsam, die durch Antike, Humanismus und Romania bestimmt wird“¹⁶. Vermutlich liegt in Brunners emotionaler Nähe zu dieser Kultur einer der Gründe für seine entschiedene Relativierung der konfessionellen Zäsur des 16. Jahrhunderts.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat neben Brunner insbesondere Dietrich Gerhard ein auf den Zeitraum zwischen dem 11. Jahrhundert und den Anfängen der Französischen Revolution fokussiertes ‚Alteuropa‘-Konzept vertreten. Dieses kommt weniger monolithisch daher – Gerhard unterscheidet verschiedene Entwicklungsstadien von Alteuropa –, und erhebt nicht denselben Geltungsanspruch¹⁷. Außerdem fehlt bei Gerhard die kul-

¹³ Ch. Dipper, Otto Brunner (Anm. 12), 74; J. van Horn Melton, From Folk History to Structural History (Anm. 11), 278.

¹⁴ Otto Brunner, Calvin und der Staat. Zu den Forschungen von Josef Bohatec, in: Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich 65/66 (1944/1945), 135–148, hier 144.

¹⁵ O. Brunner, Das „Ganze Haus“ (Anm. 2), 127.

¹⁶ O. Brunner, Adeliges Landleben (Anm. 3), 168.

¹⁷ Vgl. z. B. Dietrich Gerhard, Old Europe. A Study of Continuity, 1000–1800, New York u. a. 1981, 130: „The corporate order had never embraced the entire population. With the growth of large cities, especially the capital cities, the peripheral elements,

tur- und geistesgeschichtliche Einbettung in größere, in die griechische Antike zurückreichende Zusammenhänge. Die deutschsprachige Geschichtswissenschaft hat seither vorrangig das brunnersche ‚Alteuropa‘-Konzept rezipiert. So nahmen zum Beispiel die Herausgeber der Zeitschrift für historische Forschung 1974 im Vorwort zum ersten Band ihrer Zeitschrift explizit darauf Bezug und betonten, dass sich ihr Periodikum „dem Mittelstück nachantiker europäischer Geschichte“ zuwende, das Otto Brunner ‚Alteuropa‘ genannt habe, „ein Begriff, der als Verständigungshypothese Gültigkeit besitzt, um vergleichsweise Gleichartiges festzuhalten und einen offenkundig epochalen Zusammenhang sichtbar zu machen“¹⁸.

Es besteht hier nicht die Absicht, Brunners ‚Alteuropa‘-Konzept einer möglichst viele Aspekte ausleuchtenden Kritik zu unterziehen. Vielmehr soll es im Folgenden vorrangig um die kultur- und wissenschaftsgeschichtlichen Prämissen desselben gehen. Dennoch will ich mein Erstaunen darüber, wie breit und unkritisch die Rezeption des Konzepts in den vergangenen Jahrzehnten erfolgt ist, nicht verschweigen. Denn der fragwürdige ideologische Kontext, in dem der ‚Alteuropa‘-Begriff im Werk Brunners entstand, ist bekannt und unumstritten¹⁹. Eigentlich dürfte man von einer selbstbewussten Geschichtswissenschaft einen durchwegs quellenkritischen Umgang mit ihren Begriffen erwarten. Dass dies längst nicht mehr immer der Fall ist, liegt möglicherweise daran, dass der ‚Alteuropa‘-Begriff heute mancherorts kein eigentliches Konzept mehr darstellt, sondern zu einer Schablone verkommen ist²⁰. Ein Indiz für diese Entwicklung ist, dass selbst ein entschiedener Kritiker der Methode Brunners wie Jürgen Kocka den Begriff ‚Alteuropa‘ als offenbare Selbstverständlichkeit übernimmt²¹.

the poor (i. e., the dependent), had increased. In the countryside the fragmentation of peasants' lots had augmented the segment of the cottagers who were not full members of the village commune.“

¹⁸ Zeitschrift für historische Forschung, 1 (1974), 1. Die damaligen Herausgeber der Zeitschrift waren Johannes Kunisch, Klaus Luig, Peter Moraw, Volker Press und Horst Stuke.

¹⁹ Vgl. u. a. *Hans Erich Bödeker/Ernst Hinrichs*, *Alteuropa – Frühe Neuzeit – Moderne Welt? Perspektiven der Forschung*, in: *Alteuropa – Ancien Régime – Frühe Neuzeit. Probleme und Methoden der Forschung*, hrsg. v. Hans Erich Bödeker/Ernst Hinrichs, Stuttgart/Bad Cannstatt 1991, 11–50; *Reinhard Blänkner*, *Von der „Staatenbildung“ zur „Volkswerdung“*. Otto Brunners Perspektivenwechsel der Verfassungshistorie im Spannungsfeld zwischen völkischem und alteuropäischem Geschichtsdenken, in: *Alteuropa oder Frühe Moderne. Deutungsmuster für das 16. bis 18. Jahrhundert aus dem Krisenbewusstsein der Weimarer Republik in Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft*, hrsg. v. Luise Schorn-Schütte, Berlin 1999, 87–135; *Ch. Dipper*, *Otto Brunner* (Anm. 12); *J. van Horn Melton*, *From Folk History to Structural History* (Anm. 11).

²⁰ Eine Schablone ist laut Fremdwörter-Duden: „1. Ausgeschnittene Vorlage [zur Vervielfältigung], Muster. 2. Vorgeprägte, herkömmliche Form, geistlose Nachahmung ohne eigene Gedanken.“

²¹ *Jürgen Kocka*, *Sozialgeschichte. Begriff – Entwicklung – Probleme*, in: Ders., *Sozialgeschichte*, Göttingen 1977, 48–111, hier 81.

Wie bereits erwähnt, betont Brunner in seinem Bemühen, auch im Bereich der Geistes- und Kulturgeschichte Kontinuitäten zwischen Mittelalter und Früher Neuzeit nachzuweisen, die Vorherrschaft des Aristotelismus an europäischen Universitäten bis um 1700. Auf die Mehrzahl der deutschen Universitäten traf dies sicherlich zu: „Ethik und Politik des Aristoteles beherrschten die hohen Schulen des protestantischen Deutschland“²². Für die katholischen Universitäten und Akademien gilt das allemal. Nur: Es gab auch unverkennbare Ansätze einer Abkehr von der aristotelischen Verschränkung von Staatstheorie und Tugendlehre, beispielsweise im Werk von Justus Lipsius. Dies gilt in besonderem Maße für die Förderung einer Trennung von Politik und Ethik auf der Ebene der Theorie in Lipsius' insgesamt positiver Wertung von Machiavellis „Il Principe“. Obwohl Brunner erwähnt, Lipsius sehe den Durchschnittsmenschen „ganz im Sinne Machiavellis“, übergeht er die Bedeutung dieser Sichtweise für das Verhältnis von Politik und Ethik²³. Der Einfluss des Denkens Lipsius' auf die Niederlande (insbesondere auf die in ihren Wirkungen weitreichende nassauisch-oranische Heeresreform) und Brandenburg-Preußen ist lange unterschätzt, wenn nicht gänzlich vernachlässigt worden²⁴. Aus der mit Lipsius beschäftigten Forschungsperspektive heraus ist denn auch „die Auffassung der überragenden Bedeutung der aristotelischen Politik im Deutschland des 17. Jahrhunderts“ hinterfragt worden. Ihr widersprüche namentlich die Besetzung damals neu eingerichteter Lehrstühle²⁵. Vor allem haben wir es bei Brunners entsprechender These mit einer ausgesprochen germanozentrischen Sichtweise zu tun. Für die Niederlande und England lässt sie sich mit Sicherheit nicht aufrechterhalten, es sei denn, man rekurrierte auf Brunners Vorstellung, dass in ‚Alteuropa‘ drei Nationen: die Deutschen, die Franzosen und die Italiener, den „kontinentalen Kernraum“ erfüllten, der „eine eigentümlich einheitliche Struktur“ offenbart, „wenn man ihn mit den europäischen Randstaaten vergleicht, die den europäischen Kern von Spanien über die britischen Inseln und Skandinavien bis Polen und Ungarn umlagern“²⁶. Aus heutiger Sicht ist der wissenschaftliche Erkenntniswert dieser Vorstellung vom kontinentalen Kerngebiet jedoch sicherlich begrenzt.

²² Dietmar Willoweit, Hermann Conring, in: Staatsdenker in der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Michael Stolleis/Notker Hammerstein, 3. Aufl., München 1995, 129–147, hier 130; vgl. auch Notker Hammerstein, Samuel Pufendorf, in: Staatsdenker in der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Michael Stolleis/Notker Hammerstein, 3. Aufl., München 1995, 172–196, hier 173.

²³ O. Brunner, Adeliges Landleben (Anm. 3), 129 f.

²⁴ Vgl. u. a. Gerhard Oestreich, Calvinismus, Neustoizismus und Preußentum, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 5 (1956), 157–181; Günter Abel, Stoizismus und frühe Neuzeit. Zur Entstehungsgeschichte des modernen Denkens im Felde von Ethik und Politik, Berlin/New York 1978.

²⁵ Gerhard Oestreich, Politischer Neustoizismus und niederländische Bewegung in Europa und besonders in Brandenburg-Preußen, in: Bijdragen en Mededelingen van het Historisch Genootschap 79 (1965), 12–76, hier 34, Anm. 1.

²⁶ O. Brunner, Adeliges Landleben (Anm. 3), 145 f.

Ist Brunners Umgang mit dem frühneuzeitlichen Aristotelismus in der Form der von ihm postulierten Dominanz der Scholastik nicht aufrechtzuhalten, so hält seine bereits erwähnte Behauptung, die „platonisch-neuplatonische Strömung“, die bis um 1700 neben dem Aristotelismus existierte, sei zwar von „sehr tiefer Wirkung“ gewesen, „aber doch aus denselben Grundlagen griechischer Weltanschauung erwachsen, wie denn der Neuplatonismus ein ‚konvertierter‘ und stark aristotelisch bestimmter Platonismus war“²⁷, einer kritischen Überprüfung nicht stand. Es ist nicht sachgerecht, für die Zeit von ca. 1460 (dem Entstehen der später sogenannten Florentinischen Akademie) bis zu den letzten Jahren der Platonischen Schule von Cambridge im späten 17. Jahrhundert von einer „platonisch-neuplatonischen Strömung“ zu sprechen, denn in diesem Zeitraum dominiert im europäischen Humanismus und Gelehrtentum neben der Scholastik mit ziemlicher Ausschließlichkeit der sich ursprünglich insbesondere an den Schriften Plotins (205–270 n. Chr.) und seiner Epigonen orientierende Neuplatonismus. Während Platon keine Verbindung zwischen göttlichem Geist und irdischer Schöpfung zulässt, sind diese im Neuplatonismus miteinander verbunden: Die kreatürliche Welt ist aus dem göttlichen Eins hervorgegangen. Das ist ein grundlegender Unterschied. Denn nur so lässt sich die von Brunner an mehr als einer Stelle zutreffend hervorgehobene, wissenschaftsgeschichtlich wichtige Rolle von natürlicher Magie und Alchemie im 16. und 17. Jahrhundert, die auf die Enthüllung von Schöpfungsgeheimnissen abzielten, historisch erklären. Kommt hinzu, dass zwischen der Welt Homers, auf die sich laut Brunner die geistes- und kulturgeschichtlichen Ursprünge von ‚Alteuropa‘ zurückverfolgen lassen – das jüngere der beiden nicht genau datierbaren homerischen Epen, die Odyssee, entstand spätestens im 6. Jahrhundert v. Chr. – und der spätantiken Welt eines Plotin (205–270 n. Chr.) in zeitlicher Hinsicht ganze weitere Welten liegen.

Den Neuplatonismus des 15. bis 17. Jahrhunderts als stark aristotelisch geprägt etikettieren zu wollen, kommt schon allein deshalb nicht in Frage, weil wohl die Mehrheit der neuplatonisch und hermetisch denkenden Gelehrten des 16. und 17. Jahrhunderts sich gegen Aristoteles und die Scholastik wandten. Im 16. Jahrhundert waren dies u. a. Cardano und Campanella sowie Giordano Bruno, im deutschsprachigen Raum Paracelsus. An der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert gehören die Hermetiker und Kabbalisten dazu, die sich am Prager Hof Rudolfs II. tummelten, unter ihnen auch der Mathematiker John Dee. Ein weiterer Engländer, der dazu zu zählen ist, ist Robert Fludd, in Deutschland die zahlreichen Paracelsisten der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Wenden wir uns schließlich etwas ausführlicher Nikolaus von Kues (1401–1464) zu. In seiner ausgesprochenen Eigenständigkeit hat er sich zum einen

²⁷ Vgl. O. Brunner, Das „Ganze Haus“ (Anm. 2).

direkt an Platon orientiert, zum andern insbesondere am christlichen Neuplatoniker Dionysius Areopagita. Er war weder reiner Platoniker, noch ein eindeutiger Exponent des humanistischen Neuplatonismus. Vor dem Hintergrund der dem ‚Alteuropa‘-Konzept innewohnenden Kontinuitätsthese macht ihn Otto Brunner, wie erwähnt, zum Vorläufer der Mathematisierung der Naturwissenschaften des 16. und 17. Jahrhunderts. Nikolaus von Kues (Cusanus) verbrachte sein Leben im Dienste der spätmittelalterlichen Kirche. Zunächst noch entschiedener Konziliarist, erwarb er sich am Basler Konzil der 1430er Jahre Verdienste um die kirchliche Einheit, wofür ihn der Papst später (1448) mit dem Kardinalshut belohnte. Angesichts seines zeitraubenden kirchenpolitischen Engagements hat er eine erstaunliche Anzahl von Schriften, jedoch kein abgerundetes Werk, hinterlassen. Nur seine Schrift „*De docta ignorantia*“ (1440) ist so etwas wie ein Gesamtentwurf seiner Philosophie. Ein Großteil seiner Schriften betrifft außerdem nicht philosophische, sondern kirchenpolitische Fragen.

Die in „*De docta ignorantia*“ festgehaltenen philosophischen Grundsätze des Cusanus sind zunächst einmal erkenntnistheoretischer Natur. Ganz im ursprünglichen Sinne Platons betont er: „*finiti ad infinitum nulla est proportio*“, zwischen Endlichem und Unendlichem existiert kein direktes Verhältnis. Verhältnisse in erkenntnistheoretischer Hinsicht gibt es nur im Endlichen. Zwischen Endlichem und Unendlichem liegt eine Zäsur. Und in Übereinstimmung mit der spätmittelalterlichen franziskanischen Mystik fügt er hinzu, dass wir das Unendliche der Gottheit nicht durch unser Wissen, durch unseren Verstand erfassen können, erst im Nichtwissen unseres Verstandes, wenn wir also auf unseren Verstand verzichten, kann sich die Gottheit unserer Vernunft offenbaren. Dieses Nichtwissen ist ein wissendes Nichtwissen, eine *docta ignorantia*. Die Gottheit beschreibt Cusanus nicht nur als unendlich, sondern auch in durchaus neupythagoräischem Sinne als *coincidentia oppositorum*, als die Auflösung der Gegensätze. Die *coincidentia oppositorum* erklärt sich aus der Unendlichkeit Gottes, denn Cusanus denkt das Unendliche geometrisch als das, worin Vieleck und Kreis schließlich zusammenfallen. Gedanklich ausgegangen wird dabei von Quadrat und Kreis. Sie stellen Gegensätze dar. Wenn ich nun aber dem Quadrat zunächst eine Ecke, dann zwei, so dass es zum Sechseck wird, und daraufhin immer mehr Ecken und schließlich unendlich viele Ecken hinzufüge, dann wird das Polygon in der Unendlichkeit identisch mit dem Kreis. Heute wissen wir freilich, dass diese Identität nur annähernd, nur asymptotisch, nie aber ganz erreicht werden kann: Die Quadratur des Kreises (oder vielmehr, in diesem Fall: die „Verkreisung“ des Quadrats) ist nicht möglich. Diese Gewissheit stellte sich erst im Laufe des 17. Jahrhunderts ein.

Cusanus relativiert außerdem die überlieferte Geozentrik des Weltbildes und macht damit der Erde ihren Rang als ruhender Mittelpunkt der Welt streitig. Wie Karl Jaspers in diesem Zusammenhang zu Recht betont hat, ist

Cusanus ein Zeugnis dafür, dass die „Enthebung der Erde aus dem Mittelpunkt der Welt“ keineswegs den christlichen Glauben erschütterte²⁸. Überdies postuliert Cusanus die Endlosigkeit (wir würden sagen: die Unendlichkeit) der Welt und stellt dadurch die Grundlagen der gesamten überkommenen aristotelischen Astronomie und Physik in Frage.

In seinen methodischen Überlegungen war Cusanus freilich nicht so modern wie es zunächst scheinen mag. In seiner Schrift „*De staticis experimentis*“ (Versuche mit der Waage) beschreibt er, wie ein *Idiota*, d. h. ein Laie, in den Dingen des Alltags sich des Messens mit der Waage bedient. Alles was wägbar ist, soll direkt oder auch indirekt gewogen und miteinander verglichen werden. Das wesentliche Motiv des Cusanus ist hier, dass die diesseitige Welt des Endlichen, die ja aufgrund seiner Prämissen keinen idealen Zahlen-Proportionen entsprechen kann, durch Zählen, Messen, Wägen erkannt werden soll. Aber er ist im Grunde alles andere als ein Empiriker. Das Messen dient ihm zum Vergleich, zur Ermittlung von Proportionen. Aber es hat noch nicht die zentrale erkenntnisleitende Funktion, die ihm seit dem 17. Jahrhundert in der Wissenschaft zukommt. Das Erkenntnisziel des Cusanus ist nicht primär die Akkumulation von Wissen über das Funktionieren der Natur, sondern vielmehr die Annäherung an das unendliche Göttliche durch den Nachweis seiner Abbildlichkeit in der endlichen Welt. Das Experiment hat deshalb mehr die Funktion des Darstellungs- als diejenige des Beweismittels. Cusanus ist vor allen Dingen spekulativer Philosoph und jedenfalls kein Mathematiker, wie es nach ihm Kopernikus, Tycho Brahe, Johannes Kepler, Galileo Galilei und viele andere sein sollten. Was ihn an der Mathematik ausschließlich interessiert, ist das Problem der Unendlichkeit, weil die Unendlichkeit der Figuren, mit denen er sich beschäftigt, für ihn Ausdruck der Unendlichkeit Gottes ist.

Otto Brunner konnte sich im Bezug auf das Werk des Nikolaus von Kues auf die einflussreiche Monographie von Ernst Cassirer, „*Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance*“, stützen, die in erster Auflage 1927 erschienen war. Cassirer beurteilt den Kirchenmann und Philosophen dort ganz aus der burckhardtschen Perspektive der von der Renaissance in die Moderne führenden Individualisierung: Cusanus durchbricht in seiner denkerischen Eigenständigkeit die Zwänge der scholastischen Tradition; er ist der erste moderne Denker Europas. Die burckhardtsche Sichtweise teilt Brunner keineswegs. Sie widerspricht seinem ‚Alteuropa‘-Konzept und auch seiner Vorstellung vom ‚Ganzen Haus‘: „Die von Jakob Burckhardt begründete Deutung der Renaissance als Ursprung der modernen Welt wurzelt ebenso wie die spiritualistische Umdeutung durch Konrad Burdach auf Begriffen der modernen Welt. Dieser ‚Individualismus‘ ist im Gegensatz zum französischen Frühsozialismus und am Persönlichkeitsbegriff des deutschen

²⁸ Karl Jaspers, Nikolaus Cusanus, EA 1964, München/Zürich 1987, 130.

Neuhumanismus entwickelt worden, die beide nicht der Adelswelt angehören. Fragt man, wie wir dies hier tun, nicht nach den Wurzeln der ‚Neuzeit‘, sondern nach der inneren Einheit der Adelswelt, so müssen auch Humanismus und Renaissance in der Kontinuität der europäischen Geistesgeschichte und nicht bloß als Bruch mit dem ‚Mittelalter‘ gesehen werden. Es will uns scheinen, dass damit ihr geschichtliches Wesen richtiger gesehen wird“²⁹. Dennoch – und anders als Cassirer, der davor warnt, Cusanus als „Physiker“ zu verstehen³⁰ – sieht Brunner den Kirchenpolitiker, Theologen und spekulativen Philosophen als Begründer der „modernen Naturforschung“, der der Naturphilosophie den Weg aus der Sackgasse gewiesen habe, in die sie die *magia naturalis* geführt habe³¹.

Das ist eine nicht nur aus der Sicht neuerer Forschungen, sondern auch vor dem Hintergrund des Forschungsstandes der 1930er und 1940er Jahre eigenwillige und letztlich irreführende Interpretation. Das Denken des Cusanus hat namentlich in Italien nachgewirkt; das Werk „*De docta ignorantia*“ hat Giordano Bruno (1548–1600) sehr stark beeinflusst. Aber danach verliert sich die Spur der Rezeption der cusanischen Schriften. Von einem Einfluss auf die Mathematisierung und „Mechanisierung“ des naturwissenschaftlichen Weltbildes im 17. Jahrhundert kann keine Rede sein³².

Damit lässt sich am Schluss dieses Exposés auf die im Titel gestellte Frage: Wie dominant und kohärent ist der ‚alteuropäische‘ Aristotelismus? zurückkommen. Wenn Otto Brunner in neueren Arbeiten „ein Desinteresse an der politischen Ereignisgeschichte, der ‚puren Machtgeschichte‘, aber auch an den vorherrschenden geistes- und kulturgeschichtlichen Traditionen“³³ zugeschrieben und insbesondere darauf hingewiesen wird, dass „er die Reformation und die Geschichte des wissenschaftlichen Umbruchs – für die Diskussion um den Beginn der Neuzeit über zweieinhalb Jahrhunderte hinweg von zentraler Bedeutung – aus seinem Themenkatalog“ ausklammerte³⁴, dann sind die Fragen, die hier gestellt werden, für die geschichtswissenschaftliche Praxis unserer Tage umso dringlicher, sofern nicht weiterhin von einem letztlich diffusen und in seinen konkreten Bezügen geradezu

²⁹ O. Brunner, *Adeliges Landleben* (Anm. 3), 102.

³⁰ Ernst Cassirer, *Individuum und Kosmos in der Philosophie der Renaissance*, 2. Aufl., Darmstadt 1963, 25.

³¹ O. Brunner, *Adeliges Landleben* (Anm. 3), 107.

³² Vgl. dazu u. a. Wilhelm Schmidt-Biggemann, *Wissen und Macht an der Schwelle zur Neuzeit*. Ein Beispiel: Nikolaus von Kues, in: *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, hrsg. v. Richard van Dülmen/Sina Rauschenbach, Köln/Weimar/Wien 2004, 13–38, hier 24: „Die Natur ist bei Nikolaus kein Maschinentheater, sondern der Prozeß, in dem sich die göttliche Kraft, durch die Dialektik des Eins repräsentiert, pulsierend entfaltet; die symbolische Mathematik ist selbst das Maß dieser Entfaltung.“

³³ H.-E. Bödeker/Ernst Hinrichs, *Alteuropa* (Anm. 19), 27 f.

³⁴ Ch. Dipper, Otto Brunner (Anm. 12), 75.

beliebigen ‚Alteuropa‘-Begriff ausgegangen werden soll. Aus heutiger kultur- und wissenschaftsgeschichtlicher Sicht vermag das brunnersche ‚Alteuropa‘-Konzept jedenfalls nicht zu überzeugen und wird den Ansprüchen, die an ein Periodisierungskonzept zu richten sind, wie etwa struktur- *und* entwicklungsgeschichtliche Relevanz, gesamtgesellschaftlicher Bezug sowie forschungsgeschichtliche Plausibilität, nicht gerecht.

Die Modernität der Altökonomik

Entwicklungspotential und Aktualität der alteuropäischen Hauslehre

Von *Johannes Burkhardt*

In einer Zeit, in der die Historiker noch nicht im Raum unterwegs waren, sondern noch wussten, dass die Zeit die Kategorie ist, auf der die Geschichte gründet, profilierten sich aufstrebende Historiker gerne in diesem ihrem Kompetenzzentrum. Die Königsdisziplin war die Periodisierungsdebatte, in der man Zäsuren ganz abschaffen konnte – alles fließt, der Rest ist Menschenwerk (oder heute „Konstrukt“) –, oder aber versetzte und durch Epochenbezeichnungen Akzente setzte. Epochenhaltig waren Begriffe wie Reformation und Gegenreformation, letztere mutierte zur katholischen Erneuerung und Konfessionsbildung und begründete ein ‚konfessionelles Zeitalter‘. Der nachfolgende Absolutismus ist mir schon aus uralten sächsischen Schulzeiten vertraut: Absolutismus, das ist, wenn der Fürst kommt „und die Bassen reißen die Fliescheldiern auf“. Aber die Datierung des aufgeklärten Absolutismus lieferte Diskussionsstoff, und in elaborierter Form wurde am Ende zweifelhaft, ob es den Absolutismus überhaupt je gegeben habe. Mit dem Wortspiel, der Absolutismus sei nicht absolut, sondern nur relativ zu verstehen, zweifelte schon der jüngst hochbetagt verstorbene Ernst Walter Zeeden in seinen Tübinger Lehrveranstaltungen daran, und die Fachwissenschaft hat den Begriff mittlerweile dekonstruiert und als Epochenbezeichnung weitgehend zurückgezogen¹. Als ein historischer Mythos und zum Teil in der Frühen Neuzeit selbst umkreistes symbolisches Konstrukt neben anderen bleibt er freilich unter kulturgeschichtlicher Perspektive von Interesse².

¹ Vgl. die Beiträge in: *Ronald G. Asch/Heinz Duchhardt* (Hrsg.), *Der Absolutismus – ein Mythos? Strukturwandel monarchischer Herrschaft in West- und Mitteleuropa* (ca. 1550–1700), Köln/Weimar/Wien 1996; und *Heinz Duchhardt*, *Barock und Aufklärung*, München 2007. Bezeichnenderweise firmierten die älteren Auflagen des Buches noch unter dem Titel „Das Zeitalter des Absolutismus“; vgl. ferner *Wolfgang Reinhard*, *Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart*, München 2000.

² Vgl. *Lothar Schilling*, *Vom Nutzen und Nachteil eines Mythos*, in: *Absolutismus, ein unersetzliches Forschungskonzept? Eine deutsch-französische Bilanz*, hrsg. v. Lothar Schilling, München 2008, 13–31.

I. Zwischen Alteuropa und Moderne – die Positionierung der Frühen Neuzeit

Ein solcher Epochenbegriff in größeren zeitlichen Dimensionen mit einer Zäsurdebatte war auch der Begriff ‚Alteuropa‘³. Es ging primär nicht darum, Europa im Verhältnis zu den national- und regionalgeschichtlichen Perspektiven oder umgekehrt zur Welt- und Universalgeschichte zu sehen, sondern den Beginn einer ‚Moderne‘ zu bestimmen und die Zeit davor als die alte und andersartige abzurücken. Dazu wurde die Modernitätsschwelle von 1500 auf 1800 verschoben und das spätere Mittelalter und die frühere Neuzeit als ‚alteuropäisches Zeitalter‘ enger zusammengedrückt. Dazu passte auch die ‚Sattelzeit‘ der Begriffsgeschichte Reinhart Kosellecks, eine rund hundertjährige Übergangszeit des intellektuell-sprachlichen Wandels 1750 bis 1850, sowie die modernisierungsgeschichtlichen Bestimmungen eines revolutionären Zeitalters⁴. Der Untergang des ‚Alten‘ Reiches, damals gleichsam der Inbegriff des alten Alteuropas, war der dazu passende Trugschluss.

So alt wollten viele Fachkollegen aber dann doch nicht aussehen, und so hat die schon zuvor gebildete Epochenbezeichnung ‚Frühe Neuzeit‘ die alteuropäische überflügelt und verdrängt. Diese Epochen- und Fachbezeichnung ließ die konkurrierenden Neuzeitschwellen 1500 und 1800 beide in ihrem relativen Recht gelten und erkundete die Zeit dazwischen als ein gleichsam doppelgesichtiges Zeitalter. Auf der einen Seite blieb es alt und geht gerade auch heute wieder von den Unterschieden zur missliebiger gewordenen modernen Welt aus und betont die Alterität etwa in Zeremoniell und Symbolen. „Des Kaisers alte Kleider“: so hält ein Buchtitel diese Seite in selbst großartiger Symbolik fest⁵. Auf der anderen Seite weisen Renaissance und europäische Expansion, Reformation und selbst Konfessionalisierung Züge auf, denen zuerst Wolfgang Reinhard und Heinz Schilling Modernität zusprachen⁶. Ja, Heinz Schilling war der Erste, der sogar von einer

³ Vgl. hierzu das Vorwort von *Johannes Kunisch* u. a. in: *Zeitschrift für historische Forschung* 1 (1974), 1–2.

⁴ Vgl. etwa *Hans-Ulrich Wehler*, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 1: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära 1700–1815, München 2008, 347–531; *Ders.*, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, Bd. 2: Von der Reformära bis zur industriellen und politischen „Deutschen Doppelrevolution“ 1815–1845/49, München 2008, 585–787.

⁵ Vgl. *Barbara Stollberg-Rilinger*, *Des Kaisers alte Kleider. Verfassungsgeschichte und Symbolsprache des Alten Reiches*, München 2008.

⁶ Vgl. *Wolfgang Reinhard*, *Zwang zur Konfessionalisierung? Prolegomena zur Theorie des konfessionellen Zeitalters*, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 10 (1983), 257–277; *Heinz Schilling*, *Konfessionskonflikt und Staatsbildung. Eine Fallstudie über das Verhältnis von religiösem und sozialem Wandel in der Frühneuzeit am Beispiel der Grafschaft Lippe*, Gütersloh 1986, u. v. a. Studien von diesen Autoren; sowie *Heinz Schilling*, „Konfessionsbildung“ und „Konfessionalisierung“. Ein Literaturbericht, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 42 (1991), 447–463, 779–794; *Ders.*, *Literaturbericht „Konfessionelles Zeitalter“*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 48 (1997), 350–370, 618–627, 682–694, 748–766.

„Teilmodernisierung“ des Alten Reiches sprach⁷, freilich nicht mitzog, als ich es dann ganz zum ‚frühmodernen‘ Reich erklärte⁸. Natürlich ist es ein Lebensreich voller alteuropäischer Komplexität und symbolischer Handlungen geblieben, aber es war auch ein föderales System mit entwickelter Rechtlichkeit, Partizipation und Sicherheitspolitik, deren modernes Potenzial heute erst erkennbar wird.

Um zu verstehen, wie Alt und Neu in der einerseits alteuropäischen, andererseits modernen Frühneuzeit ineinander wirkten, habe ich einmal in einem repräsentativen Epochenartikel den damaligen Unterschied von Bewusstsein und Sein über fünf charakteristische Forschungsbereiche verfolgt – von Reformation und Konfessionsbildung über Staatsbildung, Krieg und Frieden, zur Ökonomie und Kultur – und bin zu dem Schluss gekommen: „Die Frühe Neuzeit ist derjenige Teil der Neuzeit, der seine Neuzeitlichkeit noch nicht wahrhaben wollte“⁹. Der Herausgeber und Organisator des damals repräsentativen systematischen Geschichtshandbuchs, Richard van Dülmen, der dieses Problem in seinen reichhaltigen Publikationen nicht sah und wie seine Schule und viele Historiker bis heute selbst Renaissance und Reformation gegen deren eigene restaurative Legitimation nur innovative Intentionen unterstellte, hat das gleichwohl großzügig gedruckt, und Wolfgang Reinhard hat diese pointierte Definition im Frühneuzeitteil des Gebhardt zur Diskussion gestellt¹⁰. Nachdem aber Paul Münch und andere mir Quellenstellen vorhielten, in denen doch auch bereits ein innovatives Bewusstsein zum Ausdruck kam, ja im 17. Jahrhundert mit der Neuheit einer Sache explizit geworben wurde¹¹, habe ich den grundsätzlich richtig bleibenden Befund, dass das Neue als suspekt, das Alte hingegen als das Festzuhaltende oder aber wieder Herzustellende galt, modifiziert und selbst herausgestellt: Die frisch erfundenen Druckmedien waren es, die als erstes als neu und trotzdem gut eingeschätzt wurden und die auch das einfärben konnten, was

⁷ *Heinz Schilling*, *Aufbruch und Krise. Deutschland 1517–1648*, Berlin 1988, 240–255. Eine Überschrift spricht vom „Dach eines modernisierten Reiches“ (im Inhaltsverzeichnis sogar modernen Reiches), aber Schilling fokussiert die moderne Staatlichkeit auf die Territorien und spricht insgesamt von einer „gebremsten Modernisierung“ oder einer „partiellen Modernisierung“. Die genaue Positionierung *Heinz Schilling*, *Das Alte Reich. Ein teilmodernisiertes System als Ergebnis der partiellen Anpassung an die frühmoderne Staatsbildung in den Territorien und den europäischen Nachbarländern*, in: *Imperium Romanum – irregulare corpus – Teutscher Reichs-Staat*, hrsg. v. Matthias Schnettger, Mainz 2002, 297–294.

⁸ Vgl. *Johannes Burkhardt*, *Vollendung und Neuorientierung des frühmodernen Reiches 1648–1763*, hrsg. v. Wolfgang Reinhard, 10. neu bearb. Aufl., Stuttgart 2006.

⁹ *Johannes Burkhardt*, Art. Frühe Neuzeit, in: *Fischer Lexikon Geschichte*, hrsg. v. Richard van Dülmen, Frankfurt am Main 1990, 364–385, 365, revidierte Fassung 2003, 438–465.

¹⁰ Vergleiche meinen programmatischen Beitrag und die Ausführungen in *Wolfgang Reinhard*, *Probleme deutscher Geschichte 1495–1806*, hrsg. v. Wolfgang Reinhard, 10. neu bearb. Aufl., Stuttgart 2001, 54.

¹¹ Vgl. *Paul Münch*, *Das Jahrhundert des Zwiespalts. Deutsche Geschichte 1600–1700*, Stuttgart 1999, 139 f., 163–166.

in ihnen stand¹². Die nun neue Aufmerksamkeit gewinnende „Kommunikationsrevolution“ (Michael North)¹³ konnte das statisch oder rückwärtsgewandte Konzept früh sprengen, bis in der Aufklärung die moderne Umkehrung durchdrang, dass das Neue schon als das Neue die Vermutung für sich hatte, das Bessere zu sein.

II. Alteuropäische Ökonomik, aber moderner Merkantilismus? Ein Forschungsfall im Rückblick

Wie es einem mit dieser Dialektik von Alt und Neu in der Frühen Neuzeit ergehen konnte, will ich hier einmal an einem Stück eigener Forschungsgeschichte erzählen. Reinhart Koselleck war es, der mich aufgrund meiner Vorpublikationen¹⁴, die den Umbruch im Denken um 1800 unabhängig von ihm gebührend herausgestrichen hatten und damit bielefeldkompatibel waren, für einen Lexikonartikel in den „Geschichtlichen Grundbegriffen“ heranzog. Eigentlich vorgesehen war der Begriff „Ökonomie“, doch nachdem der nicht rechtzeitig zustande gekommen war, wurde er nach gängiger Praxis auf den Buchstaben W wie Wirtschaft und damit den letzten Band verschoben und mir der Neuzeitteil übertragen¹⁵. Aber es verstand sich und war mit den Kollegen Peter Spahn und Otto Gerhard Oexle abgesprochen, dass gleichwohl in einem Lexikon für Begriffsgeschichte das Wort „Ökonomie“ in seinen geschichtlichen Bedeutungsveränderungen einen roten Faden zu bilden hatte. Es begann wahrhaft uralteuropäisch als griechische Bezeichnung für das Haus (*oikos*), ging im Mittelalter Sonderwege und belebte sich in seiner klassischen Bedeutung über die Rezeption von Aristoteles und Xenophon und einem reformatorischen Akzent auf die biblischen Haus tafeln. Wie „Ökonomia“, „Ökonomy“, „Ökonomie“ bezeichnete auch der deutsche Übersetzungsbegriff „Wirtschaft“, abgeleitet vom Wirt als Hausherrn, die häuslichen Tätigkeiten, und die weitere Bedeutungsentwicklung verlief parallel. Im 16. und 17. Jahrhundert bildete sich nun eine ganze literarische Gattung gedruckter Großwerke aus, die sogenannte „Hausväterliteratur“ oder, weil die Hausmütter keinesfalls fehlten, besser Hausliteratur.

¹² Johannes Burkhardt, Das Reformationsjahrhundert. Deutsche Geschichte zwischen Medienrevolution und Institutionenbildung 1517–1617, Stuttgart 2002, 16–76. Diskutiert auf der Augsburger Tagung der AG Frühe Neuzeit; vgl. Johannes Burkhardt / Christine Werkstetter (Hrsg.), Kommunikation und Medien in der Frühen Neuzeit, München 2005.

¹³ Vgl. den Sammelband Michael North (Hrsg.), Kommunikationsrevolutionen. Die neuen Medien des 16. und 19. Jahrhunderts, Köln/Weimar/Wien 2001.

¹⁴ Vgl. Johannes Burkhardt, Der Umbruch der ökonomischen Theorie, in: Verhaltenswandel in der Industriellen Revolution. Beiträge zur Sozialgeschichte, hrsg. v. August Nitschke, Stuttgart 1975, 57–72.

¹⁵ Vgl. Johannes Burkhardt / Otto Gerhard Oexle / Peter Spahn, Art. Wirtschaft, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland, Bd. 7, Stuttgart 1992, 511–594, hier 550–594.

Diese Hausbücher sammelten das Wissen von der Sozialeinheit Haus über die innerhäuslichen Tätigkeiten bis zur größten Textmasse über Ackerbau und Viehzucht der vornehmlich ländlichen Haushalte.

Otto Brunner hat dazu in einer Monographie über den Autor Wolf Helmhards von Hohberg¹⁶ und in einem berühmten, später zu Unrecht verlästerten Aufsatz¹⁷ aus diesen Werken eine Lehre des ‚ganzen Hauses‘ rekonstruiert, die eine vormoderne alteuropäische Lebensform dargestellt habe. Im ganzen Haus waren denn auch Leben und Arbeit, Sozialbeziehungen und Subsistenzsicherung noch ungeschieden. Die Wirtschaft war damit erstens noch nicht von der Sittenlehre abgetrennt und zweitens anders strukturiert, nämlich noch primär auf Selbstversorgung und nicht auf den Markt ausgerichtet. Ob das ein nostalgisch geschönter Blick aus dem Industriezeitalter war und inwieweit es in der natürlich nicht wirklich autarken Hauspraxis noch realisiert wurde, ist umstritten, aber diese Hauslehre war doch eine andersartige vormoderne Norm, die – wie mittlerweile nachgewiesen¹⁸ – auch Käufer und Leser nicht abschreckte. Diese Theorie Brunners, der nicht umsonst zu den Vordenkern der Alteuropakonzeption wie zu den Gründungsvätern des Lexikons gehört hatte, eignete sich vorzüglich als begriffsgeschichtlicher Ausgangspunkt, denn das scheint zweifellos eine vormoderne Lehre gewesen zu sein, die auf die alte Seite gehörte. Das Problem war jedoch – bekommt man mit dieser Altökonomik wirklich das ganze Wirtschaftsdenken der Zeit auf den Tisch? Brunner selbst erweckte diesen Eindruck und sah im Einbruch des Marktes und der Geld- und Gewinnorientierung ein späteres Phänomen, zumindest auf der normativ-diskursiven Ebene. Schaut man in die alten Bibliothekssystematiken, dann findet sich auf dem ökonomischen Regal in der Tat eher ein Buch über Eheprobleme oder Pferdegestüte als über Handelspraktiken und Wechselkurse.

Aber es gab diese marktorientierte Literatur unter anderen Etiketten, und sie enthielten weit mehr über das, was wir heute unter Wirtschaft verstehen, erscheinen viel moderner¹⁹. Aus den in andere Rubriken ausgelagerten Überlegungen zu Handelspraxis und Handelsgewinn entstanden berufskundliche Kaufmannshandbücher und schließlich eine ganze „Handelwissenschaft“. Unter dem Begriff der „Kommerzien“ wurde der handel- und gewerbebeum-

¹⁶ Vgl. *Otto Brunner*, *Adeliges Landleben und europäischer Geist. Leben und Werk Wolf Helmhards von Hohberg 1612–1688*, Salzburg 1949.

¹⁷ Vgl. *Otto Brunner*, *Das „ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“*, in: *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*, hrsg. v. Otto Brunner, 2. Aufl., Göttingen 1968, 103–127.

¹⁸ *Philip Hahn*, *Oeconomia ruralis et domestica. Konzeption, Publikationsgeschichte und Leserschaft des Calendarium oeconomicum et perpetuum und Haußbuch von Johann Coler*, Phil. Diss., Frankfurt am Main 2009 (im Druck).

¹⁹ *Johannes Burkhardt*, *Die Entdeckung des Handels. Die kommerzielle Welt in der Wissensordnung der Frühen Neuzeit*, in: *Wirtschaft in Wissenschaft und Literatur*, hrsg. v. Reinhard Blum, Augsburg 1993, 5–28.

greifende Marktbezug bezeichnet und wissenschaftlich erfasst. Der Merkantilismus erweiterte sich zu einer ersten gesellschaftspolitisch relevanten Wirtschaftstheorie, und wir scheinen schon hier auf der modernen Seite der Wirtschaft angekommen zu sein. Warum aber, war das Rätsel, sind dann nicht Kommerzien- und Handelswissenschaften, sondern Ökonomie und Wirtschaft zur Bezeichnung für diesen ganzen modernen Wissensbereich geworden?

Die Lösung dieser Frage führt zu einer der erstaunlichsten Verwerfungen von Alt und Neu in der Geschichte. Ich kam auf die rechte Spur durch Vorstudien, die ich zur Alterität der merkantilistischen Theoriehaltung unternehmen hatte. Bekannt ist das merkantilistische Nullsummenspiel der aktiven staatlichen Handelsbilanz: Wer mehr ins Ausland exportiert als importiert, wird an Geld reicher. Dieses Denken in einer geschlossenen Welt, in der nichts dazukommen, sondern nur zu eigenem Nutzen umverteilt werden kann, erwies sich bei genaueren Recherchen in dieser Epoche als grundlegend und übertragbar. Was immer man ansieht – in England Geld, anderswo die begrenzten Güter, in Deutschland nach dem Dreißigjährigen Krieg die geschwundene Bevölkerung und ihre Nahrung (Arbeitsmöglichkeiten) –, man kann es nicht durch Erzeugung und Vermehrung, sondern nur durch andere Proportionierung des Vorhandenen vermehren. Damit aber unterschied sich der Merkantilismus von aller modernen Ökonomie und gehört genauso auf die alte Seite wie die Altökonomie.

Nun gab und gibt es aber einflussreiche Historiker, die das Gegenteil behaupten, deren Thesen vorab zu überprüfen und zu diskutieren waren. Am folgenreichsten war – und ist sogar geblieben²⁰ – das bereits 1916 von Werner Sombart vorgelegte Monumentalwerk „Der moderne Kapitalismus“, das unverändert 1928, 1969 und noch einmal in einer Paperbackausgabe von 1987 zum Studium einlud. Es ist in unserem Zusammenhang aufschlussreich, wo, wie und warum Sombart in den historischen Partien zum Frühkapitalismus irrte. Ich rücke hier aus einer größeren Studie zu unterschiedlichen Merkantilismusinterpretationen eine etwas gekürzte Passage ein, die wegen anderer Aufgaben dann unveröffentlicht geblieben ist und in diesem Zusammenhang von Interesse sein könnte.

²⁰ Vgl. die Sombart vermissende Rezension von *Wolfgang Behringer*, Rez. Johannes Burkhardt: Deutsche Geschichte in der Frühen Neuzeit, München 2009, in: sehepunkte 9 (2009), Nr. 12 [15. 12. 2009]: <http://www.sehepunkte.de/2009/12/15847.html> sowie ebenda meine Entgegnung.

III. Die merkantilistische Scheinmodernität – Sombarts Verwechslung von Theorie und Praxis

Werner Sombart hat in seinen Bänden zum Frühkapitalismus auch die merkantilistischen Theoretiker im 17. und 18. Jahrhundert behandelt²¹. Er behauptet dazu, die Merkantilisten hätten anders als die späteren englischen Klassiker mit ihrer „statisch-mechanistischen Tauschlehre“ eine „dynamisch-organische Produktionslehre“ besessen. Was die merkantilistischen Schriften „in verschwenderischer Fülle“ böten, sei eine „Theorie der Gütererzeugung“. Diese ungewöhnliche Sicht der Dogmengeschichte ist auch den Nationalstereotypen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts geschuldet, doch er sieht zugleich einen epochalen Unterschied, kehrt aber die Entwicklungsrichtung geradezu um. Wie kann er das mit Berufung auf die Texte?

Ein Beispiel: Sombart will über die merkantilistische Bevölkerungspolitik zur Produktivkraft der Arbeit leiten. Er behauptet dazu gesperret gedruckt, eine merkantilistische These sei: Die Macht des Staates beruhe auf der „Fülle lebendiger Kraft“ seiner Bewohner. Belegt wird diese ‚merkantilistische‘ Auffassung mit Quellaussagen, die Reichtum, Kräfte und Macht des Staates in der „Zahl“ der nicht näher qualifizierten Menschen erblicken. Die Zitate belegen gar nicht den Satz, den sie belegen sollen. Sombart merkt es selbst und fasst zusammen: Alle Merkantilisten hätten den Reichtum in der großen Volkszahl gesehen. Die Folgerung ohne Beleg: „Die große Volkszahl ist das oberste Ideal: die mit ihrer Hilfe erzeugbare Gütermenge das Folgende.“ Diese Verbindung setzt er aber einfach voraus. Sombart merkt es wieder selbst und bringt Belege dafür, dass die Volkszahl aus allein politisch-militärischen Gründen wichtig genommen wurde. Anschließend heißt es dann wieder ohne Beleg: „Aber danach sollte die große Menschenmenge auch wirtschaftlichen Zwecken dienen“ und so fort. Das Ganze ist ein Kampf gegen die historischen Texte.

Sombart muss das selbst klar geworden sein. Er erklärte programmgemäß den „Begriff der volkswirtschaftlichen Produktivität“ zur Grundlage aller merkantilistischen Theorie, räumte aber ein, sie sei bei keinem einzigen Merkantilisten wirklich entwickelt worden, man könne jedoch spüren, dass es „gleichsam gehaut, gleichsam gefühlt wurde“. Oder es heißt gar überhaupt nicht mehr überprüfbar: Das Denken der Merkantilisten werde „erzeugt und bestrahlt von der im Inneren glühenden schöpferischen Idee der völkischen Produktivkraft“. Was da glüht, glüht deutlich nur in dem Autor des frühen 20. Jahrhunderts. Er gibt dann auch an verschiedenen Stellen zu,

²¹ *Werner Sombart*, Der moderne Kapitalismus. Historisch-systematische Darstellung des gesamteuropäischen Wirtschaftslebens, von den Anfängen bis zur Gegenwart, Bd. 2: Das europäische Wirtschaftsleben im Zeitalter des Frühkapitalismus, 2 Halbbde., München/Leipzig 1928, 912–952. Die folgenden Zitate aus Bd. 2.2, 912–942.

dass er von den Problemen, nicht von den Lehrmeinungen ausgehe. Er möchte schließlich die merkantilistischen Lehren zu einem System zusammenfassen, so wie es „ausgesehen hätte, wenn damals schon mit den heutigen Hilfsmitteln des wissenschaftlichen Denkens gearbeitet worden wäre“. So problematisch das Unterfangen für jeden geschichtlich Denkenden sein muss, zeigt es doch Sombarts Rang, dass er sich des von anderen oft naiv geübten Verfahrens bewusst ist. Warum aber verfährt er überhaupt so? Was liegt ihm an der Produktivitätsorientierung der Merkantilisten?

Sombart behandelt im ganzen zweiten Band die Gütererzeugung und entwickelt aus ihr wie seit dem 19. Jahrhundert selbstverständlich den volkswirtschaftlichen Gesamtprozess. So wird *de facto* zu Recht die gewerbliche Produktion, das Aufkommen von Verlag, Manufaktur und Fabrik und die dadurch mögliche Produktivitätssteigerung analysiert. Sombarts Denken hat sich jedoch von seinen wohlwollenden Auseinandersetzungen mit der materiellen Dialektik des Marxismus zur subjektiven Seite der Interpretation des Kapitalismus gewandelt, zum „Geist des Kapitalismus“, zur „Wirtschaftsgesinnung“ der kapitalistischen Akteure, zum Nachweis einer Verursachung durch den „Willen frei entscheidender Personen“. Was geschah und für ihn in die Produktionssphäre gehörte, sollte keine unbeabsichtigte Folge, sondern intentional sein. Dazu beschloss er, auch unmittelbar „jene Männer, die [...] mit theoretisierenden Betrachtungen mahnend, belehrend, richtungsweisend, den Lenkern der Staaten zur Seite gestanden hatten“ zu befragen²² – zu deutsch: die merkantilistischen Texte selbst heranzuziehen.

Das Ergebnis hatte keine Wahl. Nachdem Sombart in der Praxis die Entwicklung der Produktivkräfte herausgestellt hatte, musste die zeitgenössische Theorie produktivitätsorientiert sein. Sombart ging von der realen Wirtschaftsentwicklung aus, wie er sie im Nachhinein sah, und schrieb ihr eine Theorie, die dazu stimmte. Damit kommt man über Sombart auf ein allgemeineres Missverständnis. In der Neueinschätzung des Merkantilismus, dass er doch so statisch nicht gewesen sei, womöglich ausgesprochen produktions- und wachstumsbewusst, spielt der Blick auf die faktische Wirtschaftsentwicklung eine Hauptrolle. Die vermeintliche Produktivitätsorientierung des merkantilistischen Schrifttums kann zu einem guten Teil als Rückschluss von der nachträglich für entscheidend gehaltenen Realität auf das zeitgenössische Bewusstsein gesehen werden. Was hier eine klar korrekturbedürftige Verwechslung von Theorie und Praxis ist, spiegelt freilich eine doppelte Dialektik der Frühen Neuzeit von Alt und Neu im Verbund mit Bewusstsein und Sein wider, die oft verschiedene Auslegungen zulässt – manchmal aber nicht.

²² W. Sombart, Frühkapitalismus Bd. 2.2 (Anm. 21), 911, vgl. 702 und 1070.

IV. Das Modernitätspotenzial der Altökonomik für die Produktionsgesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts: Eine Entdeckung

Dieser konkrete Verstoß gegen das berühmte „Veto der Quellen“ Reinhart Kosellecks offenbart nun im Umkehrschluss, woran es den Merkantilisten und mit ihnen der ganzen Kommerzienwissenschaft wirklich fehlte: an der Einbeziehung von Produktion und Wachstum²³. Dieses Defizit lässt den Merkantilismus auf die vormodern alte Seite zurückfallen. Blickt man hingegen auf die altökonomische Seite, dann wird sie unter diesem Vorzeichen plötzlich zur modernen. Zu denken gibt hier schon eine Entdeckung von Paul Münch, der zuerst in der Hausliteratur die Einübung bürgerlicher Tugenden wie Arbeitsfleiß und Sparsamkeit entdeckte, die doch bereits moderne Tugenden der Wirtschaft sind²⁴. Was aber ganz konkret die Produktion angeht, so ist sie zwar auch in der Hausliteratur keineswegs schon theoretisch durchdacht, jedoch materiell ihr als solches thematisiertes Hauptthema. Denn die Werke regeln in ihren praktischen Ratschlägen die Urproduktion auf dem Lande und wurden damit konnotiert. In den Überlegungen, was in verschiedenen Regionen am besten wächst, wie man durch Düngung die Bodenfruchtbarkeit steigern kann und wie durch Gottes Segen mehr Körner aus der Erde kommen als hineingesteckt, wird anschaulich die Produktion und Vermehrbarkeit erwünschter Güter beschrieben, die zuvor nicht vorhanden waren. Auf diesem agrarischen Feld ist denn auch die Kategorie der Produktion von den Physiokraten entdeckt und den Merkantilisten entgegengehalten worden. In Frankreich ließen die Urphysiokraten damit die ganze Gesellschaft von den Bodeneigentümern leben, in Deutschland entdeckte man schnell, dass dies der wahre Weg sei, die Welt reicher zu machen, und in England erkannte Adam Smith, dass dies Mehr nicht unbedingt auf dem Acker erarbeitet werden musste, sondern auf jede Arbeit ausgeweitet werden konnte: etwas hervorzubringen, was vorher nicht da war. Das war die entscheidende Entdeckung der modernen Produktions- und Wachstumsgesellschaft, die nun ihren Siegeslauf in ganz Europa antrat. Entstanden aber war sie in der Altökonomie, aus der sie, wie ich in Einzelanalysen zeigen konnte, deren ökonomische Leitbezeichnung mitnahm²⁵.

²³ *Johannes Burkhardt*, Das Verhaltensleitbild ‚Produktivität‘ und seine historisch-antropologische Voraussetzung, in: *Säkulum* 25 (1974), 277–289, sowie zum Folgenden meine Ausführungen im Neuzeitteil des Artikels „Wirtschaft“ in den *Geschichtlichen Grundbegriffen* (Anm. 15).

²⁴ Vgl. *Paul Münch*, *Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der „bürgerlichen Tugenden“*, München 1984.

²⁵ Vgl. auch *Johannes Burkhardt*, Der Begriff des Ökonomischen in wissenschaftsgeschichtlicher Perspektive, in: *Die Institutionalisierung der Nationalökonomie an deutschen Universitäten*, hrsg. v. Norbert Waszek, St. Katherinen 1988, 55–76; *Johannes Burkhardt*, Das Haus, der Staat und die Ökonomie. Das Verhältnis von Ökonomie und Politik in der neuzeitlichen Institutionengeschichte, in: *Die Rationalität politi-*

Der früh verstorbene Kulturhistoriker Heinz Dieter Kittsteiner hatte in seinem unvollendet gebliebenen mehrbändigen Werk laut Inhaltsverzeichnis vorgesehen, das Jahr 1859 zum Epochenjahr und zur entscheidenden Wende zum modernen Bewusstsein zu erklären²⁶. In ihm nämlich traten drei Schlüsselwerke den Weg in die Moderne an: Wagners „Tristan und Isolde“, Darwins „Entstehung der Arten“ und Marxens „Kritik der politischen Ökonomie“. Diese Jahresbilanz ist in der Tat symbolträchtig, stellt aber eigentlich schon die überragenden Höhepunkte der europäischen Musik- und Kulturgeschichte, der Vergeschichtlichung von Welt und Natur und der Erkenntnis der modernen Wirtschaftsgesellschaft mit langem Vor- und Nachlauf dar. Was die ökonomische Seite angeht, so ist in dem Marxschen Frühwerk als das allgemein „Übergreifende“ erkannt, was in Adam Smiths „productive powers of labour“ vorweggenommen und dann in Marx’ „Kapital“ analysiert wurde: die Zentralstellung von Produktion und Wachstum in der modernen Ökonomie. Der Eisenbahnpionier Friedrich List war von einer anderen Seite her zu einem ähnlichen Ergebnis gekommen und warb in einem grundlegenden Buch für infrastrukturelle Maßnahmen zur Steigerung der alles entscheidenden „Nationalproduktivkraft“²⁷. Bruttosozialprodukt und Wachstum prägten am Ende den Wettkampf der politischen Systeme und sind nicht allein wissenschaftlich, sondern in der Tagespolitik präsent. Die Wirtschaft zieht in der öffentlichen Wahrnehmung mit der Politik gleich oder wird selbst zur politischen Nachricht.

V. Das neue Modernitätspotenzial der Altökonomik am Ende des Wachstums: Aktualität und Integrativität der Frühen Neuzeit

Doch wie modern ist heute wirklich noch ein Produktions- und Wachstumsdenken? Dem Wachstumsoptimismus sind seit mehr als einer Generation die Grenzen gesteckt, und es wird eine Regulierung der Märkte gefordert. Seit dem „Ende des Booms“²⁸ aber nicht der Börsenspekulation ist fraglich geworden, wieweit die Gewinne wirklich noch aus der Gütererzeugung fließen oder ein von der Produktion abgekoppelter virtueller Gewinn der neue Reingewinn ist. Es gibt jedoch auch eine wachsende Gegenbewegung, die diese Wirtschaftsform in ihren Auswüchsen in Frage stellt, refor-

scher Institutionen. Interdisziplinäre Perspektiven, hrsg. v. Gerhard Göhler, Baden-Baden 1990, 169–186.

²⁶ So Kittsteiner im Vorbericht zum Gesamtplan von *Hans Dietrich Kittsteiner*, Die Stabilisierungsmoderne. Deutschland und Europa 1618–1715, München 2010.

²⁷ Vgl. *Friedrich List*, Das nationale System der politischen Oekonomie, Stuttgart 1841.

²⁸ *Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael*, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970. 2. Aufl., Göttingen 2010.

mieren möchte, und vor allem insgesamt ihre übergreifende Schlüsselstellung für gesellschaftliche Wertschätzung brechen möchte. In Deutschland hat mit dem Atomausstieg erstmals eine gesellschaftliche Mehrheit das Überlebensinteresse über Wirtschaftsinteressen gestellt. Das Produktionsdenken, das am Ende der Frühen Neuzeit die geschlossenen Märkte zum Explodieren brachte und die moderne Industriegesellschaft in Gang setzte, erscheint damit schon obsolet. Die moderne Seite Alteuropas kann damit geradezu schon wieder als die Modernität von gestern erscheinen. Dem muss auch der Blick der Historiker meiner Generation Rechnung tragen, und ich will das in einer dritten und letzten Überlegung einmal versuchen.

Die Disqualifizierung der Modernisierung Europas durch viele Historikerinnen und Historiker hat den Blick frei gegeben für die alte Seite der Frühen Neuzeit als eigene und andere Qualität. Gerade in der Ökonomie kann man dazu natürlich die Alterität hervorheben, etwa den immerwährenden Kampf ums Überleben unter den vormodernen Verhältnissen und die zeitspezifischen klugen Techniken dafür, die weit größere, aber auch anders interpretierte und behandelte soziale Ungleichheit und die anderen Welten um Ehre, Rang und Herrschaft. Wenn dem Interesse an der Modernität der Vergangenheit eine affirmative Tendenz zur Legitimierung der Gegenwart aus der Geschichte vorgeworfen wird, so spielt hier auch gern ein Stück Exotismus hinein und dagegen ist nichts einzuwenden. Sollte man da nicht die alteuropäische Seite wieder stärker betonen oder sogar zum Begriff ‚Alteuropa‘ zurückkehren?

Man kann, aber man muss nicht. Denn gerade in dem von mir untersuchten Felde steckt auch viel, was nicht nur auf die Modernität von gestern, sondern die von morgen verweist. Dass die Altökonomik eine gute soziale Lebensführung und Erwerbsarbeit vereinen möchte, ist unabhängig von der zeitbedingten Ausführung eine nicht überholte Zielvorstellung. Die Hausbücher präsentieren Hausvater und Hausmutter – Heide Wunders Entdeckung des frühneuzeitlichen Arbeitspaares entsprechend – zur Aufrechterhaltung des Hauses in funktional unterschiedlichen Rollen, aber in gleichberechtigter Partnerschaft, die erst in der Industriegesellschaft verloren ging, und heute in anderer Weise zur neuen Norm geworden ist²⁹. Was schließlich in Brunnens These als Tendenz zur ‚Autarkie‘ ungut klingt, ist als erzeugernahe regionale Subsistenzwirtschaft möglichst ohne Belastungen durch ferne Märkte plötzlich ganz aktuell.

Und der Markt und der Merkantilismus? Wenn im 16. und 17. Jahrhundert vom Markt die Rede war, war stets der staatlich geregelte Markt gemeint, und das muss ja nicht unbedingt bis zur Preisfestsetzung gehen wie damals. Dass man im Merkantilismus Geld usw. nur durch geschickte Umverteilung

²⁹ Vgl. Heide Wunder, „Er ist die Sonn’, sie ist der Mond.“ Frauen in der frühen Neuzeit, München 1992.

in die eigene Landeskasse zu spülen glaubte, sollte überwunden sein, aber es war Winfried Schulze, der zuerst und zu Recht darauf hinwies, dass das Denken in begrenzten Ressourcen an sich ja brandaktuell geworden ist³⁰. Der große deutsche Merkantilist Johann Joachim Becher hat eine Lehre von den Marktfehlformen entwickelt, mit der der Staat alle Unterhaltungsmöglichkeiten fördern wie auch Unterversorgung für zu viele vermeiden konnte³¹. Das war Beschäftigungspolitik durch gerechte Verteilung der Arbeit und Schutz für die vorhandenen Arbeitsstellen. Hier liegt für ökonomische Krisen ein reichhaltiges historisches Erfahrungspotenzial für ähnliche oder andere Lösungen³². So erscheinen heute manchmal sogar die Lösungen, vor allem aber die Probleme, in neuer Aktualität. Macht es da Sinn von ‚Alteuropa‘ zu sprechen?

In der Vergangenheit kann man ganz Anderes und ganz Aktuelles finden. Das hängt davon ab, was man anschaut – das Zeremoniell des Alten Reiches oder seine frühmodernen Föderalstrukturen; das kann auch davon abhängen, ob man auf die Intention oder die tatsächlichen Leistungen blickt. Und das hängt entscheidend davon ab, was man denn als das Neue der eigenen Zeit erkennt und im Blick zurück positiv oder negativ daraus ableitet. In diesem Sinne denke ich als Angehöriger meiner und des Jubilars Historikergeneration: Meine Fachepoche erscheint mir in den Punkten und unter den Perspektiven, die mir wichtig sind, als ein überraschend frühmodernes Zeitalter, anderen als ein faszinierend alteuropäisches – unter dem Dach der ‚Frühen Neuzeit‘ sind wir alle schulen- und generationsübergreifend gut aufgehoben.

³⁰ Vgl. *Winfried Schulze*, Die Frühe Neuzeit als Vorlauf der Moderne, in: *Paradigmen deutscher Geschichtswissenschaft*, hrsg. v. Ilko-Sascha Kowalczyk, Berlin 1994, 64–80.

³¹ Vgl. *Johann Joachim Becher*, Politischer Discurs. Von den eigentlichen Ursachen/des Auf- und Abnehmens/der Städt/Länder und Republicken etc., Frankfurt am Main 1668; Kommentierte Textauswahl in: *Johannes Burkhardt*, Geschichte der Ökonomie. Vierhundert Jahre deutscher Wirtschaftstheorie in 21 klassischen Texten aus den Quellen herausgegeben und kommentiert, hrsg. v. Johannes Burkhardt/Birger P. Priddat, Frankfurt am Main 2000, Paperbackausgabe 2009.

³² Weitere Überlegungen dazu in *Johannes Burkhardt*, Europas Wirtschaftsbegriff, in: *Europäische Erinnerungsorte. Mythen und Grundbegriffe des europäischen Selbstverständnisses*, hrsg. v. Pim den Boer/Heinz Duchhardt/Georg Kreis/Wolfgang Schmale, München 2012, 321–332.

Alteuropa, Statistik und Moderne

Von *Lars Behrisch*

Die Statistik als ein besonderes Mittel der Erschließung und Verfügbarmachung von Wirklichkeit ist eine spezifische Hervorbringung Alteuropas. Ihr ging eine lange Tradition detaillierter Datenerhebungen voraus, die aus der zunehmenden Verwaltungsintensität der frühmodernen Staaten erwuchs. Dieser Entwicklungsstrang unterstreicht die inneren Kontinuitäten Alteuropas, verweist aber zugleich auch auf seine Rolle als Scharnier zwischen Vormoderne und Moderne und damit auf seine Doppelgesichtigkeit: Denn während die Inventarisierung herrschaftlicher Ressourcen die alteuropäische Staatsbildung begleitete und stützte, trug die Statistik zum Modernisierungsschub der ‚Sattelzeit‘ und damit schließlich zur Überwindung Alteuropas selbst bei. Die Entstehung der Statistik zeigt dabei auch, dass die besondere Entwicklungsdynamik Alteuropas nicht zuletzt auf seiner Vielfalt beruhte: Es handelte sich um einen gemeineuropäischen Prozess, in dem zwischenstaatlicher Austausch und zwischenstaatliche Konkurrenz in produktiver Weise zusammenwirkten.

I. Datenerhebungen und Statistik

Ein wesentliches Element und zugleich eine Voraussetzung frühmoderner Staatlichkeit war die Schaffung umfangreicher und zunehmend zentralisierter Datensammlungen, Register und Listen, die der fiskalischen Abschöpfung, der Konfessionskontrolle, der infrastrukturellen Erschließung oder der militärischen Konskription dienten. Der administrative Alltag wurde je länger, desto mehr von solch seriellen Informationsmedien bestimmt, die die Ressourcen des jeweiligen Territoriums festschrieben. Dabei bestand eine deutliche Kontinuität vom Spätmittelalter in die Frühe Neuzeit hinein, getragen auch durch kirchliche Institutionen und besonders ausgeprägt in den italienischen (Stadt-)Staaten, zum Teil auch in England und Frankreich. Während der Frühen Neuzeit lässt sich eine stete Zunahme und Verbesserung solch administrativer Datenbestände beobachten, die in ihrer Zielsetzung und Nutzung allerdings vorläufig noch an der Steuererhebung und anderen konkreten administrativen Zwecken ausgerichtet blieben.

Vermutlich war bereits diese wachsende administrative Fähigkeit und der fortgesetzte politische Wille zu einer immer dichteren und differenzierteren Registrierung – und damit auch immer effizienteren Abschöpfung – der staatlichen Ressourcen eine Besonderheit der europäischen Staaten. Namentlich in den großflächigen asiatischen Reichen fehlten dazu die administrativen und personellen Mittel; vor allem aber fehlte der intensive Konkurrenzdruck hin auf kontinuierliche militärische Innovation und forcierte Ressourcenabschöpfung, wie er zumindest zwischen den dicht benachbarten süd-, west- und mitteleuropäischen Staaten bestand. Nicht von ungefähr waren es auch innerhalb Europas die früh auf engem Raum konkurrierenden italienischen Staaten, die dem Rest Europas nicht zuletzt bei der Datenerhebung den Weg wiesen; ebenso wenig zufällig waren es im 18. Jahrhundert die deutschen Territorialstaaten, die erstmals flächendeckende Statistiken im engeren, gleich noch zu skizzierenden Wortsinn erstellten. Kurz, die relative Kleinräumigkeit innerhalb wie zwischen den Staaten, die für zahlreiche Sonderentwicklungen (Alt-)Europas verantwortlich gemacht werden kann, spielte auch bei der Entwicklung der Datenerhebung eine entscheidende Rolle. Diese trug dann ihrerseits wieder zur staatlichen Verdichtung im Inneren sowie zu der damit in direkter Wechselbeziehung stehenden Intensivierung der zwischenstaatlichen Konflikte bei.

Die Intensivierung staatlich-administrativer Datenerhebungen war – im Zusammenspiel mit anderen, noch aufzuzeigenden Faktoren – maßgeblich für eine weitere und erst recht einzigartige Entwicklung: Die Entstehung der Statistik im engeren, heutigen Sinne, im Sinne einer neuartigen, generalisierten Erkenntnisform, die sich in ihrer abstrakten Zielsetzung entscheidend von jenen Datenerhebungen unterschied: Anstelle des Einzelseintrags in einem Register oder einer Liste, der über die Steuerleistung und andere individuelle Schuldigkeiten oder Statusmerkmale Auskunft gab, interessierte hier gerade die de-individualisierte ‚Summe‘ der Einzelerträge, das Aggregat, und sein Verhältnis zu anderen solchen Summen. An die Stelle der lokalen und individuellen Registrierung von Personen und Ressourcen tritt in der Statistik deren Aggregierung zu abstrakten Gattungseinheiten, deren Verhältnisse – etwa das Verhältnis der Bevölkerung zur agrarischen Produktion – und deren Entwicklungen über die Zeit hin als fundamentale Erkenntnis-, Planungs- und Argumentationsgrundlage dienen können und sollen. Jenseits aller bis dahin bestehenden, qualitativ- beschreibenden Wahrnehmungs- und Erkenntnisformen schuf die Statistik– vielfach zeitgleich und analog zu den von Reinhart Koselleck beschriebenen ‚Kollektiv-singularen‘ – neuartige Gattungsobjekte wie etwa die ‚Produktion‘, erschloss durch deren Gegenüberstellung und zahlenmäßigen Vergleich neue Zusammenhänge und eröffnete damit erweiterte politische Zugriffspotentiale, Zeithorizonte und Handlungslegitimationen.

Die Konzeption der Statistik als neuer Erkenntnismethode vollzog sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts zunächst in England, kurz darauf

auch auf dem Kontinent. Von ihrer intellektuellen Konzeption zu unterscheiden ist hingegen ihre Durchsetzung als politisches Erkenntnis-, Entscheidungs- und Legitimationsmittel, die erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgte – zunächst vor allem in den deutschen Territorien und, in einer etwas anderen Erscheinungsform, in Frankreich.

Diese Entwicklung soll im Folgenden in ihren wichtigsten Stationen skizziert werden. Dabei werden jeweils die Elemente der Kontinuität und der Diskontinuität besonders hervorgehoben, um die in diesem Prozess wirksam werdenden alteuropäischen Entwicklungsstränge in ihrer Vielfalt soweit auszuloten, wie es hier möglich ist¹. Bisher wurden die Geschichte der Datenerhebung und die Geschichte der Statistik nämlich *entweder* als Kontinuität beschrieben, die den epistemischen Bruch zwischen administrativer Datenerhebung und statistischer Erkenntnisgewinnung ganz verwischt, *oder* aber die alteuropäischen Kontinuitätselemente werden aus einem ideen- bzw. spezifisch statistikhistorischen Blickwinkel heraus übersehen: Die Geschichte der Statistik beginnt dann zum einen mit der Entwicklung statistischer Methoden im späten 17. Jahrhundert, zum anderen mit der förmlichen Institutionalisierung staatlicher Erhebungen und Auswertungen in den ‚statistischen Büros‘ des frühen 19. Jahrhunderts. Hier soll dagegen eine differenziertere Genealogie entwickelt werden, die die langfristigen Entwicklungslinien ebenso wie die Brüche in ihre alteuropäischen Kontexte einbettet und damit auch das Konzept ‚Alteuropa‘ weiter profiliert: Sichtbar wird zum einen die innere Kohärenz ‚Alteuropas‘ in Gestalt der Kontinuitäten administrativer Datenerhebung sowie ihrer zum Teil fließenden Übergänge zur Statistik; sichtbar wird aber auch dessen Dynamik angesichts des in diesem Übergang gleichwohl liegenden Bruchs, jenes Schritts hin zu einer neuartigen, abstrakten und generalisierten Form der Erkenntnisgewinnung. Diese Form der Erkenntnisgewinnung blendet jegliche Partikularität, Tradition und Transzendenz aus: Damit trug die Statistik mit zum vielbeschworenen ‚Verlust‘ jener alteuropäischen, vormodernen Welt bei – und prägt unsere moderne Welt bis heute, worauf abschließend zurückzukommen sein wird.

II. Vor-statistische Datenerhebungen

Die Registrierung staatlicher (Macht-)Ressourcen durch Bodenregister, Abgabenverzeichnisse, Zollregister, Konskriptionslisten und dergleichen wurde von den Städten und Stadtstaaten des späten Mittelalters vorerzert und in allen europäischen Staaten spätestens seit dem 16. Jahrhundert

¹ In größerer Detailauflösung und mit sämtlichen Einzelnachweisen demnächst *Lars Behrlich*, Die Berechnung der Glückseligkeit. Statistik und Politik in Deutschland und Frankreich im späten Ancien Régime.

betrieben. Solche Informationsmedien dienten als Verwaltungsinstrumente im lokalen Kontext, die jeweils für konkrete praktische Zwecke eingesetzt wurden. Sie stellten keine Quelle für aggregierte Zahlenwerte als Instrumente abstrakter Realitätserfassung und -analyse dar. Dies lag nicht daran, dass man die nötigen Daten nicht erheben konnte, sondern daran, dass die Idee einer umfassenden Repräsentation der Wirklichkeit durch Zahlen vor dem späten 17. Jahrhundert noch nicht existierte.

Dieser Feststellung widersprechen auch die Kirchenbücher nicht, die seit der Reformation respektive dem Tridentinischem Konzil von den Gemeindegeistlichen geführt wurden und mindestens die Tauf- und Sterbedaten, mitunter auch die Eheschließungen der Gemeindemitglieder festhielten. Denn auch bei ihnen handelte es sich um ein lokal und individuell spezifiziertes Kontrollinstrument, das die konfessionelle Zugehörigkeit der Gemeindemitglieder überprüfen und festschreiben sollte. Erst viel später, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, kam man auf den Gedanken, dass sich die in den Kirchenbüchern enthaltenen Einzelinformationen auch zu ‚demographischen‘ Daten aggregieren und auf größere territoriale Einheiten hochrechnen ließen. Da die Kirchenbücher bis heute für Bevölkerungshistoriker eine zentrale Quelle darstellen, wird oft auch ihre Erstellung als statistische Tätigkeit beschrieben, was ihrer ursprünglichen Intention und Funktion jedoch nicht entspricht.

Vereinzelte gab es frühe Formen ‚echter‘ Statistik, namentlich Bevölkerungszählungen, wie sie seit dem 14. Jahrhundert in italienischen und später auch in Städten nördlich der Alpen vorgenommen wurden. Doch erstens erwuchs aus solchen vereinzelt Erhebungen, im deutlichen Gegensatz zu der im 18. Jahrhundert zu beobachtenden Dynamik, noch keine wechselseitige Stimulierung und eine darauf aufbauende Kontinuität des Zählens und Vergleichens. Zweitens wurde in jenen frühen Statistiken fast immer nur ein einzelner Parameter – wie die Bevölkerungszahl – berücksichtigt, der entsprechend auch nicht mit anderen Faktoren korreliert wurde. Erst eine Mehrzahl an Parametern ermöglichte Zahlenvergleiche und damit eine weitergehende Erkenntnisgewinnung.

Eine Mehrzahl an Parametern wurde bereits in den sogenannten ‚Landesbeschreibungen‘ des 16. und 17. Jahrhunderts berücksichtigt. Sie spiegeln, besonders in den deutschen Territorien, den fortschreitenden Prozess der Staatsbildung und den zentralisierenden Zugriff der Landesherrn auf Territorium und Einwohner: Sie gingen über lokale, nur von einzelnen Verwaltungsinstanzen genutzte Datensammlungen hinaus, deren Informationen sie kompilierten, um für den Fürsten daraus einen systematischen Überblick zu verschiedenen Aspekten seiner Herrschaft zu destillieren. Die Landesbeschreibungen waren teils kartographischer, teils textlicher, teils tabellarischer Natur. Wo sie auch aggregierte Zahlenwerte enthielten, wurden diese allerdings kaum miteinander korreliert.

Dies gilt auch für die berühmte hessische Landesbeschreibung, die unter Landgraf Wilhelm IV. in den 1570er und 1580er Jahren erstellt wurde²: Neben der naturräumlichen Beschaffenheit und der grundherrschaftlich-administrativen Gliederung des Landes wurden hier auf Hunderten von Seiten detaillierte Daten zu Einkünften und Ausgaben in Geld und Naturalien, zu Einwohnerzahlen und anderen Gegenständen in jedem Amt wie im ganzen Land aufgelistet und summiert – doch eine vergleichende Auswertung der verschiedenen Zahlenreihen fand nicht statt: Der Fürst wollte das fiskalische Potential des Landes genau kennen, hatte aber keine darüber hinausgehenden, übergreifenden Analysen und Planungen im Sinn, wie sie der Korrelation verschiedener Faktoren entsprochen hätte. Veränderungen und planende Eingriffe in die Struktur des Territoriums jenseits seiner möglichst effizienten fiskalischen Abschöpfung standen noch nicht auf der Agenda, die Leistungskraft des Territoriums wurde grundsätzlich noch als statisch betrachtet. Die hessische Landesbeschreibung, in Einzelaspekten durchaus ein frühes Beispiel staatlicher Statistik, zeigt somit zugleich die Grenzen solch früher ‚Statistik‘, die vor allem die fiskalischen und militärischen Grundlagen von Herrschaft sichtbar machte.

An die Tradition der ‚Landesbeschreibungen‘ knüpfte die deutsche akademische Disziplin der sogenannten Universitäts-‚Statistik‘ des 18. Jahrhunderts an. Sie sammelte systematisch und zum Teil vergleichend Informationen zu verschiedenen Staaten, tat dies aber in erster Linie in Textform und nicht mit Hilfe von Zahlen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts begannen namentlich Hermann Conring und Veit Ludwig von Seckendorff, die Tradition der Landesbeschreibungen auf diese Weise zu systematisieren, ohne ihnen jedoch – im Gegensatz zur zeitgleichen englischen ‚Political Arithmetic‘, wie im nächsten Abschnitt zu zeigen – eine erhöhte analytische Qualität zu verleihen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts führte Gottfried Achenwall in Göttingen dann diese ‚Statistik‘ als akademisches Fach ein. Erst zu Ende des Jahrhunderts nahm der Begriff die heutige Bedeutung der quantitativen Wirklichkeitsanalyse an – nahezu zeitgleich im deutschen wie, daran anschließend, im französischen und englischen Sprachraum, wo er nun den Terminus ‚Political Arithmetic‘ verdrängte.

Wichtiger als ‚Landesbeschreibungen‘ und Universitäts-‚Statistik‘ waren die im späten 17. Jahrhundert intensivierten Bemühungen um die einheitliche Erfassung der Besteuerungsobjekte und die Vereinheitlichung der Besteuerungskriterien. Die als „Steuerrektifikationen“ oder ähnlich bezeichneten Steuerreformen wurden zwar selten erfolgreich zu Ende geführt, bereiteten aber zumindest konzeptuell eine Homogenisierung des fiskalischen Raumes vor, die anschließend oft auch zur Infragestellung und Abschlei-

² Der ökonomische Staat Landgraf Wilhelms IV., 3 Bde., hrsg. v. *Ludwig Zimmermann / Kersten Krüger*, Marburg 1933–1977.

fung von Steuerprivilegien führte. Im 18. Jahrhundert gerannen diese Bemühungen vielerorts in der Erstellung von Katastern als detaillierter, einheitlicher und zentralisierter Erfassungen aller potentiell steuerbarer Liegenschaften des Landes. Kataster waren die Voraussetzung für einen direkten Zugriff des Staates auf die Ressourcen des Territoriums und seiner Bewohner und für die Schaffung eines homogenen fiskalischen Raumes, der nicht nur effizienter, sondern auch gleichmäßiger und damit gerechter besteuert werden konnte. Zwar wurden die wenigsten Katasterprojekte des 18. Jahrhunderts tatsächlich fertiggestellt – eine wichtige Ausnahme machte das Mailänder Kataster, das um 1720 begonnen wurde und vier Jahrzehnte später tatsächlich zum Einsatz kam. Zudem wichen die einzelnen Katasterprojekte in ihrer konkreten Ausführung stark voneinander ab. Immer aber führte der mühsame Prozess der Katastererstellung sowohl zur Einübung und Verfeinerung der administrativen Fertigkeit zu flächendeckenden Datenerhebungen als auch zu einer zumindest konzeptuellen Einebnung der bestehenden ständischen, korporativen und regionalen Partikularitäten innerhalb eines geschlossenen und zentralisierten Fiskalraums.

Die unterschiedlichen Projekte zur Vereinheitlichung der Steuererhebung waren denn auch materiell wie konzeptuell ein wichtiger, ja womöglich entscheidender Vorlauf für spätere statistische Erhebungen: Materiell, da sie flächendeckende Erhebungen in bisher ungekannter Detailauflösung und mit höchsten Standardisierungsansprüchen darstellten und neuartige, diversifizierte Praktiken der Informationserhebung und -verarbeitung einübten – Fragebögen wurden entworfen und ausgewertet, Befragungen und Ortsbesichtigungen vorgenommen, Tabellen kompiliert und Zahlen addiert. Konzeptuell waren sie ein Sprungbrett für die statistische Abstraktion, da sie die Vorstellung eines administrativ, rechtlich und fiskalisch homogenen Herrschaftsraums förderten.

Bevor es zu statistischen Datenerhebungen im engeren Sinne kam, bedurfte es allerdings noch eines weiteren konzeptuellen Schritts: Der Idee nämlich, dass sich derselbe staatliche Raum auch in seinen demographischen und ökonomischen Funktionen vermessen, berechnen und regulieren ließ. Die Anlage zentraler und einheitlicher Steuerregister war noch ganz dem Wunsch nach flächendeckender und systematischer Steuerabschöpfung geschuldet; noch fehlte das Interesse an einer gleichermaßen systematischen Erhebung von Daten zu den Faktoren der wirtschaftlichen und demographischen (Re-)Produktion. Dieses Interesse war keine einfache Fortsetzung fiskalischer Erhebungen: Es setzte nicht an deren Objekten an, sondern entsprang einer neuartigen, systemischen Wahrnehmung ökonomischer und demographischer Funktionszusammenhänge und Dynamiken. Ein bayerischer Beamter sollte diesen kategorialen Unterschied später mit den Worten festhalten, statistische Erhebungen hätten einer „höheren Speculation“ zu

dienen als der Frage, welche Steuern sich erheben ließen³. Und auch die hesische Landesbeschreibung erhielt erst im späten 18. Jahrhundert den Titel „Ökonomischer Staat“ – ein anachronistisches Etikett für ein primär fiskalisches Werk, das eine Menge von Daten zur ‚ökonomischen‘ Erkenntnisgewinnung enthielt, sie aber noch nicht in diesem Sinne nutzte.

III. Politische Ökonomie und Politische Arithmetik

Im Zusammenspiel zwischen frühneuzeitlicher Herrschaftsverdichtung, zunehmender wirtschaftlicher Produktivität und dem methodischen Systemdenken der Naturwissenschaften des 17. Jahrhunderts entstand die Vorstellung vom Staat als einer auch ökonomischen Funktionseinheit, mithin einer ‚Staats-‘ oder ‚Volkswirtschaft‘ – und als empirisch-methodisches Korrelat dazu die Idee der Zählung und Berechnung wirtschaftlicher und demographischer Zusammenhänge, also die Statistik. Am frühesten und konsequentesten erfolgte diese doppelte Konzeption um 1660 in England, mit einer gewissen Verzögerung dann auch in Frankreich und im deutschen Raum.

Im Verlauf des 17. Jahrhunderts trat an verschiedenen Orten der Gedanke auf, dass Staaten nicht nur militärisch, rechtlich, konfessionell und administrativ geschlossene Räume seien, sondern zugleich auch ökonomische und demographische Einheiten darstellten, die als solche ihrerseits staatlich kontrollierbar und steuerbar waren. Dabei lassen sich zwei gedankliche Schritte unterscheiden: Der später sogenannte ‚Merkantilismus‘ erkannte die Wirtschaft als wesentliches Substrat steuerlicher Abschöpfung und wertete sie entsprechend zum Objekt staatlichen Handelns auf, beschränkte sich allerdings – daher der (spätere) Begriff – auf die äußere Handelsbilanz und auf gezielte Mittel zu ihrer Optimierung. Während diese ältere staatswirtschaftliche Konzeption bis weit in das 18. Jahrhundert hinein die Wirtschaftspolitik bestimmte, wurde noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein weiterer gedanklicher Schritt vollzogen, der etwa einhundert Jahre später als ‚Politische Ökonomie‘ auch politisch handlungsleitend wurde⁴: An die Stelle der Fixierung auf die reine Wertabschöpfung durch den Außenhandel trat die Vorstellung realer Wertschöpfung in einer komplexen und dynamischen Binnenwirtschaft, deren Produktivität durch planmäßige

³ Churbaierisches Intelligenzblatt vom 10. 9. 1768, in: Churbaierisches Intelligenzblatt für das Jahr 1768, München 1768, 208.

⁴ Thomas Simon, „Gute Policey“. Ordnungsleitbilder und Zielvorstellungen politischen Handelns in der Frühen Neuzeit, Frankfurt am Main 2004, v. a. 431 ff.; Jean-Claude Perrot, Une histoire intellectuelle de l'économie politique, XVII^e–XVIII^e siècle, Paris 1992; Johannes Burkhardt, ‚Wirtschaft, Ökonomie‘, IV.–VIII., in: Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. 7, hrsg. v. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Stuttgart 1992, 550–594; Werner Plumpe/Roman Köster, Ökonomie, politische, in: Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 9, Stuttgart 2009, 389–406.

staatliche Steuerung gesteigert werden konnte und sollte. Die ‚Politische Ökonomie‘ setzte damit das staatliche Territorium als Ganzes an die Stelle des bisherigen Gegenstands der ‚Ökonomie‘ – nämlich des einzelnen Haushalts oder Privatbetriebs – und machte den Fürsten gewissermaßen zum ‚Manager‘ dieses staatlichen Wirtschaftsraumes, dessen Leistung sich weniger in seiner Außenhandelsbilanz als vielmehr im effizienten Zusammenspiel seiner *inneren* Produktions- und Konsumtionsfaktoren artikuliert. An die Stelle einer nur punktuellen Gewerbeförderung zur Verbesserung der Außenhandelsbilanz sollte nun eine umfassende Herangehensweise treten, die auf die konzertierte Steuerung und nachhaltige Wachstumsoptimierung der territorialen Wirtschaftskreisläufe abzielte.

Mit dieser Konzeption der Wirtschaft als System, das aus dem komplexen und dynamischen Zusammenwirken verschiedener Einzelfaktoren erwuchs, ging der Wunsch nach einer genauen Kenntnis dieser Faktoren und nach der Analyse ihres Zusammenspiels und ihrer kumulativen Dynamik einher. Untrennbar verbunden mit der Politischen Ökonomie entstand daher die ‚Politische Arithmetik‘ als Methode zur Quantifizierung und Berechnung jener neu entdeckten ökonomischen (sowie meist demographischen) Faktoren, Zusammenhänge und Dynamiken. In diesem Wunsch nach empirischer und methodischer Wirklichkeitsaneignung schlug sich unmittelbar die ‚wissenschaftliche Revolution‘ nieder, die sowohl den Rekurs auf sinnlich wahrnehmbare Empirie als auch die Anwendung systematischer, möglichst mathematischer Methoden propagierte. Die frühen Vertreter der ‚Politischen Ökonomie‘ und ‚Politischen Arithmetik‘ besaßen denn auch meist eine mathematisch-naturwissenschaftliche oder jedenfalls medizinische Ausbildung.

Passend zu der oben angedeuteten Übertragung ‚betriebswirtschaftlicher‘ Logiken auf den Staat, ging die Quantifizierung und Berechnung volkswirtschaftlicher Zusammenhänge aber auch auf kaufmännische Buchhaltungstechniken zurück: Es war ein Londoner Händler, John Graunt, der 1662 als erster die Statistik als Methode ersann, indem er die Praxis seiner eigenen Buchführung – „the Mathematicks of my Shop-Arithmetick“ – auf die Londoner Mortalitätslisten, wöchentliche Register der Verstorbenen und ihrer Todesursachen in den einzelnen Gemeinden, anwandte⁵. Während seine Zeitgenossen, so Graunt, diese Listen nur für Einzelbeobachtungen nutzten, also lediglich „as a *Text* to talk upon“, sah er ihr Potential für „other, and greater uses“: Das Potential nämlich zu ihrer systematischen arithmetischen Auswertung nach verschiedensten Parametern wie Jahren und Jahreszeiten, Gemeinden und Stadtvierteln, Geschlecht oder Todesursachen⁶. Auf dieser

⁵ Zugleich bezog er sich auch auf Bacon: *John Graunt*, *Natural and Political Observations mentioned in a following Index, and made upon the Bills of Mortality*, 3. Aufl., London 1665, hier Epistle dedicatory an die Royal Society (vom 5. 2. 1662, unpag.).

⁶ Ebd., 1–3 (Hervorhebung im Original).

Grundlage ließen sich nicht nur bestehende Annahmen verifizieren, sondern auch gänzlich neue Zusammenhänge und Regelmäßigkeiten erkennen: Geboren war die Statistik als Methode, gleichförmige Daten aus partikularen Kontexten herauszulösen, sie zu aggregieren und zu korrelieren und so neue übergreifende und abstrakte Erkenntnisse zu gewinnen.

Geboren war damit auch die später sogenannte ‚Demographie‘, die methodische Untersuchung also der Zusammensetzung und Entwicklungsmechanismen von Bevölkerungen. Zwar interessierte sich auch der ‚Merkantilismus‘ für die Bevölkerung und wünschte deren Wachstum, betrachtete sie aber meist als einheitlichen Besteuerungs- und Rekrutierungspool. Im Rahmen der ‚Politischen Ökonomie‘ begann man hingegen, auch die Bevölkerung als komplexes und dynamisches System zu verstehen, dessen Entwicklung von seiner inneren Strukturierung ebenso wie von seinem Zusammenspiel mit externen, zumal ökonomischen Faktoren abhing. Daher lässt sich von einem ‚demo-ökonomischen‘ Funktionszusammenhang sprechen, den die Vertreter der Politischen Ökonomie am Werk sahen und dessen genaue und differenzierte Erfassung sie den Regierungen ans Herz legten. So sollte schon bei Graunt nicht nur die Gliederung der Bevölkerung (unter anderem) nach Geschlecht und Alter, nach Konfession und Beruf neue Aufschlüsse und Handlungsanleitungen für die Politik bieten, sondern auch genaue Zahlenangaben zu Landflächen, landwirtschaftlichen Erträgen und Viehbeständen – und zu den Verhältnissen all dieser Größen –, um auf dieser Grundlage eine effiziente Koordinierung der natürlichen und menschlichen Ressourcen zu ermöglichen und den allgemeinen Wohlstand zu fördern⁷.

Als unmittelbares Pendant zum Konzept der Politischen Ökonomie entstand also die Idee der Bezifferung und Berechnung der ökonomischen und demographischen Einzelfaktoren und ihrer wechselseitigen Zusammenhänge – die Statistik. Ihr Verfahren bestand (und besteht) im Kern darin, heterogene Einzelbeobachtungen auf formal gleichartige ‚Daten‘ zu reduzieren, die sich aggregieren, also zu neuen Gattungsobjekten zusammenfügen, und als solche wiederum untereinander in Beziehung setzen lassen. Auf die dahinter verborgene epistemologische Problematik ist abschließend zurückzukommen. In jedem Fall verfestigte und trug die Statistik durch ihren Empiriebezug und ihre methodische Stringenz ihrerseits die ökonomischen Denkschemata, aus denen sie hervorgegangen war: Die aus der Aggregation massenhaft erhobener Daten hervorgehenden Summen, Berechnungen und Tabellen machten demographische und ökonomische Kategorien, Funktionszuschreibungen und Dynamiken erst richtig greifbar, sichtbar und real und verliehen ihnen so eine stetig wachsende Plausibilität und Evidenz.

William Petty, ein Universalgelehrter, der unter anderem als Landvermesser arbeitete – was die mitunter ganz unmittelbare Verbindung zwischen

⁷ Ebd., 146–151.

praktischer Datenerhebung und der Entstehung statistischer Konzepte unterstreicht – prägte im Anschluss an Graunt den Begriff der ‚Political Arithmetic‘ und forderte den Monarchen in diesem Sinne auf, umfassende quantitative Daten zu erheben, um die Steuer-, Wirtschafts- und Bevölkerungspolitik darauf zu stützen. An die Stelle von Worten und „intellectual arguments“ sollten in der Politik nun „Terms of Number, Weight, or Measure“ treten⁸. Indem Petty so vermeintlich ‚objektive‘ Mengenangaben an die Stelle qualitativer Bewertungskriterien setzte, schuf er zugleich neue funktionale Einheiten und Objekte staatlichen Handelns: So sollte etwa die irische Bevölkerung nicht mehr nach religiösen, sprachlichen und historischen Kriterien, sondern nur noch anhand sozio-ökonomischer Kategorien erfasst und auch entsprechend behandelt werden⁹. In diesem Programm, das Petty zu einer quasi-totalitären Vision der Eliminierung irischer Identität weiterentwickelte, zeichnet sich bereits das ambivalente Potential der Statistik ab, das James Scott für das 20. Jahrhundert analysiert hat: Ein Potential zur Egalisierung, aber auch zur Homogenisierung und Funktionalisierung von Dingen und Menschen, die den Zugriff von außen ebenso ermöglicht wie legitimiert¹⁰.

Auf dem Kontinent wurden etwa um die gleiche Zeit, und ebenfalls im unmittelbaren Zusammenhang mit der Idee einer ‚Volkswirtschaft‘, ähnliche Vorschläge zur systematischen Quantifizierung von Wirtschaft und Bevölkerung gemacht. In Frankreich taten dies, offenbar unabhängig von der englischen Politischen Arithmetik, namentlich Boisguilbert und Vauban; letzterer war wie Petty ein Praktiker der Vermessung und Datenerhebung. Im Reich findet man dieselbe Verknüpfung zwischen demo-ökonomischem Systemdenken und dem Wunsch nach systematischer Quantifizierung, wenn auch teilweise in Anlehnung an das englische Vorbild, vor allem bei den ‚Österreichischen Merkantilisten‘ und bei Gottfried Wilhelm Leibniz. Als Mitglied der Akademien von Paris und London übernahm Leibniz die Ideen der ‚Political Arithmetic‘ ebenso wie Anregungen aus Frankreich. Umgekehrt leitete er (unter anderem) Bevölkerungszahlen aus Breslau an den Astronomen Edmond Halley weiter, der aus ihnen eine ‚Sterbetafel‘ zur Berechnung der Lebenserwartung entwarf, die zur Grundlage der Lebensversicherungsstatistik wurde.

Wie dieses Beispiel zeigt, lässt sich sehr bald auch ein immer intensiver werdender Austausch statistischer Ideen, Methoden und Daten beobachten.

⁸ *William Petty*, *Political Arithmetick, or a Discourse concerning the Extent and Value of Lands, People, Buildings; Husbandry, Manufacture, Commerce, Fishery, Artizans, Seamen, Soldiers, [...]*, London 1690 (verfasst in den 1670er Jahren), Preface (unpag.; vorletzter Absatz).

⁹ *Mary Poovey*, *A History of the Modern Fact. Problems of Knowledge in the Sciences of Wealth and Society*, Chicago 1998, 135 ff.

¹⁰ *James C. Scott*, *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*, New Haven 1998. S. dazu nochmals unten.

Von Anfang an hatten die Vertreter der Politischen Arithmetik auf die Publizität, Diskussion und Verifikation der Daten und ihrer Interpretation gesetzt, um ihren (vermeintlich) objektiven Charakter zu untermauern. Der internationale Austausch sollte sich nach der Jahrhundertwende noch verstärken, dabei auch Holland und dann insbesondere Frankreich einbeziehen. Angeregt und befördert wurde er zugleich durch den gegenseitigen Staatenvergleich: Mit fiskalischen, demographischen und ökonomischen Zahlen versuchte man auch, die jeweilige Überlegenheit gegenüber dem Nachbarn nachzuweisen. Solche zahlenmäßigen Beweisführungen wurden jetzt von einem länderübergreifenden, wenn auch vorerst noch recht kleinen Gelehrtenkreis als *die* einschlägige Methode betrachtet – als die Methode eben, die der neuartigen Wahrnehmung der Staaten als ökonomisch-demographischer Funktions- und Handlungseinheiten entsprach, deren Erfolg sich durch sie bemessen ließ.

Vor allem aber, so argumentierten Ökonomen wie Graunt und Petty, Vauban und Boisguilbert, Becher und Leibniz, könne eine Regierung, die die Funktionsweise dieses Systems verstehe, es durch gezielte Eingriffe optimieren, das wirtschaftliche Wachstum fördern und die staatlichen Ressourcen vermehren. Diese Anregung und der Wunsch nach der Erhebung entsprechender Daten stießen bei den Regierungen diesseits und jenseits des Kanals vorerst aber noch auf taube Ohren. Für die Dauer etwa eines Jahrhunderts wurde Graunts Methode nur in (privat-)gelehrter Regie praktiziert – als Medizinal- und Versicherungsstatistik, als Physikotheologie, besonders in Frankreich dann auch als Wahrscheinlichkeitsrechnung¹¹. Die Staaten selbst hingegen nahmen erst in dem Moment ernsthaft Notiz von der eigentlich gerade auf sie zugeschnittenen ‚Politischen Arithmetik‘, als die Konzepte der ‚Politischen Ökonomie‘ von ihnen rezipiert wurden: Dies geschah, von sporadischen Vorläufern abgesehen, erst seit den 1760er Jahren, als namentlich in Deutschland der Kameralismus und in Frankreich die Physiokratie immer stärker an Einfluss gewannen – und dabei auch der Statistik als politischem Erkenntnis- und Legitimationsinstrument zum Durchbruch verhalfen.

IV. Statistik als politisches Instrument

Katalytisch für die breite Rezeption polit-ökonomischer Konzepte, zunächst vor allem in Deutschland und Frankreich, waren allem Anschein nach der Siebenjährige Krieg (1756–1763) und seine unmittelbaren wie mittelbaren Folgewirkungen. Das Zusammenfallen drastisch steigender Kriegskosten und kriegsbedingter Wirtschaftseinbrüche mit der langfristigen Kumu-

¹¹ *Andrea A. Rusnock*, *Vital Accounts. Quantifying Health and Population in Eighteenth-Century England and France*, Cambridge 2002; *Thierry Martin* (Hrsg.), *Arithmétique politique dans la France du XVIII^e siècle*, Paris 2003.

lierung fiskalischer, ökonomischer und demographischer Problemlagen in den west- und mitteleuropäischen Staaten scheint einen Problemdruck heraufbeschworen zu haben, der nach neuartigen Lösungsvorschlägen suchen ließ. Wie man den genauen ursächlichen Zusammenhang auch konkret konzeptualisieren mag: In Frankreich wie in zahlreichen deutschen Territorien ist jedenfalls zu beobachten, dass Regierungs- und Verwaltungsbeamte zum Teil unmittelbar nach Kriegsende, zum Teil noch während des Krieges sehr intensiv die Ideen der ‚Politischen Ökonomie‘ aufgriffen, die Wege zu einer nachhaltigen ökonomischen und fiskalischen Leistungssteigerung aufzeigten und sich so zur Lösung der zugespitzten fiskalischen und ökonomischen Probleme anboten. Während des vorausgehenden Jahrzehnts hatten diese Ideen bereits eine zunehmende akademische und publizistische Aufmerksamkeit erfahren, in Deutschland vor allem in Gestalt der Kameralwissenschaften, in Frankreich insbesondere, wenn auch nicht ausschließlich, in Form der Physiokratie.

In dem Maße, wie man sich diese Ideen zu eigen machte, begann man auch, sich für die Details und die Verhältnisse der agrarischen, gewerblichen und demographischen Ressourcen der Territorien zu interessieren. Dieses Interesse schlug sich in den deutschen Territorien in umfassenden demo-ökonomischen Datenerhebungen oder ‚Volkszählungen‘ und deren Auswertung nieder. Zwar waren ähnliche Datenerhebungen sporadisch schon seit den 1720er Jahren in Brandenburg-Preußen vorgenommen worden – hier gibt es Parallelen zur frühen Etablierung des Kameralismus als Universitätsdisziplin –, zwar wurden auch in Schweden um die Jahrhundertmitte eine Reihe demographischer Erhebungen und Analysen durchgeführt. Über solch vereinzelte Vorläufer hinaus kam es nun aber, in den 1760er Jahren, in zahlreichen Staaten zu einem veritablen *take-off* der Datenerhebung und ihrer systematischen Auswertung. Wie namentlich die Kameralisten empfahlen, wurden zur Ermöglichung der konzertierten demo-ökonomischen Steuerung und Planung quantitative Daten zum Teil flächendeckend erhoben, zum Teil aus bereits bestehenden administrativ-fiskalischen Registern und Listen extrahiert, zu Gesamtsummen aggregiert und diese Summen anschließend miteinander korreliert. So führte beispielsweise in der Grafschaft Lippe eine landesweite Datenerhebung und darauf beruhende Berechnung der Leinenproduktion, des Flachsanbaus sowie des entsprechenden Leinsamenbedarfs zu neuen gewerbe- und agrarpolitischen Zielsetzungen und Maßnahmen. In welchem Maße diese Statistiken wahrheitsgetreu und ob die auf sie gestützten Maßnahmen ökonomisch sinnvoll waren, sei dahingestellt. Die entscheidende Beobachtung ist, dass die neue Optik der Summen und Tabellen die Wahrnehmung des staatlichen Territoriums als eines komplexen, dynamischen und steuerbaren demo-ökonomischen Raumes zunehmend festigte und konkretisierte. In Gestalt der Zahlenaggregate entstanden neue Größen und Realitäten – im angeführten Beispiel etwa ‚Produktion‘

und ‚Konsumtion‘, ‚Flachsproduzenten‘ und ‚Leinenproduzenten‘, ‚Saatgutbedarf‘ und ‚Anbaufläche‘. Derartige Zahlenaggregate blendeten alle nicht zähl- und aggregierbaren lokalen, rechtlichen, ständischen, konfessionellen Partikularitäten zumindest medial aus, während sie funktionale Zusammenhänge und Relationen sichtbar und damit auch zunehmend handlungsleitend machten. Diese Wahrnehmungsverschiebung manifestierte sich etwa in der Feststellung des Lippischen Kanzlers Hoffmann: „Auch Fremde sind, so lange sie da sind, Untertanen, Consumenten“¹².

Auch in Frankreich griff die Regierung seit Beginn der 1760er Jahre die Ideen der Politischen Ökonomie, vor allem in Gestalt der Physiokratie, auf und interessierte sich zunehmend für quantitative Informationen über die Ressourcen des Landes. Da jedoch angesichts der Größe und Heterogenität des Landes flächendeckende Datenerhebungen kaum durchführbar waren – man scheiterte auch an der Anlage eines Katasters – entwickelte man hier verschiedene Verfahren der Stichprobensammlung und der Hochrechnung exemplarischer Daten. Dieser Herangehensweise entsprach auch die spezifische Ausprägung der demographischen und ökonomischen Diskurse, die gerade im Vergleich zum Kameralismus eher generalisierte Erkenntnis als konkrete pragmatische Handlungsanweisungen im Visier hatten: So wollte die Physiokratie die Wirtschaft nicht durch laufende Eingriffe, sondern durch eine einmalige Reform der Steuer- und Handelsgesetzgebung zur Entfaltung zu bringen. Passend dazu gaben sich die Physiokraten, zum Teil auch ihre Gegner, vielfach mit hochgerechneten anstelle von flächendeckend erhobenen Zahlen zufrieden. Gleichwohl bemühte man sich auch im vorrevolutionären Frankreich zunehmend um die Gewinnung flächendeckender Daten und griff dabei auch hier auf administrative Datenerhebungen, wie etwa die jährlichen regionalen Ernteberichte, als Ausgangsbasis zurück¹³.

Nur kurz eingegangen sei auf England, wo staatliche Eingriffe in die Wirtschaft weniger Legitimität besaßen und entsprechend auch keine vergleichbare Intensivierung staatlicher Datenerhebung und -auswertung zu beobachten ist; eine Volkszählung wurde vom Parlament abgelehnt. Gleichwohl wurden auch hier – und zwar ebenfalls vor allem nach dem Krieg – namentlich vom Parlament quantitative demographische und ökonomische Daten und Berechnungen zur Entscheidungsfindung herangezogen. Die Situation ist hier angesichts der vielfältigen Überschneidungen zwischen parlamentarischen, offiziellen und privaten statistischen Unternehmungen allerdings unübersichtlicher als auf dem Kontinent, wo der Staat eindeutiger als Akteur auftrat¹⁴.

¹² Staatsarchiv Detmold L 77 A Nr. 4631, Bl. 4v. (1781).

¹³ *Lars Behrisch*, *Agrarian Statistics in Late Ancien Régime France and Germany*, in: *The State and Rural Societies. Policy and Education in Europe*, hrsg. v. Nadine Vivier, Turnhout 2008, 35–55.

Relevant für die Nachhaltigkeit der seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges zumindest in West- und Mitteleuropa einsetzenden Konjunktur statistischer Erhebungen und Analysen war einmal mehr nicht zuletzt der zunehmende Austausch von Zahlenmaterial, Methoden und Erkenntnissen – zwischen den deutschen Territorien ebenso wie darüber hinaus zwischen den europäischen Sprach- und Staatsräumen. Wiederum war es nicht zuletzt der Krieg, der zu einem verstärkten Austausch von Ideen und Techniken besonders zwischen den deutschen Territorien und Frankreich beitrug. In den folgenden Jahrzehnten nahmen die theoretischen und praktischen Transfers zu, beflügelt sowohl durch einen genuin ‚aufklärerischen‘, ideellen Wettbewerb um die besten Problemlösungen, als auch durch den zwischenstaatlichen Wettbewerb und Vergleich: Das patriotische Anliegen, die Prosperität und das Gedeihen des eigenen Landes sichtbar nach innen wie nach außen zu dokumentieren, wurde zunehmend in Zahlen gegossen – denn sie wurden aufgrund ihrer formalen Eindeutigkeit und Vergleichbarkeit als *die* ideale Messlatte für die Effizienz einer Regierung betrachtet, ja letztlich als der „einzig wahre Maaßstab der Cultur aller Nationen“¹⁵.

Auf diese Weise verbreitete sich nicht nur das Wissen um statistische Methoden und Analysen, sondern es entstand geradezu ein Zwang zur Quantifizierung, da alles, was nicht quantitativ darstellbar war, als Erfolgskriterium in den Hintergrund rückte. Zugleich galten Zahlenangaben, quantitative Vergleiche und Berechnungen immer mehr als die zuverlässigste Basis für politische Entscheidungen. Diese neue Planungs- und Legitimationsgrundlage war allerdings zweischneidig: Einerseits ermöglichte und rechtfertigte die zentralisierende, vereinheitlichende und funktionalisierende Optik der Statistik den staatlichen Zugriff auf immer weitere Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. Die Berechenbarkeit und damit die Überprüfbarkeit demographischer und ökonomischer Entwicklungen sowie einer zunehmend in diesem Sinne aufgefassten „guten Politik“ bot aber auch Ansatzpunkte für Kritik¹⁶, setzte die Regierungen unter Handlungs- und Rechtfertigungsdruck und erzwang ihre Bereitschaft zur Planung und Intervention. In der Statistik spiegelt sich damit die allgemeine Ambivalenz der (zweck-)

¹⁴ Zuletzt *Joanna Innes*, *Power and Happiness. Empirical Social Enquiry in Britain, from ‚Political Arithmetic‘ to ‚Moral Statistics‘*, in: *Inferior Politics. Social Problems and Social Policies in Eighteenth-Century Britain*, Oxford 2009, 109–175.

¹⁵ *August Friedrich Wilhelm Crome*, *Über die Größe und Bevölkerung der sämtlichen europäischen Staaten. Ein Beytrag zur Kenntniss der Staatenverhältnisse, und zur Erklärung der neuen Größen-Karte von Europa*, Leipzig 1785, Vorrede (unpaginiert); *Lars Behrisch/Christian Fieseler*, *Les cartes chiffrées. L’argument de la superficie à la fin de l’Ancien Régime en Allemagne*, in: *Genèses* 68.3 (2007), 4–24.

¹⁶ „Statistik und Despotismus vertragen sich nicht zusammen, da der Despot [...] in solchen Angaben sein Sünden-Register liest“. *August Ludwig von Schlözer*, *Theorie der Statistik. Nebst Ideen ueber das Studium der Politik ueberhaupt*, Göttingen 1804, 51.

rationalen Legitimation des ‚Aufgeklärten Absolutismus‘, die sich gegen die Herrschaft selbst wenden konnte¹⁷.

Langfristig bedeutender als diese politischen Implikationen erscheint jedoch der tiefere Zusammenhang zwischen dem diesseitig-materiellen Fortschritts-, Optimierungs- und Machbarkeitsglauben der Aufklärung – vor allem in Gestalt der ‚Politischen Ökonomie‘ – und der Statistik als dem darauf zugeschnittenen Instrument der Wahrnehmung und Legitimation. Ethisch-politisch überhöht wurde dieser Glaube durch den Leitbegriff der ‚irdischen Glückseligkeit‘, der – gewissermaßen als Säkularisat des jenseitigen Heilsversprechens – potentiell unbegrenztes wirtschaftliches Wachstum und materiellen Wohlstand für alle verhiess. Diese durch den Menschen selbst herstellbare ‚Glückseligkeit‘ wurde, besonders in den deutschen Territorien, zu einem Leitbegriff staatlichen Handelns und staatlicher Selbstwahrnehmung. Der Glaube an die menschliche Plan- und Machbarkeit materiellen ‚Fortschritts‘ und Glücks war dabei eng an eine empirisch-systematisch, wenn möglich quantitativ-arithmetisch fundierte Herrschaftsausübung gekoppelt: Der Fürst könne und solle, so formulierte es ein Lippischer Beamter, „die Summe von Glück und Zufriedenheit jährlich gleichsam berechnen“¹⁸. Die Verheißung der ‚Glückseligkeit‘, die materiell-funktionale Logik der Ökonomie und die methodische Evidenz der Statistik verliehen einander so eine ungeheure Schub- und Durchsetzungskraft.

V. Statistik, Rationalität und Moderne

Was wir heute als ‚Statistik‘ bezeichnen, ist als Methode der Erkenntnisgewinnung und Wirklichkeitserschließung kategorisch zu unterscheiden von älteren, überwiegend fiskalisch motivierten Datenerhebungen, die nicht übergreifende Erkenntnisse und Erklärungen hervorbringen, sondern konkrete administrative Abläufe anleiten sollten. Wie in diesem Beitrag gezeigt wurde, waren für die Entstehung der Statistik verschiedene, miteinander verknüpfte Faktoren verantwortlich, wobei neben dem Entwurf eines gesamtstaatlichen Wirtschaftsraums durch die ‚Politische Ökonomie‘ auch der Vorlauf der staatlichen Datenerhebung als Vorbedingung erscheint. Beide Faktoren wiederum beruhten in letzter Instanz auf dem jahrhundertelangen Prozess der (alt-)europäischen Staatsbildung und Herrschaftsverdichtung – ihrerseits maßgeblich in Gang gehalten durch die innereuropäische Konkurrenz –, einem Prozess, der sowohl jene theoretisch-konzeptuelle als auch jene praktisch-administrative Konsequenz zeitigte. Neben der Staatsbildung lagen der Entstehung der Statistik weitere, ebenfalls spezifisch (alt-)

¹⁷ Barbara Stollberg-Rilinger, *Der Staat als Maschine. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaats*, Berlin 1986, 19 u. ö.

¹⁸ Staatsarchiv Detmold L 92 A Tit. 61 Nr. 15, Bl. 173r. (1791).

europäische Entwicklungen zugrunde: vor allem die empirisch-methodischen Postulate der ‚wissenschaftlichen Revolution‘ des 17. Jahrhunderts sowie eine wirtschaftliche Dynamik und Differenzierung, ohne die auch die Konzeption komplexer und dynamischer Staats-, ‚Ökonomien‘ nicht entstanden wäre. Insgesamt offenbart sich so ein inhaltlich wie chronologisch vielschichtiges und doch nachvollziehbares Bedingungsgeflecht für die Entstehung der Statistik, an dem verschiedene spezifisch alteuropäische Diskurse, Strukturen und Praktiken ihren Anteil hatten.

Der entscheidende Moment für die allgemeine Durchsetzung der Statistik war die Mitte des 18. Jahrhunderts, als zum einen die binnenstaatlichen administrativen und informationellen Zentralisierungen weit gediehen waren und zum anderen auch der Diskurs der ‚Politischen Ökonomie‘ erstmals breit rezipiert wurde. Erst von diesem Moment an, konkret seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges, setzte sich die Statistik als Methode der Erkenntnisgewinnung, Argumentation und Entscheidungsfindung durch – und wurde damit zu einem konstitutiven, bislang aber noch kaum thematisierten Moment der von Reinhart Koselleck entworfenen ‚Sattelzeit‘¹⁹. Denn die Statistik trug entscheidend zur Entstehung und Durchsetzung neuer Wahrnehmungs-, Handlungs- und Legitimationsmuster bei, die einen wichtigen Beitrag zu dem geliefert haben – und weiterhin liefern –, was wir als ‚Moderne‘ bezeichnen. Konkret traten in dem Maße, wie die staatlichen Herrschaftsräume auch als einheitliche ökonomische Funktionszusammenhänge gesehen und abgebildet wurden, ihre auf korporative Einzelrechte und historische Traditionen gegründeten Fragmentierungen zurück, verloren überkommene geburtsständische, lokale und konfessionelle Partikularitäten an Legitimität, wurden die Einwohner des Staates zumindest als prinzipiell gleichwertige Produktions- und Konsumtionseinheiten konzipiert. Durch Zahlen erschlossen und in Tabellen geordnet, erschien das staatliche Territorium zugleich in erhöhtem Maße dem politisch ordnenden Handeln unterworfen: Die in Zahlenkolonnen und Zahlenrelationen ausgedrückten Funktionszusammenhänge verwiesen auf neue Möglichkeiten der Intervention und Steuerung, während ihr diachroner Vergleich den Zeithorizont erweiterte, ja zur Zukunftsplanung zwang. Die ökonomischen Entwicklungspotentiale konnten dabei nur, so suggerierte die Statistik, durch die immer weitere Vereinheitlichung des staatlichen Funktionsraums entfaltet werden, durch die immer konsequentere Abschleifung aller ökonomisch dysfunktionaler – und mithin auch nicht quantitativ darstellbarer – partikularer Sonderrechte und Traditionen. Die zentrale Botschaft der Statistik postulierte somit genau das, was wir als ökonomische ‚Rationalisierung‘ oder eben als ‚Modernisierung‘ bezeichnen.

¹⁹ Siehe zuletzt *Stefan Jordan*, Die Sattelzeit als Epoche, in: *Historische Wendeprozesse. Ideen, die Geschichte machen*, hrsg. v. Klaus E. Müller, Freiburg u. a. 2003, 188–203.

Dieser Begriff wirft nun zuletzt die dornige epistemologische Frage nach der ‚Objektivität‘ oder ‚Rationalität‘ statistischer Erkenntnis und damit auch nach der Natur der von ihrer funktionalen Logik mitgetragenen ‚Moderne‘ auf. Ist Statistik ‚rational‘, führt ihr Einsatz zu einer ‚Rationalisierung‘ der Politik, was bedeutet überhaupt ‚Rationalität‘? Diese Fragen führen rasch auf philosophische und soziologische Minenfelder. Grundsätzlich gibt es im konkreten Kontext zwei entgegengesetzte Pole der Interpretation: Eine ‚konstruktivistische‘ Perspektive, die die statistische Wirklichkeitswahrnehmung als lediglich durch das Medium konstruiert und damit als letztlich arbiträr betrachtet; und eine ‚essentialistische‘ Perspektive, die – abgesehen von Fehlern oder Manipulationen im Einzelnen – die statistische Welterfassung und -darstellung als objektiven und schlechthin ‚rationalen‘ Mechanismus der Wahrheitsfindung ansieht oder eine solche Annahme zumindest nicht weiter hinterfragt.

Konstruktivistisch argumentieren Michel Foucault und die Wissenschaftshistorikerin Mary Poovey. Letztere beschreibt in ihrer „History of the Modern Fact“, wie (früh)neuzeitliche Systemvorstellungen und die mit ihnen korrespondierenden empirischen ‚Fakten‘ einander gegenseitig konstituierten und konstruierten. Mit anderen Worten: Ohne System gibt es auch keine ‚Fakten‘, und das heißt im vorliegenden Fall: Ohne polit-ökonomisches Systemdenken gab und gibt es keine statistischen Daten (und umgekehrt). ‚Fakten/Empirie‘ und System sind damit zirkulär aufeinander bezogen und besitzen außerhalb dieser zirkulären Beziehung keinerlei Evidenz oder Realität; andere systemische Konzeptionen produzieren andere Fakten und damit auch ganz andere Wirklichkeiten²⁰.

Problematisch an dieser in sich überzeugenden Argumentation erscheint nun zunächst – wie oft in ideengeschichtlichen und zumal wissenschaftsgeschichtlichen Herleitungen – die unilineare Genealogie der Entstehung sowohl des ökonomischen Systemdenkens als auch der damit korrelierenden statistischen Wirklichkeitswahrnehmung aus *einem* spezifischen wirtschafts- und wissenschaftsgeschichtlichen Kontext, in diesem Fall dem englischen, oder aus der intellektuellen Biographie einzelner Personen, hier vor allem jener William Pettys: Problematisch deshalb, da ähnliche Systemvorstellungen und zugleich ähnliche mit ihnen korrespondierende statistische Verfahrensweisen nahezu zeitgleich in anderen Kontexten entwickelt wurden, in Frankreich überdies offenbar auch unabhängig von englischen Vorbildern. Die Entstehung der Statistik scheint demnach doch mehr als nur den Koinzidenzen eines spezifischen intellektuellen Umfelds und den emergenten Gedankenfiguren einzelner Protagonisten geschuldet gewesen zu sein.

Diese Art ideengeschichtlicher Engführung wird in diskursgeschichtlichen Arbeiten wie jenen Michel Foucaults vermieden, der breitere Diskurs-

²⁰ M. Poovey, *Modern Fact* (Anm. 9).

formationen und -wandlungen betrachtete und konkret die Durchsetzung der Statistik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Ausfluss eines neuen ‚Sicherheitsdispositivs‘ im Sinne einer spezifischen Form gesellschaftlicher Kontroll- und Machtdiskurse ansah²¹. Problematisch sind hier wiederum die nur punktuelle Konkretisierung und die geringe Dichte des Quellenmaterials, damit die Plausibilität der unterstellten Zusammenhänge und die konkreten Träger solch diskursiver Veränderungen. Jedenfalls aber sieht auch Foucault die Statistik als Medium einer letztlich willkürlichen Konstruktion von ‚Wirklichkeit‘, die jenseits ihrer diskursiven und medialen Konstruktion ‚an sich‘ nicht existiert.

Sind nun aber, ungeachtet der gewissermaßen intuitiven Evidenz statistischer Erkenntnis, ungeachtet auch des weltweiten, kulturübergreifenden (und kultursprengenden) Siegeszugs statistischer Erkenntnis- und Darstellungsformen, die durch sie hergestellten Entitäten und quantitativen Logiken gänzlich konstruiert? Sind die der Statistik zugrundeliegenden Kategorien ganz und gar willkürlich? Entspricht es tatsächlich nicht einer außerhalb des Mediums liegenden Wirklichkeit, wenn man einzelne Menschen zu einer Bevölkerungszahl addiert, wenn man die Entwicklung dieser Zahl über die Zeit verfolgt, wenn man ebendies mit der Produktion agrarischer oder gewerblicher Güter tut und aus dem Vergleich all dieser Zahlen abliest, dass die Produktivität ab- oder zugenommen, die Versorgungslage sich verbessert oder verschlechtert hat?

Versucht man, diese Frage in schlüssiger Weise zu beantworten, stößt man früher oder später auf grundlegende erkenntnistheoretische Aporien. Gleichwohl sind theoretisch qualifizierte Positionierungen möglich. Beruft man sich auf Kant, so lässt sich ein epistemologisch qualifizierter Konstruktivismus vertreten: Die Statistik als empirische und mathematische Methode bezieht sich demnach durchaus ‚rational‘ auf die Wirklichkeit – ‚rational‘ in eben dem Sinne, dass diese Wirklichkeit unseren apriorischen Verstandeskategorien von Zeit und Raum nur so und nicht anders zugänglich ist. Zugleich aber geht jeder statistischen Aussage die Setzung einer Kategorie voraus, die jeweils nur die materiell-funktionalen Aspekte der Objekte aufgreift und sie darauf reduziert, während ihr qualitativer ‚Rest‘ jeweils eliminiert wird. Jede statistische Aussage, angefangen mit einer reinen Bevölkerungszahl, reduziert heterogene Einzelbeobachtungen zu identischen Einheiten oder ‚Daten‘, die sich addieren lassen – zwei Menschen werden zu einer „2“. Ohne Rücksicht auf seine individuellen Qualitäten wird der Einzelne damit auf seine materiell-funktionalen Aspekte reduziert – als demographischer Reproduktionsfaktor, als ökonomischer Konsument usw. Die Statistik ist also ein Abbild der *funktionalen* Dimension(en) der Wirk-

²¹ Michel Foucault, *Geschichte der Gouvernementalität*, Bd. 1: *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*, Frankfurt am Main 2004.

lichkeit – ein Abbild der (auch) in *diesem* Sinne (also zweck-),rationalen‘ Wirklichkeit. In *diesem* Sinne ist sie konstruiert – damit aber nicht in beliebiger, sondern in epistemologisch eindeutig beschreibbarer Weise. Diesseits dieser grundsätzlichen Epistemologie kann die Auswahl und (kausale) Korrelation der Kategorien dann freilich auch je unterschiedlichen Systemlogiken, Diskursen oder Agenden folgen (und ist in diesem Sinne auch ‚manipulierbar‘).

Das Konstruktionselement mag bei Naturobjekten weniger einleuchten, wird aber umso deutlicher, wenn es um politische oder soziale, psychische oder intellektuelle Phänomene geht. Lässt sich Gesellschaft, lassen sich Pathologien, lassen sich geistige oder ästhetische Leistungen quantitativ kategorisieren, messen, vergleichen? Man ist geneigt, die Frage zu verneinen, da man die qualitative Einzigartigkeit und damit die Inkommensurabilität solcher Phänomene im Blick hat. Derselbe Einwand kann aber auch für Naturobjekte geltend gemacht werden, die, wenngleich in ihrer Individualität weniger ausgeprägt, auch nicht untereinander homogen sind, sondern ebenfalls erst durch die Statistik – jeweils unter dem funktionalen Gesichtspunkt ihrer Nutzbarkeit – zu identischen Einheiten reduziert werden. Hier jedoch haben wir die Reduktions- und Konstruktionsperspektive der Statistik bereits weitgehend verinnerlicht, ist unsere Wahrnehmung durch ihre funktionalistische Logik bereits geprägt. Der statistische Blick verändert zudem nicht nur unsere Wahrnehmung, sondern wirkt – in Analogie zu den Koselleck’schen Begriffen – durch die von ihr beeinflussten Handlungslogiken auch auf die Dinge selbst zurück: Sie werden in dem Maße, wie sie als gleich betrachtet werden, auch gleicher gemacht; nicht in ihre Kategorien einzupassende Objekte werden ausgesondert; durch die Statistik als gleich Klassifiziertes fügt sich ihrem Standardisierungs- und Anpassungsdruck. Statistik lässt die funktionalen Aspekte der Dinge hervor-, die qualitativen zurücktreten – und lässt sie auch entsprechend behandeln, bis das Fließband tatsächlich rein funktionale, untereinander identische Objekte hervorbringt. Die Statistik verschiebt so permanent die Grenze zwischen dem, was wir (bereits) als funktional, kommensurabel und verfügbar ansehen, und dem, was wir jeweils (noch) als individuell und inkommensurabel betrachten. Sie erfasst immer neue Bereiche menschlichen Handelns, die sich bislang noch durch individuelle Qualität und Sinngebung legitimierten, stülpt ihnen ihre Homogenisierungs- und Funktionalitätslogik über, reduziert ihre Wahrnehmung auf ihren materiellen und ökonomischen Nutzen – und delegitimiert sie zuletzt in dem Maße, wie sie sich dieser Wahrnehmung nicht fügen.

Mit dieser Perspektive eröffnet sich, jenseits der konstruktivistischen Leugnung oder Relativierung einer epistemisch konsistenten ‚Moderne‘, eine differenziertere Form der Modernisierungskritik: Sie bestreitet nicht die Existenz und innere Konsequenz einer (durch die Statistik mitgenerierten

und mitgetragenen) ‚Moderne‘ – als einer im materiellen, funktionalen Sinne (zweck-)rationalen und immer weiter auf Nützlichkeit und Effizienz zustrebenden Ordnung – und problematisiert sie doch zugleich. Eine solche Position schließt auch unmittelbar an klassische Formen der Modernisierungskritik an, die – wie Max Weber oder Horkheimer und Adorno in ihrer „Dialektik der Aufklärung“ – ebenfalls einen kohärenten und kontinuierlichen Prozess der ‚Rationalisierung‘ bzw. ‚Aufklärung‘ am Werk sahen, zugleich aber die drohende Wert- und Sinnentleerung, ja die Entmenslichung einer technokratischen Welt perhorreszierten²².

In gleicher Stoßrichtung, wenn auch nicht mit explizitem Bezug auf die angesprochenen epistemologischen und soziologischen Reflexionskontexte, analysiert James Scott die Auswirkungen von Statistik vor allem im 20. Jahrhundert²³. Eindringlich beschreibt er das destruktive und totalitäre Potential der Standardisierungs- und Homogenisierungslogik der Statistik. Den (im engeren Sinne totalitären) *state simplifications* stellt er dabei zudem die Vereinheitlichungsmacht des globalen Kapitalismus zur Seite. Zugleich spendet er Trost: Allenthalben sei zu beobachten, wie die mit zäher kultureller Resistenz ausgestattete Menschheit jene Standardisierungs-, Normierungs- und Funktionalisierungsprozesse unterlaufe und ihren Erfolg begrenze.

Diese doppelte Erfahrung von Funktionalisierung und Resistenz berechtigt zu der Annahme, dass wir staatlichen oder – derzeit wohl akuter – global-ökonomischen Vereinheitlichungs- und Entindividualisierungsprozessen, wie sie die Statistik mitgeneriert und mitträgt, nicht auf fatale Weise ausgeliefert sind, sondern sie kritisch reflektieren und entsprechend eingehen können. Die historische Tiefenrekonstruktion erlaubt es dabei, sich ein schärferes Bild von den jahrhundertlang gewachsenen Bedingungen und Zwängen der heutigen Welt zu machen – und weist darauf hin, dass wir uns deren vermeintlichen Unausweichlichkeiten nicht unterwerfen müssen. Die Geschichte der Statistik zeigt uns zum einen, dass ihre Entstehung und Ausbreitung der allmählichen Durchsetzung einer materiell-funktionalen

²² Eingefangen im Bild vom „stahlharten Gehäuse“ bei Max Weber, Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus, in: Ders., Die Protestantische Ethik I. Eine Aufsatzsammlung, 8. Aufl., Gütersloh 1991, 27–277, hier 188. Die Statistik wird m. W. von Weber nicht prominent thematisiert; an einer Stelle spricht er von der „Entzauberung der Welt“ auch durch ihr „Berechnen“, allerdings konkret bezogen auf Naturwissenschaft und Technik: Ders., Wissenschaft als Beruf, in: Max Weber Gesamtausgabe, Bd. I.17, Tübingen 1992, 49–111, hier 87. Hingegen evozieren Max Horkheimer/Theodor Adorno, Begriff der Aufklärung, in: Dies., Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt am Main 1969, 9–49, hier 12 ff., 33 ff. allgemein „die Zahl“, die „Berechenbarkeit der Welt“ und explizit auch die Statistik als Element(e) der Durchsetzung empirisch-funktionaler Rationalität. Letztere ist für sie direkter Ausfluss der Kant’schen Vernunftkonzeption, die damit dekonstruiert wird (oder jedenfalls werden soll), während Weber den epistemologischen Status der ‚Rationalisierung‘ nicht eindeutig bestimmt.

²³ J. Scott, Seeing like a State (Anm. 10).

Perspektive auf die Welt gehorch(t)en, dass wir ihre Logiken also nicht als willkürlich konstruierte Ideologeme abtun und aushebeln können. Sie legt aber zum anderen auch nahe, dass diese Logiken, eben da historisch entstanden und gewachsen, nicht unhintergebar sind, dass wir ihrem Totalzugriff also nicht bedingungslos ausgeliefert sind. Die funktional-ökonomische Logik prägt unsere Welt stärker denn je, und sie wird dabei mehr denn je getragen und legitimiert durch die bestechende formale Evidenz und Stringenz der Statistik. Das Wissen um die epistemischen Grenzen und die historische Kontingenz dieser Evidenzfunktion hilft jedoch, diese Grenzen überall dort zu ziehen und zu verteidigen, wo für uns wichtige Werte und Sinngebungen bedroht erscheinen.

Dieser Beitrag soll somit eine zentrale Botschaft Heinz Schillings unterstreichen: Eine qualifizierte und kritische Reflexion über unsere Gegenwart bedarf auch und gerade der Geschichte Alteuropas, in der ihre Wurzeln liegen. An der Stelle eines trotzigsten Leugnens der Moderne durch eine relativistisch und konstruktivistisch argumentierende ‚Postmoderne‘, der allenfalls ein historisch naives ‚Zurück in die Zukunft‘ entspricht, anstelle aber auch eines blinden Vertrauens in die Verheißungen der Moderne – oder einer ebenso blinden Furcht vor ihr – erlaubt es eine Auseinandersetzung mit ‚Alteuropa‘, die komplexen Bedingungen ihrer Entstehung zu verstehen und damit auch die Potentiale zu ihrer Zügelung und Einhegung auszuloten. Es ist zu hoffen, dass dieses Reflexionspotential nicht mit dem Verweis auf seine ökonomische Funktionslosigkeit beiseite ‚rationalisiert‘ wird, sondern auf dem hohen Niveau erhalten bleibt, für das der Name und das Werk Heinz Schillings stehen.

„Alteuropa“ als Kunstepoche?

Ein Versuch am Beispiel alteuropäischer Grabmonumente

Von *Ruth Slenczka*

Vergleicht man Kunstgeschichte und Geschichtswissenschaft im Hinblick auf ihr Interesse an Periodisierungsfragen, fällt ein fundamentaler Unterschied ins Auge: Kunsthistoriker arbeiten nicht mit Geschichts-, sondern mit Kunstepochen. Sie periodisieren Kunstobjekte, indem sie sie Stilepochen zuordnen. Der Kunst- und der Stilbegriff wurden dabei zwar schon immer kontrovers verstanden, aber das Periodisierungsmodell nach Kunst- bzw. Stilepochen wurde nicht grundsätzlich in Frage gestellt. Obwohl sich die Dekonstruktion von Epochengrenzen großer Beliebtheit erfreut und das Interesse an Stilgeschichte als Formgeschichte in den Hintergrund getreten ist, blieb die klassische Einteilung der Kunstgeschichte in Stilepochen alternativlos, wie sich beispielsweise am 2006 bis 2009 in acht gewichtigen Bänden erschienenen Handbuch der „Geschichte der bildenden Kunst in Deutschland“ ablesen lässt: Den gewandelten Forschungsinteressen entsprechend stehen kultur-, medien- und gattungsgeschichtliche Fragen im Vordergrund: Zum hier beschäftigten Zeitraum 1200–1800 geht es um Medienwandel (Bd. 3), künstlerische Innovation und Werkstattorganisation (Bd. 4) und Vielfalt und Vernetzung der Gattungen (Bd. 5) als epochenbestimmende Merkmale. Dennoch tragen die Bände als Titel die traditionellen Stilbezeichnungen – „Gotik“ (Bd. 3), „Spätgotik und Renaissance“ (Bd. 4), „Barock und Rokoko“ (Bd. 5). Alternative Epochenmodelle aus der Geschichtswissenschaft wie das ‚Alteuropakonzept‘ wurden nicht rezipiert.

Für Allgemeinhistoriker sind Kunst- oder Stilepochen dann von Interesse, wenn Kunst bzw. Stil nicht isoliert untersucht, sondern als Ausdrucksform für Inhalte verstanden wird, die eine Geschichtsepoche bestimmen, und wenn die wechselseitige Abhängigkeit zwischen Bildproduktion und Rezeption einerseits und kulturellen, historisch bedingten Kontexten andererseits in den Blick genommen wird. Michael Baxandall hat im Hinblick auf die sozialhistorische Deutung von Kunst und Stil Pionierarbeit geleistet¹. Martin Warnke hat immer wieder die überragende Rolle der Kunst als Ausdruck

¹ *Michael Baxandall*, *Painting and Experience in 15th Century Italy. A Primer in the Social History of Pictorial Style*, Oxford 1972.

und Symbol herrschaftlicher Kultur dargestellt und damit auf die herrschaftsgeschichtliche Relevanz von Stilepochen hingewiesen². In neuerer Zeit traten kulturgeschichtliche Deutungsansätze in den Vordergrund³.

Im vorliegenden Beitrag soll der umgekehrte Weg eingeschlagen werden. Nicht die allgemeinhistorische Relevanz einer Kunstepoche, sondern die kunsthistorische Relevanz einer allgemeinhistorischen Epoche, des ‚alteuropäischen Zeitalters‘, soll zur Debatte stehen. Zugrunde gelegt wird dabei das von Otto Brunner und Dietrich Gerhard entwickelte Epochenmodell, um dessen Kritik es an dieser Stelle nicht gehen soll – sie bleibt anderen Beiträgen dieses Bandes überlassen.

Die Epoche ‚Alteuropa‘ eignet sich für eine solche Debatte besonders gut, da in dem damit bezeichneten Zeitraum (1200–1800) – ganz allgemein gesprochen – Kunst, Standesrepräsentation und Sakralisierung eine weitgehend unangefochtene, unauflösliche Einheit bildeten. Die Kunst – oder besser allgemeiner: die ‚*Visual Culture*‘ – könnte so etwas wie ein Prüfstein für die allgemeine Gültigkeit der epochalen Normen sein. Denn wird deren Gültigkeit nicht erst dann wirklich greifbar, wenn diese Normen auch die ‚*Visual Culture*‘ der Epoche bestimmten?

‚Alteuropa‘ könnte auf diese Weise zu einem Epochenmodell werden, das über die Disziplingrenzen der Geschichtswissenschaft hinaus auch für die Kunst- und Kulturwissenschaften relevant werden und eine interdisziplinäre Diskussion über die strukturgeschichtlichen Kontinuitäten der Ständeordnung, des ‚ganzen Hauses‘ und des Transzendenzbezugs in der Zeit von 1200–1800 und ihre Visualisierung in der Kunst anstoßen könnte.

I. Alteuropäische Kunst

Als ‚alteuropäisch‘ wären demnach solche Artefakte zu bezeichnen, in denen die epochalen Normen des Zeitalters künstlerischen Ausdruck finden. Wie das konkret aussehen kann, soll einleitend an einem Bildmonument vorgeführt werden, das geradezu als Programmbild des alteuropäischen Zeitalters und zugleich der ‚alteuropäischen Kunst‘ gelten kann:

Auf dem Mittelbild eines Triptychons von 1578, das zu den Kriegsverlusten des Berliner Kunstgewerbemuseums gehört⁴, sieht man einen präch-

² Die Thematik durchzieht sein Gesamtwerk. Umfassend entfaltet er sie z. B. im zweiten Band der im Beck-Verlag erschienenen Geschichte der deutschen Kunst: *Martin Warnke*, Spätmittelalter und Frühe Neuzeit 1400–1750, München 1999.

³ Zum aktuellen Diskurs: *Stephan Hoppe/Matthias Müller/Norbert Nussbaum* (Hrsg.), Stil als Bedeutung in der nordalpinen Renaissance. Wiederentdeckung einer methodischen Nachbarschaft, Regensburg 2008.

⁴ Süddeutsch, H. 86 cm, B. 155 cm, Inv. Nr. K 9348, von den Flügeln mit Wappen und Inschriften existieren keine Fotos.

tigen Palast. Seine fünf Stockwerke werden nach oben immer niedriger, die Fenster werden kleiner und zahlreicher (Abb. 1). Jedes Stockwerk steht für eine Generation, deren Vertreter als Halbfiguren aus den Fenstern blicken: Ein Haus der Familiengeschichte. Es sind die Vorfahren des Hausherrn Herzog Albrechts V. von Bayern, der mit seiner Gemahlin Anna von Österreich großformatig unter dem Eingangsportal thront, dahinter die drei Söhne. Diese Darstellung ist ein Bild des ganzen Hauses, der Wohn- und Wirkungsstätte der Familie. Leben und Arbeit bilden eine Einheit, der Hausherr zeigt sich nicht als Privatperson, sondern – ebenso wie seine Vorfahren – als Inhaber des Herrscheramtes mit dem erhobenen Schwert.

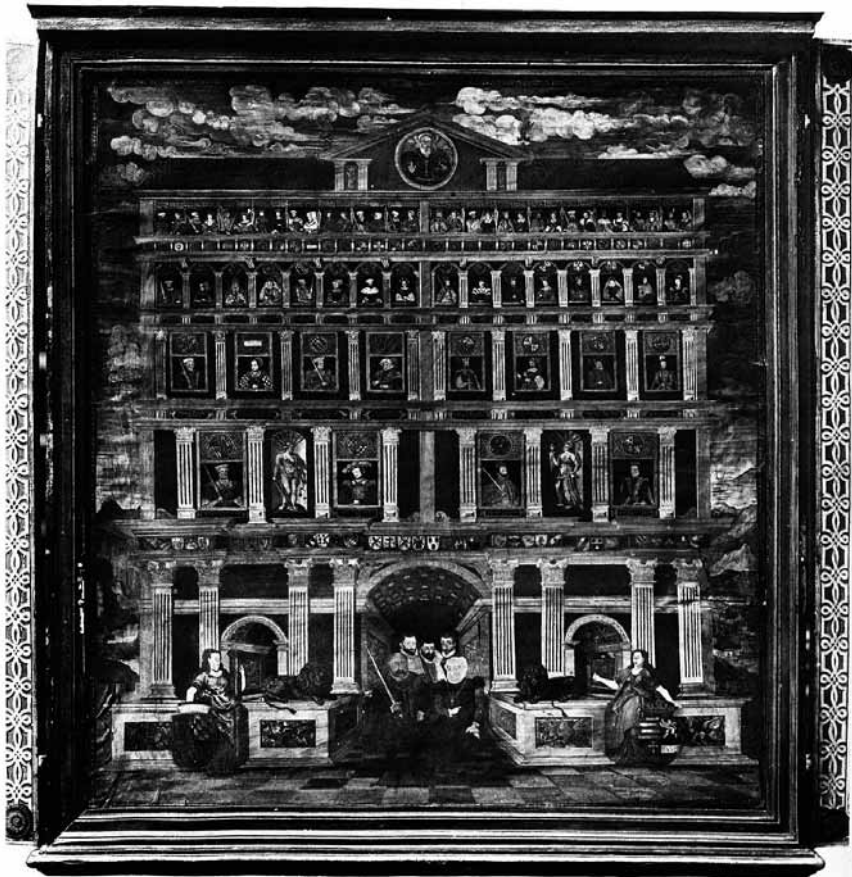


Abb. 1: Ahnenhaus Albrecht V. von Bayern, Mitteltafel eines Triptychons, 1578
(Kriegsverlust, ehem. Berlin Kunstgewerbemuseum Inv. K 9348)

Quelle: Der Deutsche Herold (1891), Beilage

Sie ist zugleich ein Bild der Standesrepräsentation, denn in der Einheit von Architektur und Dynastie repräsentiert sie den Herrscherstand. Das Bildnis des Herzogs ist ein Standesporträt, er wird durch die Zugehörigkeit zu einer mächtigen Familie definiert. Ein Wappenband zwischen dem Parterre und dem ersten Stockwerk vereint die Stadtwappen des Herzogtums und kennzeichnet auf diese Weise das Herrscherhaus als Mittelpunkt eines städte-reichen und daher wirtschaftsmächtigen Territoriums. Die von Wappenhalterinnen präsentierten großen Wappen Bayerns und Österreichs links und rechts des Eingangs nehmen die Wappenbilder der Flügelaußenseiten auf und dokumentieren die Verbundenheit des bayerischen Herzogtums mit dem Kaiserhaus. Darüber hinaus ist die Darstellung ein Bild des Transzendenzbezugs von Haus, Stand, Herrschaft und Familie, denn im Giebel erscheint in einem Tondo als überzeitlicher, ewiger Hausherr der *Salvator mundi*. Der Giebel weist wie ein Pfeil in den Himmel als sein Ziel. Mit ihm ist das Haus überwölbt. Christus erscheint wie ein rundes Siegel als Garant der ewigen Gültigkeit der ständischen Ordnung, des Hauses, seiner Altehrwürdigkeit und seines Fortbestands. Zugleich bildet das Rundbild ein Gegenüber zum Hausherrn und seiner Familie, die sich als einzige in derselben Mittelachse des Hauses befinden. Die Pilasterordnung der fensterlosen Mitte zwischen Christus und dem irdischen Hausherrn ist wie das Schema eines gegenläufig zum Generationenhaus ausgerichteten Stammbaums. Aus dem Transzendenzbezug erfährt der Herzog zusätzlich seine geistliche Legitimation, die mit der dynastischen verwoben ist.

In einem einzigen Bild kommt zusammen, was das ‚Alteuropäische‘ an der Kunst des Zeitalters ist: Neben ihrer inhaltlichen Ausrichtung auf Haus, Stand und Transzendenzbezug ist das vor allem eine große Kreativität in der Entwicklung von Sinnbildern zur Repräsentation ständischer Ordnung, zu ihrer sakralen Legitimierung und zur Formulierung von Leitbildern, Idealen und Utopien dieser Ordnung. Alteingeführte Bildelemente wie Standesporträts, Wappen und Palastarchitektur werden zu neuartigen Ordnungssystemen zusammengebunden, die Geschichte und Gegenwart, die ewige Familie und den Einzelnen sowie das zeitlose Herrschaftsamt und den sterblichen Amtsinhaber miteinander verbinden. An die Stelle des gängigeren genealogischen Ordnungsmodells des Baumes rückt ungewöhnlicher Weise das Haus. Die Bilder „Haus“, „Familie“ bzw. „Dynastie“ und „Tempel des Herrn“ bzw. „Behausung Gottes“ (Eph 2, 21 f.) werden übereinander projiziert und dadurch wechselseitig aufeinander bezogen: In einem ist das jeweils andere abgebildet, gemeinsam bilden sie eine Bedeutungseinheit.

Die Bildtafel entstand 1578 und es stellt sich die Frage, ob sie für ein ganzes mit 600 Jahren besonders langes Zeitalter und einen mit ‚Alteuropa‘ umrissenen Großraum stehen und so als typisch für das Phänomen einer ‚alteuropäischen Kunst‘ gelten kann. Diese Frage kann auf wenigen Seiten nicht

umfassend beantwortet werden. Stattdessen sollen die nachfolgenden Überlegungen Richtungen weisen, in denen weiter zu fragen und zu forschen wäre.

1. Die alteuropäische Zeitspanne (1200–1800)

Man wird die Ränder der Kunstepoche nicht scharf ziehen können. Fragen der Überlieferung spielen eine Rolle. Vieles wird erst in der Verdichtung des 15. Jahrhunderts wirklich greifbar, und auch das Epochenende ist nicht an einem Einzeldatum festzumachen. Aber ebenso wie für die Periodisierung der Geschichte, wird man auch für die der Kunst 1500 als gesamteuropäische Epochengrenze relativieren müssen: Für die deutsche Kunst bleibt die Zäsur zweifellos wichtig⁵. Aber die italienische Renaissance und die altniederländische ‚*ars nova*‘ begannen früher. Und im Hinblick auf die alteuropäischen Aufgaben und Inhalte der ‚*Visual Culture*‘ bilden die Renaissance und die Epochenschwelle um 1500 keine tiefen Einschnitte: Die Standesrepräsentation und ihre sakrale Legitimierung wurden zwar als Aufgabe der Kunst im langen 16. Jahrhundert der Auseinandersetzungen um die Reichsverfassung und die Konfessionen immer wichtiger, aber sie waren nicht neu. Die Kontinuierung des Althergekommenen prägte ihren Charakter.

Gegen was soll die ‚alteuropäische Kunst‘ hier abgesetzt werden? Was war davor und was kam danach? Für die Zeit davor lassen sich kaum verallgemeinerbare Aussagen treffen, weil die mangelnde Dichte der Überlieferung das verbietet. Und das Ende der Epoche ist zwar in der Negierung beschreibbar: Die Geltung verbindlicher Ordnungen wurde in Frage gestellt. Kunst zur Standesrepräsentation und zur sakralen Legitimierung von Ordnung verlor damit an Bedeutung. Die Höfe und die Stifter von Kirchenausstattungen wurden in ihrer Rolle als Auftraggeber marginalisiert, und Kirchen und Höfe verloren ihren Status als wichtigste künstlerische Innovationszentren. Was mit der Moderne an die Stelle der alteuropäischen Kunst trat, ist hingegen kaum auf einen Nenner zu bringen: Mit dem Geltungsverlust verbindlicher Ordnungen verlor die Kunst nicht nur ihre traditionelle Aufgabe, sondern auch ihre Symbolisierungsfähigkeit, die an objektive Werte gebunden war. In der ‚Sattelzeit‘ veränderte sich nicht nur die Semantik der Sprache, sondern auch die der Kunst. Sehr allgemein und in fahrlässiger Verkürzung gesagt, suchten Künstler ihre Aufgabe nicht mehr in der Symbolisierung allgemeinverbindlicher Normen, sondern in der Gestaltung subjektiver Erfahrung. Entsprechend änderten sich auch die Sehgewohnheiten:

⁵ 1500 bleibt daher für die deutsche Kunstgeschichte eine Epochenschwelle, vgl. etwa Norbert Nußbaum/Claudia Euskirchen/Stephan Hoppe (Hrsg.), *Wege zur Renaissance. Beobachtungen zu den Anfängen neuzeitlicher Kunstauffassung im Rheinland und den Nachbargebieten um 1500*, Köln 2003.

Betrachten ging es um das subjektive Kunsterleben und Empfinden und um innere Werte, die nicht von einem verbindlichen Wertesystem vorgegeben waren. In der Moderne wird man daher ausgehend von Inhalten und Aufgaben der Kunst kaum epochale Einheiten bilden können, schon gar nicht solche von europäischer Geltung.

a) ‚Alteuropäische Kunst‘ als Einheit
nach Inhalt und Aufgaben

Ebenso wie für die Geschichtsepoche lässt sich auch für die Kunstepoche die epochale Einheit des langen Zeitalters bestreiten: Die Formensprache durchlief in den sechs Jahrhunderten einen Wandlungsprozess, der in der Abfolge unterschiedlicher Stilepochen beschrieben werden kann. Die epochale Einheit und Kontinuität kann dem gegenüber nur ausgehend von den Inhalten und Aufgaben der Kunst gesucht werden. Diese bilden nun in der Tat ein gewichtiges Kontinuitätsmoment: Beginnend mit der Gotik, deren Ausbreitung in der Kathedralarchitektur Frankreichs Dieter Kimpel und Robert Suckale als Ausdruck des Erstarkens der Königsherrschaft gegenüber der Kirche deuteten⁶, bis hin zur Schlossarchitektur des Absolutismus blieb die Repräsentation der Ständehierarchie, ihre dynastische und sakrale Legitimierung sowie ihre Ausrichtung nach Leitbildern eine Hauptaufgabe der Produktion und Rezeption nicht nur der Architektur, sondern der Kunst insgesamt.

Neben diesen ‚alteuropäischen‘ Aufgaben und Inhalten gab es zweifellos auch anderes. Gegen die Einheit und Kontinuität der Epoche stehen eine Vielfalt von Verschiedenem und Diskontinuitäten. Das gilt für die Kunstepoche in derselben Weise wie für die Geschichtsepoche. Aber das, was hier als ‚alteuropäisch‘ beschrieben wird, besaß über die gesamte Zeitspanne innerhalb des Großraumes eine Gültigkeit und Präsenz, die gerechtfertigt erscheinen lässt, ihm epochale Bedeutung zuzuschreiben.

b) Wappen, Grabbilder und Porträts
als alteuropäische Phänomene

Ein starkes Argument für die Einheit Alteuropas als Kunstepoche ist meines Erachtens die Existenz von Bildformen, die nicht nur dem Inhalt und der Aufgabe nach als alteuropäisch bezeichnet werden können, sondern die zudem mit dem Beginn des Zeitalters aufkamen und an seinem Ende einen Bedeutungseinbruch erlitten: Dazu gehören Wappen, Grabbilder und Porträts.

⁶ So in der unübertroffenen Darstellung von *Dieter Kimpel/Robert Suckale*, *Die gotische Architektur in Frankreich. 1130–1270*, München 1995.

Die seit dem späten 12. Jahrhundert auftauchenden Wappen bilden mit den in derselben Zeit aufkommenden Grabfiguren Bildformen, in denen Personen als Standesvertreter visualisiert werden. In Grabfiguren wird erstmals ein Interesse an der Darstellung individualisierter Physiognomien fassbar, das der im ausgehenden 14. Jahrhundert entstehenden Gattung des Porträts in Gemäldeform vorausging. Das Porträt machte sich in der Folgezeit alle künstlerischen und kunsthandwerklichen Gattungen zu eigen. Zunächst Wappen, später auch Porträts wurden zu Standesmarkierungen im politischen Raum. Ihre Allgegenwart prägte vor allem den gesellschaftlichen Verdichtungsraum der Stadt, Paravicini hat das für Wappen 1998 in einem grandiosen Aufsatz entfaltet⁷. Was spätestens seit dem 15. Jahrhundert für die Wappen galt, galt in ähnlicher Weise seit dem 16. Jahrhundert für Porträts: Man fand sie im Außenraum an Brunnen, über Portalen, an Treppenbrüstungen und Erkern, sowie an Fassaden. Sie schmückten die Innenräume von Schlössern, Rathäusern, Schulen und Kirchen, sowie von Zunftstuben, Gaststuben und Wohnhäusern. In Form von Fresken, Reliefs, Gemälden, Bildfenstern, Teppichen oder auch als Druckgrafik hingen sie an den Wänden. Sie fanden sich auf Türen, Möbeln und Ofenkacheln, auf Geschirr und auf Büchern, auf Münzen und Medaillen und auf Waffen. Wappen und Standesporträts waren dabei keineswegs randständige Kunstgegenstände, sondern blieben während der gesamten Epoche Zentralthemen künstlerischer Auseinandersetzung, in der Zeit vom 15. bis 17. Jahrhundert kann man sogar von einem Wappen- und Porträtboom sprechen.

c) Das individuelle Standesporträt

Bis ans Ende des Alten Reiches dienten Wappen und Porträts in erster Linie der Standeskennzeichnung. Hans Beltings Deutung der Individualisierung des Porträts als Ausdruck des Autonomisierungsprozesses der Kunst, ihrer Loslösung aus sakralen und ständischen Kontexten, bleibt unübertroffen⁸. Gerade die stabile Allianz zwischen der antiken Bildform des individualisierten Porträts und der nachantiken des Wappens weist jedoch darauf hin, dass auch das „ähnliche Porträt“ seine Aufgabe als Standesporträt keinesfalls verlor. Diese Allianz begegnet insbesondere auf alteuropäischen Münzen und Medaillen und überall da, wo Porträts in genealogischen Zusammenhängen standen wie in Memorialmonumenten oder Ahnengalerien. Auch auf den sogenannten „Privatporträts“ erschienen die Bildnisse häufig in Verbindung mit Wappen auf Rückseiten, Deckeln, Rahmen oder unmittel-

⁷ Werner Paravicini, Gruppe und Person. Repräsentation durch Wappen im späten Mittelalter, in: Die Repräsentation der Gruppen. Texte – Bilder – Objekte, hrsg. v. Otto Gerhard Oexle / Andrea von Hülsen-Esch, Göttingen 1998, 327–389.

⁸ Entfaltet in: Hans Belting / Christiane Kruse, Die Erfindung des Gemäldes. Das erste Jahrhundert der niederländischen Malerei, München 1994.

bar im Bildgrund⁹. Es entstanden natürlich auch Porträts für Kontexte, in denen die Standeskennzeichnung zurücktrat; bis 1800 diente der weitaus größere Teil des Porträtschaffens jedoch der ständischen Verortung. Die Bedeutung der Individualisierung der Physiognomien zur Kennzeichnung der Familienzugehörigkeit und damit zur ständischen Distinktion kann gar nicht überschätzt werden.

Dass das Porträt auch in der Antike eine große Rolle spielte, schmälert seinen ‚alteuropäischen Charakter‘ nicht. Auch andere alteuropäische Phänomene wie z. B. die Wirtschaftseinheit des ‚ganzen Hauses‘ haben Vorläufer bzw. Analogien im antiken Rom. Bild- und Wirtschaftsformen können in unterschiedlichen gesellschaftlichen Ordnungsmodellen Verwendung finden.

2. Der alteuropäische Kulturraum

Neben der Frage nach der Einheit der 600-jährigen Zeitspanne stellt sich auch die nach der Einheit des alteuropäischen Kulturraumes. Denn Kunst ist nur dann epochenbeherrschend, wenn der gesamte Kunstraum von ihr durchdrungen ist: Es ist sinnvoll, von einem Zeitalter der Gotik zu sprechen, wenn eine gotische Kirche keine Ausnahme, sondern den Normalfall darstellt, und wenn die Stilmerkmale der Gotik nicht nur Kirchen, sondern auch andere Bauwerke und darüber hinaus auch die Kunsterzeugnisse anderer künstlerischer Gattungen, der Skulptur und der Malerei, erfasst haben. Eine europäische Binnendifferenzierung ist dabei unerlässlich, aber gerade in Abgrenzung zu außereuropäischen Kulturräumen ist es sinnvoll, nach den gesamteuropäischen Gemeinsamkeiten zu fragen.

a) Ständische Raumordnung

Man könnte versuchen, den alteuropäischen Kulturraum in seiner Zusammensetzung aus sich herausbildenden Territorien, aus Klöstern, Städten und Dörfern so zu beschreiben, wie er durch die Architektur und die Ausstattung der Gebäude ständisch geordnet wurde. Man könnte dabei so weit gehen zu konstatieren, dass die Ständeordnung in Architektur und Raumausstattung als dauerhaft gültig festgeschrieben wurde: Die Bauten blieben bestehen und verwandelten dadurch Ansprüche in visuell erfahrbare Wirklichkeit,

⁹ Angelica Dülberg hat die Bezeichnung ‚Privatporträt‘ für kleinformatige Bilder eingeführt, die i. d. R. nicht an der Wand hingen, sondern in Schatullen oder durch Deckel geschützt liegend aufbewahrt wurden. *Angelica Dülberg*, Privatporträts. Geschichte und Ikonologie einer Gattung im 15. und 16. Jahrhundert, Berlin 1990. „Privat“ ist dabei allerdings nicht als Gegenbegriff zu „amtlich“ oder „offiziell“ zu verstehen, denn es handelt sich wie bei den Großformaten häufig um Standes- oder Amtsporträts. „Privat“ ist lediglich der Vorgang des Betrachtens, denn durch das geringe Format sind die Bilder auf Einzelbetrachtung angelegt.

auch wenn die Realpolitik scheiterte. Mit Großarchitekturen wie Klöstern, Burgen und Schlössern, sowie mit Städten und Dörfern wurden Herrschaftsräume abgesteckt. Durch sie wurde der Adel zum mächtigsten Stand. Die Dominanz der Kirchenbauten ist dabei Ausdruck der engen Verschränkung von Herrschaft und Religion. An der Größe, an den Standorten und am Material der Häuser lässt sich die Standeszugehörigkeit ihrer Bewohner unterscheiden. In den generationenüberdauernden Steinbauten der höheren Stände bildete sich ihre größere gesellschaftspolitische Bedeutung ab, aber auch der Anspruch auf ewige Gültigkeit der ständischen Sonderrolle des Adels. Auch der Baudekor, insbesondere der Wappenschmuck der Fassaden, diente der ständischen Zuordnung. Mit der Verdichtung der Herrschaftsräume verdichtete sich auch die in Bauten und ihrer Ausstattung festgeschriebene Ständeordnung.

b) Das „ganze Haus“

„Alteuropäische Häuser“ zeichneten sich durch die Verbindung von Leben und Arbeit unter einem Dach aus. Mit einer Untersuchung der konkreten architektonischen Erscheinungsformen alteuropäischer Häuser ließe sich die Institution des „ganzen Hauses“ als Alteuropa in Zeit und Raum prägendes Kontinuum beschreiben. Die ständischen Unterschiede wären dabei in den Blick zu nehmen. Der eher wirtschaftshistorische Begriff ließe sich um eine sozial- und geschichtshistorische Dimension erweitern. Der Zusammenhang zwischen dem Haus als Wirtschaftseinheit und seiner Bedeutung als Ausdruck des genealogischen, ständeorientierten Denkens wäre dabei herzustellen. Norbert Elias hat dies methodisch innovativ und wirkungsreich für „die höfische Gesellschaft“ des 18. Jahrhunderts unternommen¹⁰. Die Auflösung der Institution des „ganzen Hauses“ an der Epochenschwelle um 1800, mit dem Leben und Arbeiten räumlich auseinander traten, wäre als architektonischer Umbruch zu beschreiben.

Wenn es gelingen würde, die Formen der ständischen Raumordnung Alteuropas von außereuropäischen Gebieten oder auch von der Raumordnung Europas vor 1200 und nach 1800 abzugrenzen, ließe sich die Spezifik Alteuropas besser und tiefer verstehen.

3. Die Dominanz der oberen Stände

Ein Problem besteht allerdings darin, dass man – ebenso wie in Schriftquellen – auch in den künstlerischen Medien vor allem den Herrschafts-

¹⁰ Im dritten Kapitel untersucht er „Wohnstrukturen als Anzeiger gesellschaftlicher Strukturen“. Norbert Elias, *Die höfische Gesellschaft. Untersuchungen zur Soziologie des Königtums und der höfischen Aristokratie*, 5. Aufl., Frankfurt am Main 1990, 68–101.

stand, kaum hingegen die nachgeordneten Stände zu fassen bekommt. Das ist nicht verwunderlich, weil die ständische Oberschicht nicht nur Herrschafts- und Wirtschafts-, sondern auch Kulturträger war. Entsprechend war die Kunst vorrangig das Repräsentationsmedium des städtischen Patriziats, der kirchlichen Obrigkeit und des regierenden Adels. In Inhalten und Aufgaben der Kunst, in Leitbildern und in Qualitätskriterien dominierten dabei die Gemeinsamkeiten zwischen Stadt und Hof¹¹. Was sich als epochale Kunst fassen lässt, ist somit nicht repräsentativ für die Gesamtheit der Stände. Gleichwohl ist es repräsentativ dafür, wie sich die Ständeordnung in die Lebenswelt der Epoche einschrieb – als eine hierarchische Ordnung Ungleicher.

II. Alteuropäische Grabmonumente

Im Folgenden soll entfaltet werden, inwiefern Grabmonumente als ‚alt-europäisches Phänomen‘ bezeichnet werden können und mit welchen künstlerischen Mitteln die epochenkonstituierenden Normen Alteuropas in diesem Bildmedium zum Ausdruck gebracht wurden. Als großer Lehrmeister für die Frage, wie das methodisch anzugehen sei, kann Erwin Panofsky gelten: In seinem letzten zu Lebzeiten erschienenen Buch untersuchte er, in welcher Weise Todesvorstellungen von Alt-Ägypten bis Bernini in Grabmonumenten materialisiert und künstlerisch gestaltet wurden¹². Den hier interessierenden Zeitraum unterteilte er in zwei Epochen: In „die frühchristliche Periode und das Mittelalter nördlich der Alpen“ und „die Renaissance, ihre Vorstufen und ihre Nachfolge“. Mit den Todesvorstellungen änderte sich Panofsky zufolge die Aufgabe der Grabmonumente von jenseitiger zu diesseitiger *Memoria*. Der Stilwandel vom Mittelalter zur Renaissance brachte dies zum Ausdruck: Während mittelalterliche Grabmonumente die Jenseitsorientierung des Todes ausdrückten, dienten die Monumente der Renaissance der Sorge um ein ruhmreiches Fortleben auf Erden¹³.

Während Panofsky Grabmäler als ‚symbolische Form‘ (so der Begriff von Ernst Cassirer) der Todes- und Jenseitsvorstellung in den Blick nahm, sollen

¹¹ Die bis in die jüngste Zeit immer wieder unternommenen Versuche, die „Befreiung“ der Kunst aus ständischen und auch aus sakralen Zwängen als bürgerliche Erfolgsgeschichte zu schreiben, werden der Wirklichkeit der städtischen Gesellschaft nicht gerecht, in der das Patriziat als städtische Obrigkeit Kulturträger war und die Kunstproduktion und -verwendung in ähnlicher Weise dominierte wie der Adel in den Landesherrschaften.

¹² *Erwin Panofsky*, Grabplastik. Vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Alt-Ägypten bis Bernini, Köln 1964.

¹³ Jenseitsorientierte und diesseitige *Memoria* mussten allerdings keinen scharfen Gegensatz bilden und so wird man auch bei der Formensprache differenzieren müssen: Panofsky selbst wies darauf hin, dass auch antike Formen durch ihre christliche Vereinnahmung durchaus Jenseitsorientierung zum Ausdruck bringen konnten. Umgekehrt wird man auch gotischen Grabmälern die Funktion diesseitiger *Memoria* nicht grundsätzlich absprechen können.

sie hier als Repräsentationsform der sakral legitimierten Ständeordnung und damit als ‚symbolische Form‘ Alteuropas verstanden werden. Im Hinblick auf diese Funktion stellte die Renaissance keine Zäsur dar.

Beerdigungs- und Grabmalkultur waren eng mit der ständischen Ordnung der Gesellschaft verbunden. Aufwändige Grabmäler mit Bildnissen waren Standesurkunden, in ihnen wurde die sakrale Würde einer Person und ihrer Familie ablesbar. Und sie wurden das im Zusammenhang mit der Situation, in der die Stabilität der gesellschaftlichen Ordnung am meisten gefährdet war: Wenn nach dem Tod einer Person, die an der Spitze eines Hauses, einer Familie oder Dynastie, einer kirchlichen oder außerkirchlichen Institution, einer Werkstatt oder eines Bauernhofes, einer Handelsgesellschaft oder auch einer Landesherrschaft stand, ein Generationenwechsel vollzogen wurde. Ein Nachfolger musste sich etablieren. Die Hervorhebung der dynastischen und ständischen Kontinuität in Grabmälern konnte dazu beitragen, seinen Rechtsanspruch zu untermauern. Grabdenkmäler gehören zu den Dokumenten, in denen sich die außerordentliche Stabilität der Alteuropa konstituierenden Institutionen der Familie, des Hauses und der ständischen Ordnung manifestiert.

Es stellt sich allerdings die Frage, ob solche Grabmäler erst mit dem Beginn Alteuropas um 1200 auftauchten. Ob nicht ältere Grabmäler schon dieselbe ständisch legitimierende Funktion hatten. Vielleicht lässt sich eine um 1200 zu fassende Innovation als Zäsur erhärten: Nach einzelnen Vorläufern im 11. und 12. Jahrhundert etablierte sich nach 1200 in ganz Europa das Figurengrabmal als neue Bildform, die – zumindest im sozial gehobenen Bereich – bis um 1800 vorherrschend blieb. In der Grabfigur wurde der Verstorbene als Standesvertreter vergegenwärtigt. Dieses Standeskennzeichen machte die Kontinuität zwischen dem verstorbenen Vorgänger und dem lebenden Nachfolger ganz konkret sichtbar. Auch wenn schon ältere Grabmonumente standeslegitimierende Funktion gehabt haben mögen, könnte man diese Innovation um 1200 auf eine Bedeutungssteigerung der ständischen Repräsentation in dieser Zeit zurückführen. Die Allianz zwischen Grabmal und Grabfigur bzw. Standesporträt ließe sich auf diese Weise als ‚alteuropäisches Phänomen‘ deuten.

1. Die Präsenz von Grabmälern im Kirchenraum

Um 1200 veränderten sich auch die Kirchenräume: Figürlich dekorierte Grabplatten von Klerikern und Adligen begannen, um eine Formulierung von Berthold Hinz aufzugreifen, die Kirchen Alteuropas zu „bevölkern“¹⁴. Um 1400 erfolgte eine weitere Verdichtung und neben den Klerus- und

¹⁴ Berthold Hinz, Das Grabdenkmal Rudolfs von Schwaben. Monument der Propaganda und Paradigma der Gattung, Frankfurt am Main 1996, 6.

Adelsgrablegen gewannen bürgerliche Grablegen an Bedeutung. Neben den alten Reichsklöstern und Bischofskirchen wurden städtische Pfarrkirchen und Bettelordenskirchen zu Grablegen ausgebaut. Mit dem Grad der gesellschaftlichen Konkurrenz stieg auch die Bedeutung der Grabmäler als Repräsentationsmedien des sozialpolitischen Status der Stifterfamilien. Sie wurden größer und beherrschten den Kirchenraum. Innerhalb der alteuropäischen Epoche war die kirchliche Grabkunst in der Phase am wichtigsten, in der die Kirchenräume ihre größte politische Bedeutung entfalteten und in der Herrschaft und Ständeordnung vor allem sakral definiert und legitimiert wurden, d. h. im Zeitalter der Konfessionalisierung. In dieser Zeit nahmen Kirchen unter den Repräsentationsbauten von Städten und Territorien eine Leitfunktion ein. Stadtkirchen wurden zu Residenzkirchen ausgebaut, Patronatskirchen des niederen Adels als Grabes- und Ruhmeshallen der Patronatsdynastie ausgestattet, Ratskirchen ringsum mit städtischen Familiengrablegen versehen. Als andere Gebäude, vor allem Schlösser und Rathäuser, den Kirchen diesen Status streitig machten, verloren sie auch ihre Bedeutung als Repräsentationszentren ständischer Ordnung.

Solange Grabmäler mit dem Kirchenraum verbunden blieben, behielt die Ordnung Alteuropas einen sakralen Charakter: Sie wurde als vorfindliche göttliche Ordnung von unhinterfragbarer Verbindlichkeit anerkannt. Für die sakrale Legitimierung der Nachfolgeordnung spielt die Allianz zwischen Kirchenraum und Grabmal daher eine entscheidende Rolle.

Sie blieb während der gesamten alteuropäischen Epoche stabil. Alternativen zum Kirchenraum als Ort für aufwändige Grabmäler konnten sich nicht durchsetzen: Friedhöfe wurden – von wenigen Ausnahmen wie dem Stadtgottesacker in Halle abgesehen – vor dem 19. Jahrhundert nicht zu alternativen Aufstellungsorten für aufwändige Grabmonumente. In den meisten Orten, in denen städtische Friedhöfe außerhalb der Stadtmauern angelegt wurden, ließen sich sozial herausgehobene Personen weiterhin in den Kirchen bestatten. Besonders im norddeutschen Raum wurden Kirchenbestattungen erst Ende des 19. Jahrhunderts eingestellt¹⁵. Bis dahin blieben mit den Gräbern auch die Grabmonumente Bestandteil des Kirchenraumes.

2. Das Ende der alteuropäischen Grabmalkunst

Mit dem Verlust ihrer sakral legitimierenden Funktion endete in der Aufklärung das Zeitalter der Figurengrabmäler. Panofsky setzte den zeitlichen Endpunkt mit Bernini sehr früh; das ist im Hinblick auf die ästhetische Qua-

¹⁵ In Stralsund hatten z. B. die Schweden die Kirchenbestattung zwar schon 1778 verboten und es wurden keine neuen Grablegen mehr angelegt. Aber die vorhandenen wurden noch bis Ende des 19. Jahrhunderts weitergenutzt. *Fritz Adler*, Stralsundische Begräbnisstätten, in: Pommersche Jahrbücher 33 (1939), 3–11.

lität der europäischen Grabmalkunst sicherlich ein zutreffendes Urteil. Fragt man nach der Präsenz der Grabmonumente im Kirchenraum, müsste man den Endpunkt meines Erachtens jedoch weiter nach hinten verschieben. Erst als die Gattung um 1800 mit ihrer künstlerischen Bedeutung auch ihre Akzeptanz als Bestandteil des Gottesdienstraumes verloren hatte, hörte die Epoche der alteuropäischen Grabmalkunst auf. Gleichzeitig wurden auch Kirchenbestattungen so gut wie vollständig abgeschafft. Das Verständnis für die Besetzung des Kirchenraumes mit Grabdenkmälern brach weg. Ironische Distanzierung kam auf, Ignoranz und Ablehnung des Altüberkommenen wurden zur gängigen Haltung gegenüber einer Kulturpraxis, die etwa 1000 Jahre lang selbstverständlich gewesen war und alle vorangegangenen einschneidenden Zäsuren wie etwa die Reformation in erstaunlicher Unangefochtenheit überdauert hatte. Im besten Fall blieben die alten Grabmäler dennoch erhalten, jedoch in neuer, musealer Aufstellung, die ihren Charakter und den des Kirchenraums grundlegend änderte. Neue Monumente waren äußerst selten. In ihrer pompös-prunkvollen, oft gewollt altertümlichen Aufmachung wirken sie eigentümlich unangemessen und anachronistisch; soziale Aufsteiger, gerade solche, die neu in den Adelsstand erhoben wurden, versuchten, mittels aufwändiger Memorialmonumente an die vormodernen Traditionen vergangener Zeiten anzuknüpfen.

Vielleicht trat an die Stelle der alten Allianz von Grabmal und Kirche die neue von Memorialmonument und Natur, die sich mit der englischen Gartenmode in ganz Europa ausbreitete: Es wurde Mode, englische Gärten mit abstrakten Memorialdenkmälern auszustatten. „Rousseauinseln“ bildeten eine Variante dieses Phänomens.

Die Union von Grabdenkmal und Kirchenraum blieb allerdings auch über die Epochenschwelle hinaus so wirkmächtig, dass noch die ersten säkularen Grabmalsräume im neuzeitlichen Europa, das Pariser Pantheon und seine Nachfolgebauten bis hin zur Wallhalla, an die Architektur von Sakralräumen, von Kirchen und Tempeln anknüpften.

3. Die ständische Hierarchie

Nicht jeder erhielt ein aufwändiges Grabmal. Vielmehr sind Grabmäler Repräsentationsmonumente der höheren Stände. Kirchenrechtliche Bestimmungen, im katholischen Bereich zusätzlich ihre Bestätigung im Konzil von Trient, zementierten die Exklusivität des Anspruchs auf Grabmonumente im Kirchenraum. Ähnlich wie die Stuhlordnungen spiegelte auch die Belegung der Kirchen mit Grabmonumenten die Ständeordnung als hierarchische Ordnung: Über die Grenze der Reformation hinweg blieb der Chorraum gleichermaßen bei den Katholiken und Lutheranern der vornehmste Bestattungsort, der in der Regel der Obrigkeit vorbehalten war.

4. Grabmäler als Familienmonumente

Grabmonumente waren Familienmonumente: Ständische *Memoria* war eine vorrangige Familienangelegenheit. Die Familie war an der Festschreibung und Stabilisierung der Ständeordnung interessiert; Familiengrablegen konnten dazu beitragen. Die Familie garantierte für die Aufrechterhaltung der *Memoria*. Das Aussterben einer Familie bildete die größte Gefahr für eine Grablege: Sie verwaiste, wurde aufgelassen oder auch von einer anderen Familien annektiert. Solange die Eingebundenheit in einen Familienkontext, in eine Dynastie, in eine Abstammungsreihe vorhanden war, behielten Grabmonumente sakral legitimierende Funktion für die Gegenwart. Sie unterstützten den Fortbestand altherwürdiger Ordnungsmuster und ihrer Gültigkeit.

Dass es um Familienmonumente ging, zeigt sich u. a. in der Zusammengehörigkeit von Bildnis und Familienwappen am Grabmal. Zuerst auf spanischen Königsgrabmälern des 12. Jahrhunderts wurden die Liegefiguren von Wappen umgeben und die Verbindung von Wappen und Porträt blieb am Grabmal über Jahrhunderte selbstverständlich. Der Einzelne wurde als Spross seiner Familie definiert. Seine Individualität war genealogisch determiniert. Besonders eindrücklich zeigt sich dieser Zusammenhang am Grabmonument für Herzog Ulrich von Mecklenburg und seine beiden Gemahlinnen im Güstrower Dom, das 1584–87 entstand und 1597–99 erweitert wurde: Lebensgroß und stark individualisiert knien der Landesherr und seine Gemahlinnen vollplastisch vor ihren Stammtafeln, die hinter ihnen an der Wand bis zum Gewölbe hinaufragen und in Wappen, Namensinschriften und kleine Büsten die Vorfahren aus vier Generationen abbilden (Abb. 2). Weil die Herzoginnen für den Fortbestand der Dynastie unverzichtbar waren, erhielten sie einen dem Landesherrn entsprechenden Status. Während die erste Gemahlin, Elisabeth von Dänemark, aus königlichem Haus stammte, war die zweite „nur“ Tochter des Herzogs von Pommern. In ihrem Stammbaum wird ihr minderer Status kompensiert, indem die Vielzahl kurfürstlicher und königlicher Vorfahren – anders als bei den beiden anderen Stammtafeln – durch den amtskennzeichnenden Habit visualisiert wird¹⁶.

¹⁶ Die dynastisch-legitimierende Funktion des Grabmals beschreibt *Kilian Heck*, *Genealogie als Monument und Argument*, München/Berlin 2002, 192–206; meine Beobachtung der unterschiedlichen Darstellungsweise der Kurfürsten und Könige unterstützt seine Deutung des Monuments.

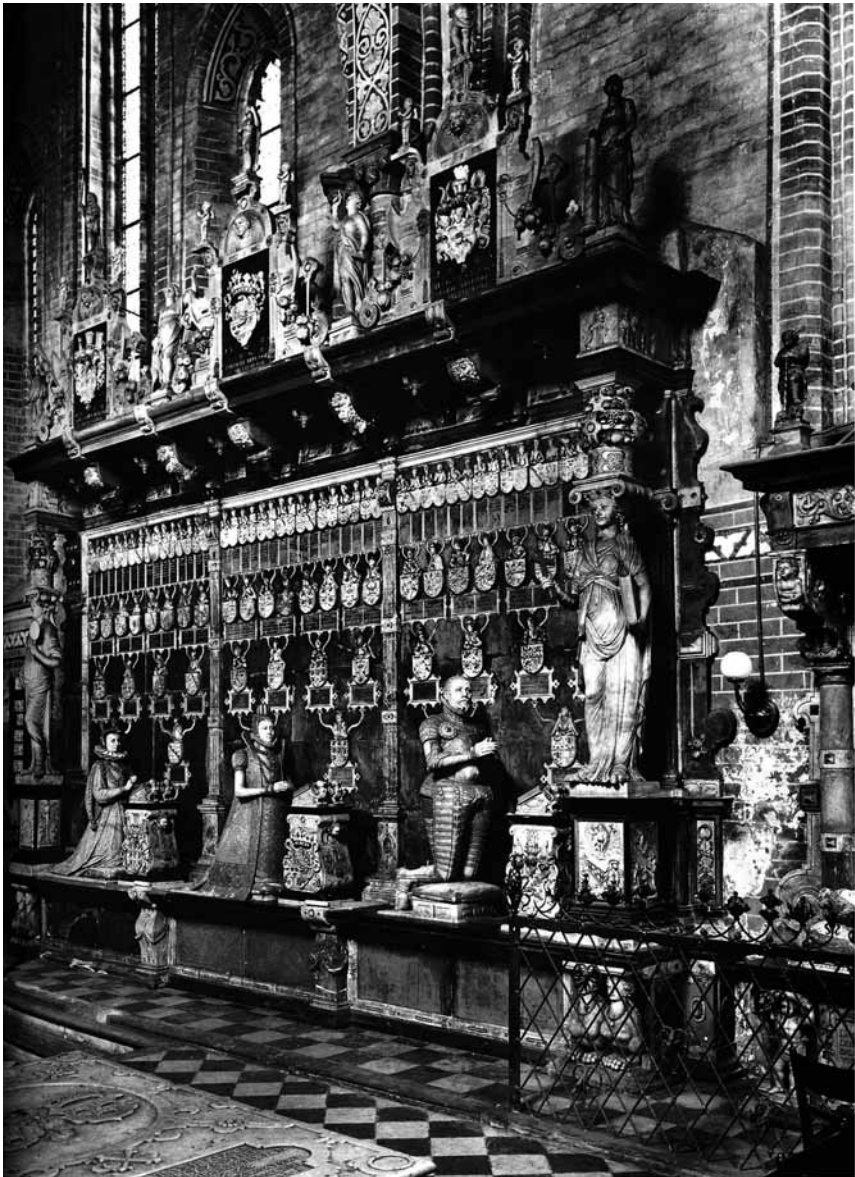


Abb. 2: Grabmonument für Herzog Ulrich von Mecklenburg und seine beiden Ehefrauen, Güstrow, „Dom“, 1584–1599
© SLUB/Deutsche Fotothek, Walter Möbius

5. Individualisierung und Geschichtlichkeit

Grabfiguren stehen am Beginn der nachantiken Porträtgeschichte. Physiognomische Ähnlichkeit wurde seit dem 14. Jahrhundert zunehmend zu einer Forderung, die an die Gestaltung von Grabfiguren gestellt wurde.

Am Grabmal Ulrichs von Mecklenburg wird ersichtlich, dass die individualisierten Züge der Grabfiguren den Einzelnen nicht aus seiner genealogischen und ständischen Einbindung herauslösten, sondern als ihr zugehörig definierten. In der physiognomischen Besonderheit und Wiedererkennbarkeit kam zum Ausdruck, was in den Stammbäumen hinter den Grabskulpturen entfaltet wurde: Dass der einzelne genealogische Wurzeln hat, die seinen Status und auch seine Gesamterscheinung als geschichtlich geworden und damit im Verständnis der Zeit als heilsgeschichtlich determiniert hervorgebracht haben. Der Ausgestaltung der individualisierten Physiognomie als Familienähnlichkeit kam in diesem Zusammenhang eine herausragende Rolle zu.

Noch in einer weiteren Beziehung dienten individualisierte Physiognomien in der Grabskulptur der Einbindung des Einzelnen in die generationenübergreifende soziale und gesellschaftliche Ordnung: als Einzeichnung von Altersmerkmalen in zeitlose Idealphysiognomien. Wappen, Kleidung und Insignien der Grabfigur repräsentierten die ständische und familiäre Zugehörigkeit sowie den sozialen und amtlichen Status einer Person und damit die überzeitlichen Ordnungen, die Kontinuität und Stabilität garantierten. In den Altersmerkmalen wurde hingegen die Individualität und Sterblichkeit der Einzelperson sichtbar, an deren Stelle nach dem Tod ein Nachfolger trat. An der empfindlichen Scharnierstelle zwischen zwei Generationen stand das Grabmal, das im Verweis auf die überzeitliche Ordnung einerseits und auf die in die Physiognomie eingezeichnete Sterblichkeit des Vorgängers andererseits den Nachfolger legitimierte. Ich möchte das an einem frühen Beispiel näher erläutern: Am Grabmal für Rudolf von Habsburg im Speyrer Dom (Abb. 3), das – glaubt man dem Chronisten der steirischen Chronik – kurz vor seinem Tod entstand (er starb 1291). Der Herrscher ist in fortgeschrittenem Alter dargestellt. Sorgsam wurden auf der Stirn Falte um Falte die Spuren des Alters in das Antlitz eingeschrieben. Ottokar aus der Gaal beschrieb in seiner zwischen 1309 und 1318/19 entstandenen Österreichischen Reimchronik, dass der Künstler dafür das tatsächliche Aussehen des Königs genau studiert habe. Als noch vor dem Tod Rudolfs eine Falte hinzugekommen sei, „huop [er, der Künstler,] sich uf sin strazen und liuf hinz Elsazen, da der kunic do was: da nam er zu und las an den sachen die warheit, als man im het geseit.“ Zurück in Speyer habe er die schon fertige Grabfigur verworfen „unde macht ez [das bild] aber gelich Rudolfen dem kunic rich“¹⁷.

¹⁷ Ottokars Österreichische Reimchronik Teil I. MGH Dt. Chron. 5.1, hrsg. v. *Joseph Seemüller*, Hannover 1890, 509, V. 39160–39165 und 39170 f. Die Komik dieser anekdotischen Erzählung beschäftigte schon *E. Panofsky*, Grabplastik (Anm. 12), 58.



Abb. 3: Grabfigur König Rudolfs von Habsburg, gest. 1291,
Speyer, Dom (Detail)

© Foto Marburg, Foto: Helga Schmidt-Glassner;
Aufnahme-Nr. 1.561.236; Aufn.-Datum: 1930/1980

Die Stirnfalten, die noch heutige Betrachter eigentümlich anrühren, wurden als außergewöhnlich wahrgenommen und galten Ottokar als Ausdruck physiognomischer Ähnlichkeit. Das Bemühen des Steinmetzes um physiognomische Authentizität hielt Ottokar zwar für einfältig, denn wahre Ähnlichkeit ließ sich seiner Überzeugung nach im Bild ebenso wenig darstellen wie in Worten. Aber er sah darin ein Spiegelbild seiner eigenen Bemühungen um „authentische Memoria“ beim Verfassen des literarischen Epitaphs: Gleich weit sah er sich selbst vom Ziel entfernt wie den Steinmetz¹⁸. Der literari-

¹⁸ Ich folge hier weitgehend der geistreichen Interpretation von *Wolfgang Haurichs*, *Authentische Memoria*. Zur Rolle des Künstlers in Ottokars ‚Österreichischer (Steirischer) Reimchronik‘, in: *Literarisches Leben. Rollenentwürfe in der Literatur*

sche Anspruch wurde auf die Bildhauerkunst übertragen. Physiognomische Ähnlichkeit, von Ottokar am Grabmal Rudolfs von Habsburg als einzigartig wahrgenommen, wurde zum Kriterium für die Qualität einer Grabfigur. In der Grabkunst des 13./14. Jahrhunderts entfaltete die in diesem außergewöhnlichen Rezeptionszeugnis fassbare Innovation ihre Wirkung. Alterseinszeichnungen wurden als Authentizitätsbeweis aufgefasst. Die Sterblichkeit des Königs wurde von der Unsterblichkeit seiner Funktion als Haupt der ständischen Ordnung getrennt, die durch Zepter und Krone, durch Wappen und Kleidung sowie durch die Inschrift repräsentiert wurde. So wurde im Grabmal die Sterblichkeit des Ständevertreters, die die größte Gefährdung jeder Ordnung bildete, auf das Engste an die Repräsentationsformen der ewigen Gültigkeit der Ordnung angebunden.

6. Vergegenwärtigung der Toten

In ihren Bildnissen wurden die Verstorbenen in das Leben einbezogen – sei es als Tote wie in der italienischen Tradition, sei es als Lebende wie im Norden (zuerst in der französischen Grabskulptur des 13. Jahrhunderts). Insbesondere in Wandgrabmälern mit aufrecht stehenden Figuren, die im 14. Jahrhundert aufkamen, konnten die oft vollplastisch ausgearbeiteten und farblich gefassten Skulpturen verlebendigt wirken. Im Bild war ihre Gegenwart verstetigt. Der Kirchenraum wurde durch sie als Raum erfahrbar, in dem Tote und Lebende, Vorgänger und Nachfolger eine Gemeinschaft bildeten. Familienverbände wurden so in ihrer historischen Bedeutung, in ihrer Altehrwürdigkeit und in der Kontinuität der Sukzession erkennbar. In ihnen schrieb sich die Gültigkeit der alteuropäischen Epochenpezifika fort.

III. Zusammenfassung

„Alteuropa“ lässt sich nicht nur hinsichtlich sozial-, wirtschafts- und strukturgeschichtlicher Kontinuitäten als epochale Einheit beschreiben, sondern auch hinsichtlich der Kunst.

Ein Ziel meiner Überlegungen bestand darin zu zeigen, dass die Einheit einer Kunstepoche nicht notwendigerweise im Ausgang von stilistischen Formkonstanten, sondern auch von allgemeinhistorischen Epochenmerkmalen entwickelt werden kann. Gefragt wird dann nicht nach der Bedeutung von Form und Stil, sondern danach, wie epochale allgemeinhistorische Normen in Form und Stil umgesetzt und so visuell erfahrbar wurden. Vielleicht lässt sich überhaupt erst von einer wirklichen Durchdringung der Epoche

des Hoch- und Spätmittelalters, hrsg. v. Matthias Meyer/Hans-Jochen Schiewer, Tübingen 2002, 231–243.

„Alteuropa“ von den strukturgeschichtlichen Kontinuitäten sprechen, weil diese auch zentraler Gegenstand der *„Visual Culture“* geworden sind.

Ich möchte dazu anregen, die allgemeinhistorischen Epochenmerkmale der Ständeordnung, des ‚ganzen Hauses‘ und des Transzendenzbezugs als inhaltlich-funktionale Merkmale auch der Kunstepoche zugrunde zu legen. Die Repräsentation und sakrale Legitimierung der Ständeordnung ließe sich dabei als eine kontinuierliche Zentralaufgabe alteuropäischer Kunst näher bestimmen. Die Kennzeichnung von Machträumen durch Bauwerke und ihre Ausstattung kann als Ausdrucksform der Aufgabe so verstandener alteuropäischer Kunst gedeutet werden. Als spezifisch alteuropäische Bildinhalte können beispielsweise Wappen und Ständeporträts gelten. Auch die alteuropäische Grabmalkunst, die hier exemplarisch näher in den Blick genommen wurde, stand in besonderer Weise im Dienst der Ständeordnung und ihres Transzendenzbezugs. Kennzeichnend dafür war die raumdominierende Bevölkerung der Kirchen durch Figurengräber, die um 1200 begann und im Zeitalter der Konfessionalisierung einen Höhepunkt erreichte; eine enge Allianz zwischen Grabmonumenten und Kirchenräumen bis ungefähr 1800; die Bedeutung der Familien bzw. Dynastien für die kirchliche *Memoria*, mit der genealogischen Kennzeichnung der Monumente; die Individualisierung der Grabfiguren, die nicht als Emanzipation aus ständischen, dynastischen und heilsgeschichtliche Zusammenhängen, sondern umgekehrt als Bildform der Familienzugehörigkeit und der Geschichtlichkeit zu verstehen ist; und schließlich die bildliche Vergegenwärtigung der Toten in Grabfiguren, durch die eine Zusammengehörigkeit der lebenden und der verstorbenen Glieder der ständisch geordneten Gemeinde entstand.

Im Fall der Kunstepoche „Alteuropa“ sind die Kontinuitäten – vor allem aufgrund der Größe der Zeitspanne und des Kulturraums – mehr in den Inhalten und Aufgaben der Kunst als in Form und Stil zu suchen, die einem schnelleren Wandel unterlagen. Dennoch bleiben Inhalte und Aufgaben naturgemäß an diese gebunden und können gar nicht losgelöst von Form und Stil untersucht werden. Nur darf man keine allzu große stilistische Einheit erwarten, sondern eher einen bunten Strauß unterschiedlicher Arten und Weisen, in denen dieselben Inhalte und Funktionen über einen langen Zeitraum künstlerisch umgesetzt wurden.

Andererseits weisen alteuropäische Phänomene wie Wappen, Ständeporträts und Figurengrabmäler auch trotz der großen Zeitspanne Formkontinuitäten auf, die – zusätzlich zur Kontinuität der Aufgaben und Inhalte – die alteuropäische Kunst als Einheit erscheinen lassen.

Alteuropa und neue Welten

Periodisierungsprobleme im Lichte einer Geschichte der europäischen Expansion*

Von *Wolfgang Reinhard*

„Luther stand noch mit einem Bein im Mittelalter, mit dem anderen winkte er der Morgenröte einer neuen Zeit entgegen“¹. Man kann es tiefsinniger ausdrücken, aber die Reformation Martin Luthers galt lange unwidersprochen als *εποχή*, als Halt- oder Wendepunkt der Weltgeschichte. Wer weder evangelisch noch Preuße war, dem wurde die Wende vom ‚Mittelalter‘ zur ‚Neuzeit‘ zusätzlich mit dem angeblich entscheidenden Schritt zum modernen Staat plausibel gemacht, der in den ‚neuen Monarchien‘ Ferdinands II. von Aragon, Ludwigs XI. von Frankreich und Heinrichs VII. von England stattfand. Man kann die Reihe um Johann II. von Portugal, Matthias Corvinus und sogar Kaiser Maximilian I. verlängern, muss aber auch darauf hinweisen, dass Ferdinand einer der beiden Helden Niccolò Machiavellis und Ludwig derjenige des Philippe de Commynes war. Möglicherweise sind wir also nur der Mythenbildung durch die Väter des modernen politischen Denkens aufgesessen, ihrer Fokussierung des langfristigen und tief ins Mittelalter zurückreichenden Staatsbildungsprozesses auf die „großen Männer“ ihrer eigenen Zeit.

Damit sind wir aber bereits in den Dunstkreis des Renaissance-Menschen geraten, der laut seinem Erfinder Jacob Burckhardt schon seit dem Spätmittelalter zur „Entdeckung der Welt und des Menschen“ aufbrach. Was lag näher, als diesen säkularen mit Luthers religiösem Schritt in die Neuzeit zu verbinden. In Amerika wurde daraus sogar das historische Studienfach „RenRef (Renaissance and Reformation)“, das ein wichtiges Handbuch für die Zeit von 1400 bis 1600 hervorgebracht hat². Der italienische Renaissance-Mensch war aber auch im wörtlichen Sinn ein großer Reisender. Burckhardt

* Es handelt sich um Überlegungen, die anlässlich der laufenden Neubearbeitung meiner Geschichte der europäischen Expansion, 4 Bde., Stuttgart 1983–1990 angestellt werden mussten.

¹ Mündlich überlieferte Stilblüte aus einem Schüleraufsatz.

² *Thomas A. Brady / Heiko A. Oberman / James D. Tracy* (Hrsg.), *Handbook of European History 1400–1600. Late Middle Ages, Renaissance and Reformation*, 2 Bde., Leiden 1994–1995.

war sich durchaus darüber im Klaren, dass „Columbus nur der größte einer ganzen Reihe von Italienern“ war, die seit den Kreuzzügen die Welt erkundeten und damit „das moderne Entdeckervolk im vorzugsweisen Sinn“ wurden. Zu Recht wird Burckhardt daher als einer der Väter oder gar als der „Erfinder“ des Alteuropa-Konzepts angesehen. Doch er kann auch anders: „Nun ist aber der wahre Entdecker nicht der, welcher zufällig zuerst irgendwohin gerät, sondern der, welcher gesucht hat und findet [...]. Immer von neuem [...] wendet sich die Bewunderung der ehrwürdigen Gestalt des großen Genuesen zu, der einen neuen Kontinent jenseits der Wasser forderte, suchte und fand, und der es zuerst aussprechen durfte: *il mondo è poco*, die Erde ist nicht so groß, als man glaubt“³.

Zwar hat Columbus keinen neuen Kontinent, sondern nur einen alternativen Weg nach Asien gefordert und, wie er bis zuletzt glaubte, auch gefunden. Denn er hatte den Erdumfang falsch berechnet und daher die Westindischen Inseln dort angetroffen, wo seiner Meinung nach Japan liegen musste. Aber Burckhardts Einschätzung blieb trotz dieses Fehlers und vielleicht sogar gegen seine Absicht geeignet, die Einzigartigkeit der Entdeckerleistung des Columbus zu bestätigen, so dass es bei der Festschreibung der altehrwürdigen Unterscheidung von Mittelalter und Neuzeit durch die Epochenjahre 1492 und 1517 bleiben konnte. Wie schön, dass es möglich war, auf Jahr und Tag genau zu bestimmen, wann eine neue Zeit begonnen hat! Immerhin hatte nicht nur der spanische Historiker Francisco Lopez de Gomara 1552 die Entdeckung Amerikas zum wichtigsten Ereignis der Weltgeschichte seit Christi Geburt erklärt, sondern auch solche Propheten der Moderne wie Adam Smith 1776 und Karl Marx 1848 haben dieses Votum emphatisch wiederholt und es um die Entdeckung des Seewegs nach Indien 1498 erweitert.

Doch da traten Historiker so unterschiedlicher Herkunft wie Otto Brunner, Dietrich Gerhard und Erich Hassinger mit der wohlbegründeten These auf, der sogenannte Beginn der Neuzeit um 1500 habe zwar auf manchen Gebieten wichtige Entwicklungsschübe gebracht, sei aber im Vergleich mit dem viel späteren Beginn der eigentlichen ‚Moderne‘ von sekundärer Bedeutung. Aus wirtschafts-, sozial- und kulturhistorischer Perspektive (‚Kultur‘ im weiten anthropologischen Sinn) müssten vielmehr die Jahrhunderte von 1200 bis 1800 als historische Einheit betrachtet werden. Trotz der inzwischen erfolgten „Entlarvung“ Otto Brunners wurde und wird dafür gerne der von ihm geprägte Begriff ‚Alteuropa‘ benutzt. 1974 konnte Johannes Kunisch eine Fachzeitschrift für diesen Zeitraum ins Leben rufen. Und trotz aller seitherigen Wissenschaftsentwicklung haben Heinz Schilling 1999 und Peter Blickle 2008 dieses Konzept implizit oder explizit erfolgreich wieder aufgreifen können. Schilling betont dabei besonders das langfristige Wachs-

³ *Jacob Burckhardt*, *Die Kultur der Renaissance in Italien* (1860), 18. Aufl., Leipzig 1928, 264.

tum von Modernität während dieser ‚neuen Zeit‘, Blickle hingegen das politische Erbe Alteuropas.

Wenn man bedenkt, dass beispielsweise Jacques Le Goff diese Zeit als ‚langes Mittelalter‘ betrachtete, dann hätte das Konzept ‚Alteuropa‘ streng genommen zu einer Erweiterung der Zuständigkeit der Mittelalterhistoriker bis 1800 führen können und sollen. Schließlich stammte Otto Brunner ursprünglich aus deren Reihen und Mediävisten wurden damals ebenso wie Neuhistoriker weithin immer noch „für mittlere und neuere Geschichte“ habilitiert! Doch stattdessen wussten die Neuzeithistoriker während der Jahre 1950–1980 ihren etablierten Besitzstand mittels Erfindung des neuen Teilfachs „Frühe Neuzeit 1500–1800“ weiter auszubauen und im Interesse dieser Errungenschaft die Epochengrenze um 1500 wissenschaftspolitisch festzuschreiben. Die durchaus plausible Alternative wurde ins Abseits bloßer Theorie gedrängt.

Das mag alles wissenschafts- und ideengeschichtlich hochinteressant sein, ist jedoch für die Praxis historischer Forschung allenfalls organisatorisch und personell wichtig, sonst aber wie die meisten Periodisierungsfragen ein Pseudoproblem und weitgehend irrelevant. Geschichtspolitisch hingegen ist das Problem hochaktuell geblieben und kann sogar brisant werden, wie Blickle 2008 deutlich gemacht hat. Geschichtspolitisch noch sensibler werden Periodisierungsfragen schließlich dann, wenn man sich mit der Geschichte der europäischen Expansion über die Erde befasst.

Dabei braucht es nicht einmal um eine Universalgeschichte zu gehen, die sich mit der Geschichte verschiedener Völker und Kulturen der Welt aus deren eigener Perspektive und auf gleicher Augenhöhe befasst. Denn wer so arbeiten möchte, dem ist nur zu empfehlen, alle europäischen Periodisierungskonzepte total zu vergessen. Die Frage, ob es so etwas wie ein ‚Mittelalter‘ oder eine ‚Frühe Neuzeit‘ oder ein ‚Lehnswesen‘ oder eine ‚absolute Monarchie‘ auch anderswo gegeben habe, mag von uns ohne eurozentrische Vorentscheidung ergebnisoffen allein im Sinne der Suche nach irgendwelchen Gemeinsamkeiten oder gegenseitigen Einflüssen gestellt werden – dennoch wird bereits die Verwendung der europäischen Begriffe als westliche Arroganz empfunden, ganz abgesehen von den damit unterschwellig eben doch mittransportierten europäischen Maßstäben.

Demgegenüber ist die Geschichte der europäischen Expansion definitionsgemäß „europäische“ Geschichte, auch wenn sie selbstverständlich versuchen muss, der Interaktion Europas mit Anderen soweit möglich auch aus deren Perspektive gerecht zu werden. Das ist aber nicht ihr einziges Problem. Denn „europäische“ Geschichte eines Prozesses zu schreiben, der so gut wie nie von Europa gemeinsam, sondern immer von einzelnen europäischen Ländern betrieben wurde, führt automatisch zu konzeptionellen Schwierigkeiten mit dem Europabegriff und der europäischen Geschichte, vor allem

weil es um mindestens 600 Jahre, vielleicht sogar 1000 Jahre europäischer Geschichte gehen soll. Man mag die für Darstellungszwecke nötigen Periodisierungsentscheidungen noch so entspannt-pragmatisch treffen – ohne Rückbezug auf das, was von der historischen Wirklichkeit erkennbar ist, geht es in keinem Fall. (1) Seit wann kann man sinnvollerweise von europäischer Expansion sprechen? (2) Damit hängt unmittelbar die sensibelste aller Fragen zusammen, diejenige nach den Gründen für den europäischen Erfolg, für das „Wunder Europa“: War Europa wirklich dem Rest der Welt überlegen und wenn ja, dann in welcher Hinsicht, und warum, und seit wann? Damit und (3) mit der Frage nach den Veränderungen in Europa, die sich aus der Expansion ergeben oder (4) umgekehrt auf diese zurückgewirkt haben, hängt (5) die Binnenperiodisierung dieses Jahrtausendprozesses zusammen. Schließlich mag (6) die europäische Expansion zwar inzwischen zu Ende sein, aber ihr Erbe ist vor allem nach Ansicht der *postcolonialists* immer noch nicht aufgearbeitet.

Auf den ersten Blick bleibt das expandierende Europa auf das Gebiet diesseits der Linie St. Petersburg-Triest beschränkt, das zwar historisch zu Recht ‚christliches Abendland‘ genannt wurde, aber wegen der Ideologisierung dieses Begriffs heute neutraler als ‚lateinisches Europa‘ bezeichnet wird, definiert als kultureller Einflussbereich der römischen Kirche und ihrer Nachfolgerinnen. Nicht nur die „klassischen“ fünf Kolonialmächte Portugal, Spanien, die Niederlande, Frankreich und England stammen aus diesem Raum, sondern auch die verschiedenen Mächtegegnernkolonialherren wie Dänemark, Schweden, Brandenburg, Kurland ebenso wie die Spätkolonialisten Deutsches Reich, Italien und Belgien.

Sieht man freilich genauer hin, stößt man auf zwei Störungen in diesem Bild: den Mittelmeerraum als Vorläufer und Russland als Teilhaber der europäischen Expansion. Historiker des europäischen Kolonialismus haben Russland lange Zeit unberücksichtigt gelassen, weil Kolonialgeschichte für sie „Überseegeschichte“ gewesen und zum Teil immer noch geblieben ist⁴. Dabei unterscheidet sich die Kontinentalexpansion nicht nur Russlands, sondern auch der USA, Kanadas, Australiens, Argentinien und anderer als Reichsbildung durch Unterwerfung, Beherrschung und Ausbeutung oder auch durch Marginalisierung von in der einen oder anderen Hinsicht weniger entwickelten Völkern höchstens durch höhere Intensität und bleibenden Erfolg vom Überseekolonialismus. Denn die topographische Kontinuität erleichterte Kontrolle und Besiedelung.

Das russische Reich ist in dreifacher Hinsicht Produkt von Expansion. Erstens geht es als Gründung der Waräger auf die proto-europäische Expansion der Wikinger zwischen dem 6. und 11. Jahrhundert zurück. Zweitens begann

⁴ Vgl. in Deutschland das Jahrbuch für Europäische Überseegeschichte, hrsg. von der Stiftung/Gesellschaft für Europäische Überseegeschichte.

Moskau im späten 16. Jahrhundert mit der Eroberung Sibiriens. Schon im 17. Jahrhundert war der Pazifik erreicht und es kam zu Konflikten mit dem damals ähnlich expansiven China, die interessanterweise unter Mitwirkung von dank der europäischen Expansion zur See in China tätigen Jesuitenmissionare beigelegt wurden. Aber damals gehörte Russland nicht zum lateinischen Europa, sondern betrachtete sich als Erbe des Byzantinischen Reiches und sogar als Vorkämpfer der Orthodoxie gegen die Lateiner. Doch seit dem späten 17. Jahrhundert wurde es aus freien Stücken Bestandteil dieses Europa, das sich inzwischen der kirchlichen Kontrolle entzogen hatte. Demgemäß gehört dann die dritte russische Expansionsphase des späten 18. und des 19. Jahrhunderts im Kaukasus, in Mittel- und in Ostasien in den Kontext der jüngeren europäischen Expansion, und zwar nicht nur wegen der Konflikte mit anderen expansiven Mächten wie Großbritannien und Japan. Denn während das früh eroberte Sibirien total russifiziert wurde und heute so wenig dekolonisierbar ist wie der Westen der USA, führte der Zusammenbruch der UdSSR nach 1989 ähnlich wie zuvor anderswo in Asien und in Afrika zur Dekolonisation Mittelasien und Kaukasiens, wo sie allerdings in Tschetschenien erst einmal stecken geblieben ist. Der Unterschied dauerhafter vormoderner und vorübergehender moderner Kolonialherrschaft wird uns anderswo wieder begegnen, ebenso der Befund, dass es vor der europäischen Expansion und zeitgleich mit ihr koloniale Expansion nicht-europäischer Mächte gegeben hat, die dann mit der europäischen zusammentraf.

Russland entstand durch Zusammentreffen der Wikinger-Expansion mit der kulturellen der griechisch-orthodoxen Kultur des östlichen Mittelmeerbeckens. Bald darauf wurden aber im Mittelmeerraum sehr viel konkretere Grundlagen der späteren Expansion des lateinischen Europa gelegt und zwar durch Stadtrepubliken der italienischen Kaufleute und ihre „Handelsrevolution“. Dabei spielte seit dem 11. Jahrhundert Pisa eine führende Rolle, wurde aber seit dem 13. Jahrhundert von Genua zurückgedrängt, das nun zusammen mit Venedig den Ton angab. Die Expansion erfasste zunächst Inseln wie Korsika und Sardinien, bezog sich aber je länger desto mehr auf den Handel mit den Luxuswaren Asiens, für die indischer Pfeffer und chinesische Seide stehen können. Bereits das Imperium Romanum hatte einen umfangreichen Seeverkehr mit Vorderindien und indirekten Handel mit China unterhalten. In der Spätantike rissen die direkten Kontakte ab, aber indirekte waren weiter möglich, bis dieses lukrative Zwischenhandelsmonopol im 7. Jahrhundert den Anhängern des damals expandierenden Islam in die Hände gefallen war. Im beiderseitigen Interesse wussten sich die Italiener aber mit den Moslems zu arrangieren, vor allem mit den jeweiligen Machthabern Ägyptens, die den wichtigsten Hafen Alexandria kontrollierten. Sie durften dort und in anderen Häfen Niederlassungen ihrer Kaufleute errichten.

Dann aber begann 1096 die religiös motivierte oder zumindest legitimierte Kreuzzugsbewegung als aggressive Expansion West- und Mitteleuropas in

den Nahen Osten, wo sie zur Gründung von fünf Fürstentümern führte. Neben religiösen und politischen Beweggründen spielten dabei Handelsinteressen der Italiener durchaus ihre Rolle, was das hohe Engagement der drei Handelsrepubliken für die Kreuzzüge erklärt. Die christliche Kontrolle der Endpunkte des Asienhandels an der syrischen Küste stellte aber eine Bedrohung der Geschäfte und reichen Zolleinnahmen Ägyptens dar, dessen Herrscher keineswegs zufällig zu Protagonisten des Kampfs gegen die Kreuzfahrer wurden. Mit dem Fall Akkons 1291 war alles zu Ende; nur Zypern blieb unter christlicher Herrschaft, im 15. und 16. Jahrhundert als venezianische Kolonie.

Venedig hatte es verstanden, 1204 einen Kreuzzug gegen Konstantinopel umzuleiten, wo daraufhin ein lateinisches Kaiserreich gegründet wurde. Die Venezianer eigneten sich dabei Teile des bisherigen Byzantinischen Reichs an, die Insel Kreta bis ins 17. Jahrhundert. Die Rivalin Genua hingegen unterstützte die byzantinische Wiedereroberung Konstantinopels 1261 und erwarb damit eine starke Stellung nicht nur dort, sondern vor allem im Norden des Schwarzen Meeres sowie die Insel Chios als Kolonie. Allerdings blieben die Venezianer im Schwarzmeerhandel präsent, was für die Versorgung Alexandrias, wo sie dominierten, mit Sklaven wichtig war. Diese Konstellation erwies sich für beide Seiten als vorteilhaft, als im 13. Jahrhundert das mongolische Weltreich geschaffen wurde, das von Russland und Iran bis China reichte, allerdings die Küsten des Nahen Ostens den Ägyptern überlassen musste. Nun reisten italienische Kaufleute und Missionare bis China und ließen sich dort nieder. Die Familie Polo in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erscheint nur dank Marcos Aufzeichnungen in einer Ausnahmestelle. Die Italiener waren damit Teil eines mehrgliedrigen Welt-handelssystems geworden, das von Grönland bis China reichte. Doch im 14. Jahrhundert brach alles zusammen. In China kam die fremdenfeindliche Ming-Dynastie ans Ruder, Europa wurde vom „Schwarzen Tod“ verheert und im Raum dazwischen tobten politische Turbulenzen.

Allerdings hatten Genua und Venedig inzwischen auch das Westeuropage-schäft erschlossen. Wie im Ostmittelmeer waren auch hier beide Städte präsent, aber der venezianischen Dominanz dort entsprach das genuesische Übergewicht hier. Eine genuesische Familie stellte die Admirale der portugiesischen Krone und im Jahr des Verlusts von Akkon 1291 versuchten Genuesen bereits vergeblich, einen Westweg nach Indien zu finden, um das Alexandria-Monopol der Venezianer für den Asienhandel von Westen her zu unterlaufen. Im 14. und 15. Jahrhundert waren die Italiener und ganz besonders die Genuesen dann finanziell, personell und als Fachleute für Kolonisation bei der Entdeckung und Erschließung der atlantischen Inselgruppen sowie später der westafrikanischen Küste durch die Portugiesen engagiert. Es war gewissermaßen nicht mehr als recht und billig, dass ein genuesischer Seemann, der daran beteiligt war und die Tochter des *capitão* von Porto

Santo bei Madeira geheiratet hatte, auch die neue Welt im Westen entdeckte: Cristoforo Colombo. In einem anderen Sinn, als er meinte, hatte Jacob Burckardt also doch recht.

Während sich die ‚mittelalterliche‘ Kompetenz von Italienern und Portugiesen in Sachen Schiffsbau und Navigation kaum auseinander dividieren lässt, steht die kolonialwirtschaftliche Pionierrolle der Ersteren außer Zweifel. Sie haben die Seeversicherung eingebracht, die Personengesellschaft zur Finanzierung kolonialer Unternehmungen wie der spanischen Conquista und die privilegierte Kapitalgesellschaft als Betreiberin des Kolonialgeschäfts und der Kolonialherrschaft im Großen, wie z. B. für Chios. Von Niederländern und Briten vervollkommenet, hat sich Letztere bis ins 20. Jahrhundert bewährt. Was „Kolonialwaren“ angeht, haben die frühen Kolonialmächte nicht nur die Obsession von Pfeffer, Seide und anderen asiatischen Luxuswaren von den Italienern übernommen, sondern auch die Praktiken des Sklavenhandels, der dann von ihnen auf die Afrikaner konzentriert und immer mehr ausgeweitet wurde. Vielleicht das wichtigste Erbe der Italiener war die Rohrzuckerproduktion auf Plantagen, zuerst mit Kleinpächtern, dann mit Sklaven, die aus Palästina über Zypern, Valencia und verschiedene atlantische Inseln nach Brasilien und in die Karibik übertragen wurde und dort die künstliche „neue Welt“ des ersten Agro-Business hervorgebracht hat.

Die Wurzeln der europäischen Expansion sind also im Mittelmeerraum zu suchen, aber die Führung dabei wandert von dort auf die Iberische Halbinsel und dann nach Westeuropa. Das entspricht in seiner zeitlichen Abfolge dem jeweiligen Gewicht der entsprechenden Vormächte in der europäischen Politik, wobei dieses Gewicht die Ursache und die kolonialpolitische Dominanz die Folge war und keineswegs umgekehrt, wie man immer noch lesen kann, denn sonst hätte Portugal die erste Vormacht des europäischen Mächtesystems werden müssen. Vielmehr weist diese maßgebende Rolle der Politik auf einen Sachverhalt von grundlegender Bedeutung für die Erklärung und damit auch die Periodisierung der europäischen Expansion hin: Expansivität als konstitutive Eigenschaft Europas seit seinen Anfängen.

Denn Europa ist zustande gekommen durch die Verbindung der Expansion nordalpiner Völkerschaften in der sogenannten ‚Völkerwanderung‘ (bis hin zu den Wikingern) mit derjenigen der lateinischen Kultur durch die Mission der römischen Kirche. Von der Topographie begünstigt blieb es bei der politischen Pluralität zuerst rivalisierender Adesherrschaften, dann rivalisierender Fürstentümer, schließlich rivalisierender moderner Staaten, die nur in Europa unter dem Druck dieser ständigen Rivalität „erfunden“ wurden.

Doch zugleich blieb es dank des einzigartigen abendländischen Dualismus von geistlich und weltlich bei allen blutigen Konflikten doch stets bei der überwältigenden Gemeinsamkeit der lateinischen christlichen Kultur missio-

narischen Charakters. Nachdem der moderne Staat sich in Europa durchgesetzt hatte, gab es bei allen Konflikten dennoch bis 1914 ein europäisches Mächtesystem, das sogar die internationale Konferenz als Verfahren zur Regelung seiner internen Konflikte erfunden hatte. Wenn dabei über uneteiligte Drittländer im Rest der Welt entschieden wurde, dann war die europäische Expansion in solchen Fällen im wörtlichen Sinn „europäisch“. Auch in Sachen Mission hatte sich im Zeichen säkularer Kultur wenig geändert. Wie zuvor verschiedene Spielarten des europäischen Christentums sollten jetzt verschiedene nationale Spielarten der europäischen Zivilisation das Heil der Welt bewirken.

Dass dabei massive wirtschaftliche Interessen im Spiel waren, verstand sich von selbst. Wirtschaftliche Ressourcen aller Art gehörten immer zu den Vorstellungen von Herrschaftsbildung, die das Ziel des Willens zur Macht war, der die europäische Expansion antrieb. Anlässlich der Befreiung des Heiligen Grabes gedachten westeuropäische Aristokraten sich Herrschaften zu schaffen, wozu sie in ihren Heimatländern zu wenig Gelegenheit hatten. Anlässlich der Erschließung neuer Welten gedachten portugiesische und kastilische Niederadelige sich hochadelige Herrschaften zu erobern, wozu sie in ihrer Heimat keine Chance mehr hatten. In beiden Fällen wurden die Eroberer von Geistlichen beziehungsweise Missionaren und von Kaufleuten flankiert, obwohl sie sich selbst oft genug durch fanatische Frömmigkeit ebenso wie durch aggressiven Geschäftssinn auszeichneten. Auch der überaus fromme Columbus entwickelte laut einer neu entdeckten Quelle in Sachen Bereicherung geradezu kriminelle Energie⁵. Aber die Kreuzfahrer scheiterten an der Übermacht der Moslems, die Conquistadoren hingegen am eigenen Erfolg. Denn die werdenden Staaten ließen zwar gerne neue Reiche für sich erobern, waren aber inzwischen stark genug, die erfolgreichen Eroberer anschließend um deren Ziel feudaler Herrschaftsbildung zu prellen und die eroberten Länder stattdessen selbst zu übernehmen. So spielte der Typ machtwilliger Abenteurer zwar bis ins 20. Jahrhundert seine Rolle, aber mehr denn je im Dienste der jeweiligen werdenden Staatsgewalt, die nun die Expansion selbst in die Hand nahm.

Damit lässt sich unschwer eine pragmatische Übereinkunft über den Beginn der europäischen Expansion erzielen. Das Ausgreifen über Europas Grenzen allein genügt offensichtlich nicht, zumal Europa keine festen Grenzen hat, sondern sich durch Expansion ständig neu konstituiert – bis heute als Europäische Union. Vielmehr kommt es darauf an, ab wann diesem Ausgreifen bleibende Ergebnisse beschieden waren. Das war aber der Fall, seit europäische Kronen diese Expansion zu ihrer Sache machten und dabei Erfolg hatten, einerseits mit der Errichtung des portugiesischen Handelssystems zwischen Ostafrika und Japan, andererseits mit der kastilischen Er-

⁵ *Consuelo Varela*, *La caída de Cristobal Colón*, Madrid 2006.

oberung einer Neuen Welt mit Millionen von Untertanen. Für den Beginn des erfolgreichen portugiesischen Ausgreifens auf die atlantischen Inseln und nach Afrika im Rahmen der ersten Phase der Expansion und in ständiger Rivalität mit Kastilien bietet sich als symbolisches Datum die Eroberung Ceutas 1415 an. Die Entdeckung Amerikas 1492 war ähnlich wie die Reformation bereits der Abschluss dieser ersten Phase – ganz im Sinne des Alteuropa-Konzepts.

Nach all diesen Überlegungen können wir die sensibelste Frage unseres Themas nicht länger umgehen, diejenige nach den Gründen des europäischen Erfolgs oder – bereits nicht mehr politisch korrekt – nach der europäischen „Überlegenheit“. Auch wenn wir mit guten Gründen der spezifischen Expression des Machtwillens europäischer Eliten durch ständige räumliche Expansion die Schlüsselrolle als hinreichende Bedingung zuschreiben konnten, so sind wir dabei zunächst doch erst einmal auf das Scheitern der Kreuzfahrer und des ersten europäischen Welthandelssystems gestoßen. Es müssen daher weitere Umstände als notwendige Bedingungen hinzukommen, um die erfolgreiche koloniale Expansion Alteuropas zu ermöglichen.

Während man früher unreflektiert von der wirtschaftlichen, politischen, militärischen, religiösen, intellektuellen, kulturellen und oft genug schlicht rassischen Überlegenheit der Europäer über die gesamte übrige Menschheit auszugehen pflegte, ist dieser naive Eurozentrismus seit Mitte des 20. Jahrhunderts nicht mehr tragbar. Zuerst haben die Weltkriege und die Dekolonisation den gar nicht so selten auch von der Gegenseite resigniert akzeptierten Mythos der europäischen Überlegenheit untergraben. Dazu passend wurde ein um 180 Grad gedrehtes Geschichtsbild entwickelt, das marxistisch inspiriert die gesamte europäische Expansion als gnadenlose wirtschaftliche Ausbeutung durch die Europäer betrachtete. Daraufhin begannen auch europäische und amerikanische Wissenschaftler sich mehr und mehr der eigenen Vergangenheit zu schämen, so dass sich ein herrschender Diskurs entwickelte, der bisweilen auch seriöse Versuche, strukturelle Gründe für die europäischen Erfolge zu finden, als eurozentrisch, wenn nicht rassistisch denunziert. Stattdessen wird immer wieder mit erheblichem empirischem Aufwand der Nachweis der vollkommenen Ebenbürtigkeit Indiens und vor allem Chinas mit Europa zumindest bis ins 19. Jahrhundert unternommen. Nun sind auch und gerade Empiriker nicht gegen Vorurteile gefeit, so dass man sich bisweilen auch bei hochgelehrten Werken des Eindrucks nicht erwehren kann, dass eben „nicht sein kann, was nicht sein darf“.

Natürlich hat auch dieser Autor wie jedermann seine Vorurteile, hofft allerdings, sie kreativ in den Dienst der Forschung gestellt zu haben. Das heißt, ich strebe bei der Geschichte der europäischen Expansion einen aufgeklärten Eurozentrismus an, der erstens seine unvermeidliche europäische Befangenheit reflektiert und zweitens das Wissen über die Anderen und ihre

Argumente als Korrektiv aufzunehmen versucht. Allerdings huldige ich ganz allgemein und so auch hier einem radikalen Dekonstruktivismus, der geschichtswissenschaftliche Ergebnisse durchweg nicht nur, aber auch als Legitimation von Verhältnissen und Interessen ansieht und dementsprechend zu dekonstruieren und zu delegitimieren versucht⁶. Sicher, wir können nicht genau wissen, wie es wirklich gewesen ist, sehr viel besser aber, wie es „nicht“ gewesen ist! Demgemäß halte ich es für meine Pflicht als Historiker, mir auch von eindrucksvollen Beweisen chinesischer, indischer, muslimischer und sonstiger Überlegenheit nicht unhinterfragt imponieren zu lassen! Dass damit der Ladenhüter europäischer Superiorität nicht wieder belebt wird, ist hoffentlich klar. Es gab zwar einen „europäischen Sonderweg“ wie es einen deutschen gegeben hat, aber genauer besehen, besteht Geschichte aus lauter derartigen Sonderwegen, die unterschiedliche Folgen haben mögen, aber im Gegensatz zur weit verbreiteten Praxis nur selten zu vergleichenden Werturteilen berechtigen. Europa war allenfalls in folgenreicher Weise anders, aber sicher nicht besser. Denn es ist zwar anders, Atombomben zu haben als Pfeil und Bogen, aber bekanntlich keineswegs besser.

Es kennzeichnet die angesprochene geschichtspolitische und historiographische Wende, dass das Problem der europäischen (Nicht-)Überlegenheit bis heute vorwiegend wirtschafts- und sozialhistorisch diskutiert wird. Eric L. Jones zog zur Erklärung des „europäischen Wunders“⁷ zahlreiche Argumente der politischen Ökonomie heran, die mit den besonderen Herrschaftsverhältnissen Europas und der dort gegebenen besonders hohen Sicherheit des Privateigentums zu tun haben. Vor allem aber betonte er die Bedeutung der im interkulturellen Vergleich relativ späten Heirat von Männern und Frauen sowie des hohen Anteils von Ledigen in großen Teilen Europas. Denn damit werde die biologisch mögliche Geburtenzahl nicht voll ausgeschöpft und die Möglichkeit zu Ersparnissen geschaffen. Das wiederum vermindere die Gefahr der malthusianischen Falle Übervölkerung und erleichtere höhere Nachfrage einerseits, Kapitalbildung andererseits, die beide für wirtschaftliches Wachstum wesentlich seien.

Auch Michael Mitterauer identifiziert auf der Suche nach den „mittelalterlichen Grundlagen“ des europäischen „Sonderwegs“⁸ unter anderem

⁶ Wolfgang Reinhard, *Geschichte als Delegitimation*, in: *Jahrbuch des historischen Kollegs* (2002), 27–37, wo ich die Behauptung von Winfried Schulze, *Geschichtswissenschaft legitimiere mit Notwendigkeit die bestehende Gesellschaft, umdrehe und damit vom Kopf auf die Füße zu stellen versuche*.

⁷ Eric L. Jones, *The European Miracle. Environments, Economics and Geopolitics in the History of Europe and Asia*, 2. Aufl., Cambridge 1987, deutsch: *Das Wunder Europa*, Tübingen 1991.

⁸ Michael Mitterauer, *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines europäischen Sonderwegs*, München 2003. Als deutschsprachige Veröffentlichung erregte dieses wichtige Werk natürlich international viel weniger Aufsehen.

eine spezifische Familienform, nämlich den dank christlicher Individualisierung im interkulturellen Vergleich weniger großfamilienorientierten und ahnenhörigen Haushalt. Daneben zeigt er, dass die west- und mitteleuropäische Landwirtschaft dank Verbindung von Ackerbau und Viehhaltung sowie Wasserkraft eine günstige Energiebilanz und damit besondere Entwicklungsmöglichkeiten aufwies. Er weist auf das hochentwickelte Finanzwesen hin und auf die dank Buchdruck weit reichende Massenkommunikation, die sich der Islam aus religiösen, China aus sozialen Gründen versagen mussten. Besonders wichtig ist ihm aber die „produktive Trennung“ von Kirche und Welt sowie von Fürsten und Ständen, die sich in autonomen Institutionen niedergeschlagen hat.

Unter Letzteren verdient meines Erachtens die weltweit einmalige Einrichtung der Universität als Ort organisierten systematischen Wissens und Wissenwollens besondere Beachtung. Denn ein interkultureller Wettbewerbsvorteil Europas bestand in seiner besonderen Wissenskultur, die lange, bevor sie die moderne Empirie hervorbrachte, vom ständigen Zwang zum Transfer und zur Aneignung aus den Quellen der christlich-jüdischen und der klassischen Antike lebte. Kraft der dabei entwickelten Auslegungskunst waren die Europäer mehr als andere in besonderer Weise zur philologischen und intellektuellen Überwältigung fremder Kulturen befähigt. Nur die Japaner, die sich in einer vergleichbaren Lage befanden, stellen eine bezeichnende Ausnahme dar⁹.

Allerdings wurde und wird allen derartigen von europäischen Befunden ausgehenden Überlegungen mit mehr oder weniger Recht immer wieder zweierlei entgegengehalten: Erstens gebe es in anderen Kulturen häufig dieselben oder entsprechende Entwicklungen, die europäische Wissenschaftler nur nicht zur Kenntnis genommen hätten, zweitens kämen jene Kulturen andernfalls auch ohne die europäischen Errungenschaften sehr gut zu Rande, weil dort eben andere Wege zur Befriedigung dieses oder jenes funktionalen Bedarfs gefunden worden seien. So hat aus wirtschaftshistorischer Perspektive Kenneth Pomeranz schon vor Mitterauer in seiner Untersuchung der „Great Divergence“ zwischen Europa und China¹⁰, die zum kanonischen Text der Kritiker des Eurozentrismus aus der sogenannten ‚California School‘ geworden ist, neben vielem anderen gezeigt, dass es in Japan und China ebenfalls Verfahren zur Beschränkung der Nachkommenschaft gab, dass das chinesische Geld-, Finanz- und Kreditwesen dem westlichen ebenbürtig war, dass weniger ausgeprägte Vorstellungen von der Unverletzlich-

⁹ Wolfgang Reinhard (Hrsg.), *Sakrale Texte. Hermeneutik und Lebenspraxis in den Schriftkulturen*, München 2009, bietet eine Zwischenbilanz meines groß angelegten Forschungsprojekts zu diesem Thema, das nach drei Jahren aus dort dargelegten Gründen abgebrochen werden musste.

¹⁰ Kenneth Pomeranz, *The Great Divergence. China, Europe, and the Making of the Modern World Economy*, Princeton 2000.

keit des Privateigentums die Kapitalakkumulation dort in keiner Weise behinderten usf. Insofern war Max Webers Frage nach der spezifisch abendländischen Rationalität im Kontext der Wirtschaftsethik der Weltreligionen zwar großartig gestellt, wurde aber eurozentrisch und daher falsch beantwortet. Wir wissen heute nicht nur, dass es vielerlei Rationalität gibt, sondern auch, dass die Wirtschaft mit jeder Weltanschauung fertig wird und sich die entsprechende Ethik nach Bedarf zurechtschneiden lässt.

Die Fülle immer neuer Details, die von zahlreichen Studien dieser Art mit welchem Erkenntnisinteresse auch immer herausgearbeitet werden, gestatten inzwischen lehrreiche Vergleiche zwischen verschiedenen Kulturen. Ich erinnere nur an Mitterauers großartige Gegenüberstellung der Erfordernisse und Konsequenzen des Roggen- und des Reisanbaus oder seine Analyse des kulturspezifischen (Nicht-)Gebrauchs des Buchdrucks. Versuche, daraus Kausalketten zur Erklärung der europäischen Expansion zu konstruieren, führen allerdings zu nichts oder allenfalls zu einer immer länger werdenden Liste notwendiger Bedingungen, was auf dasselbe hinausläuft. Denn monokausale Erklärungen kommen nicht mehr in Frage, während Anläufe zu multikausalen in einem Sumpf von Komplexität erstickend müssen. Meines Erachtens war die anhaltende europäische Expansivität politischer, ökonomischer und religiöser Art zwar die generelle hinreichende „Bedingung“, aber keineswegs die „Ursache“, die alles erklären würde. Denn sie wurde über 600 oder 1000 Jahre in wechselnden Konstellationen notwendiger Bedingungen jeweils auf unterschiedliche Weise kontingent wirksam.

In diesem Sinn ist Pomeranz' Ergebnis allerdings hochbedeutsam für die Geschichte der europäischen Expansion, insbesondere für deren Untergliederung und damit für den Zusammenhang mit ‚Alteuropa‘. Sein Vergleich zeigt nämlich, dass China und wahrscheinlich auch Indien bis ca. 1800 Europa wirtschaftlich vollkommen ebenbürtig waren. Freilich verlangt wissenschaftliche Genauigkeit dabei streng genommen eine regionale Differenzierung nach R. Bin Wong¹¹, das heißt vor allem einen Vergleich Englands mit dem besonders hochentwickelten Bereich der Yangtse-Mündung. Denn die britische Industrialisierung erfasste das übrige Europa ja erst nach ca. 1860.

Unser politischer und kultureller Befund entspricht diesem Ergebnis, denn die Portugiesen, Niederländer, Engländer, Franzosen und andere konnten in Indien und Indonesien bis ca. 1750, in Ostasien bis ca. 1850 nicht mehr als ein Netz von Handelsstützpunkten errichten, dessen konkrete Gestalt jeweils kontingent zustande kam. Sie entdeckten schwach besetzte maritime Nischen für sich oder wurden geduldet, weil sie nützlich waren. Politisch gaben die asiatischen Mächte den Ton an und kulturell hatten christliche Missionen fast nur bei Außenseitern oder in Schwächephasen der

¹¹ R. Bin Wong, *China Transformed. Historical Change and the Limits of European Experience*, Ithaca 1997.

politischen Systeme Erfolg, in Japan im 16. Jahrhundert bis zur neuen Einigung des Landes, in China im 17. bis zur endgültigen Stabilisierung der neuen Dynastie der Qing.

Stattdessen erlebte Europa im 17./18. Jahrhundert eine gewaltige China-begeisterung, die allerdings nicht als erfolgreiche kulturelle Expansion Chinas missverstanden werden darf. Denn sie wurde von Europäern in deren eigenem Interesse veranstaltet und der chinesische Kulturimport dementsprechend zurechtgestutzt. Das entspricht der Rezeption anderer außereuropäischer Kulturgüter, auch solcher von epochaler Bedeutung wie der amerikanischen Kulturpflanzen und des amerikanischen Silbers. Europa wusste sie sich zu Nutzen zu machen, ließ sich aber nicht von ihnen verändern. Auch die heutzutage viel berufene Verschärfung des europäischen Ethnozentrismus zum Rassismus im Gefolge der Kolonialherrschaft ist anthropologisch „normal“, wenn man das außergewöhnliche Ausmaß bedenkt, das europäische Herrschaft über angeblich minderwertige Andere schließlich erreichen sollte. Die Schoa ist nicht aus der Kolonialherrschaft herzuleiten, sondern hat binneneuropäische Ursachen.

Erst nach 1800 entwickeln sich China und Europa unter englischer Führung auseinander. Zwar kamen die Impulse für die Industrialisierung keineswegs von außen, wie früher behauptet wurde. Sie wurde weder mit akkumulierten Kolonialprofiten finanziert noch in erster Linie durch koloniale Nachfrage geschaffen und aufrechterhalten. Aber das intern ausgelöste Wirtschaftswachstum konnte auf die früher unterworfenen Neue Welt als „an almost inexhaustible source of landintensive products and outlet for Western Europe's relatively abundant capital and labour“ zurückgreifen¹². Das Geschäft mit afrikanischen Sklaven gehört ebenso in diesen Zusammenhang wie die Auswanderung des europäischen Bevölkerungsüberschusses von 60 Millionen Menschen ganz überwiegend nach Amerika, daneben in andere „neue Welten“ oder besser „neue Europa“ des britischen Empire wie Australien und Neuseeland. Die binnenrussische Wanderung nach Sibirien, die ebenfalls erst jetzt ihren Höhepunkt erreichte, gehörte ebenfalls dazu, wird aber meistens übersehen. Auf diese Weise wurde vermieden, dass das europäische Wirtschaftswachstum von der europäischen Bevölkerungsexplosion aufgezehrt wurde und das Bruttosozialprodukt pro Kopf trotz Wirtschaftswachstum zurückging, wie es in manchen Entwicklungsländern geschah und geschieht.

Die erste Dekolonisation, diejenige fast ganz Amerikas zwischen 1776 und 1823, stand dieser Entwicklung nicht im Wege, im Gegenteil, sie entlastete Europa von den Kosten der Verwaltung, während die Geschäfte besser liefen als zuvor. Die britischen Investitionen fanden eher dort als in den eigenen Kolonien statt, die als Kostenfaktor sogar entbehrlich erschienen, *notabene*,

¹² K. Pomeranz, *Divergence* (Anm. 10), 23.

solange die in den Napoleonischen Kriegen errungene britische Dominanz zur See anhielt. Freihandel erschien unter diesen Umständen als der beste Imperialismus, *notabene*, solange es kaum Konkurrenz gab. Doch der sogenannte ‚Freihandelsimperialismus‘ konnte auch anders, wie China und Japan erfahren mussten, als ihre Märkte Mitte des 19. Jahrhunderts von Europäern und inzwischen auch von den US-amerikanischen Neu-Europäern gewaltsam geöffnet wurden.

Während des ‚alteuropäischen Zeitalters‘ war Europa den anderen sogenannten „Hochkulturen“ nicht nur nicht überlegen, sondern oft genug unterlegen gewesen. Die Kreuzfahrer scheiterten ebenso wie das erste europäische Welthandelssystem, und die Ostindienkaufleute brauchten viel Geschick und Glück, um das Zweite zu errichten und zu behaupten. Nur die Steinzeitvölker der neuen Welt waren den Europäern von vorneherein epidemiologisch, technologisch und mental eindeutig unterlegen. So konnten zunächst die Kastilier, die infolge der kontingenten Entwicklung ihrer Expansion zuerst auf sie gestoßen waren, dann die anderen vier „klassischen“ Kolonialmächte zum ersten Mal eine andere Welt nach Belieben gestalten. Zum ersten Mal hatte sich europäische Expansivität rundum gelohnt! Nur die Russen in Sibirien waren in einer vergleichbaren Position.

Dieser Gewinn der frühneuzeitlichen Expansionsphase bescherte Europa die zusätzlichen Ressourcen, die es im Zeitalter des industriellen Kapitalismus zur direkten oder indirekten Weltherrschaft befähigten. Denn wenn wir die koloniale Periode der beiden Amerika mit einbeziehen, dann gibt es kein Land der Welt, das nicht irgendwann unter europäischer Kolonialherrschaft gestanden hat. Die wenigen Ausnahmen China, Iran, das Osmanische Reich und Thailand, damals Siam, standen so sehr unter europäischer beziehungsweise amerikanischer Kontrolle, dass man sie getrost als „Halbkolonien“ bezeichnen kann. Nur Japan vermochte sich diesem Zustand nach wenigen Jahrzehnten zu entziehen. Oft genug war es nur die Rivalität der Kolonialmächte, die einem Land seine formale Souveränität erhielt. Denn es gab im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert neben den fünf „klassischen“ Kolonialmächten, von denen freilich nur Frankreich noch kräftig mitmischte, sowie Russland die ehrgeizigen Neuankömmlinge Deutschland, Italien und den belgischen König, außerdem bereits etliche Neu-Europäer mit den USA an der Spitze und außerwestliche Nachahmer, von denen allerdings nur Japan erfolgreich blieb. Denn Ägypten kippte ebenfalls in den halbkolonialen Status. Dieses ‚Zeitalter des Imperialismus‘ erlebte heftige Konflikte, aber auch die erwähnten Konferenzen, auf denen das Mächtesystem über den Rest der Welt verfügte. Der Erste Weltkrieg hatte keine kolonialpolitischen Ursachen, im Gegenteil, die Deutschen und die Briten waren gerade dabei gewesen, sich in dieser Hinsicht zu einigen.

Auf dem Höhepunkt der europäischen Weltherrschaft 1914 umfassten die Kolonialreiche trotz der Unabhängigkeit des amerikanischen Kontinents

54 % der bewohnten Erdoberfläche und 33 % der Weltbevölkerung. Es gibt aber zu denken, dass Europa selbst damals trotz des erwähnten Exports seines Menschenüberschusses durch Auswanderung mit 27 % einen größeren Anteil der Menschheit stellte als je zuvor oder danach; heute beträgt dieser Anteil nur noch 11 %. Während der europäischen Bevölkerungsexplosion war hier vor allem im 19. Jahrhundert die Menschenzahl rascher gewachsen als in Afrika und Asien. Der Zusammenhang der Bevölkerungsentwicklung mit der Industrialisierung ist evident, ihre Bedeutung erschöpft sich aber nicht darin. Wir können vielmehr darin einen Hinweis sehen, dass die Kulmination der europäischen Expansion im ‚Zeitalter des Imperialismus‘ kein ausschließlich wirtschaftlich generierter Vorgang gewesen ist, wie kritische Historiker des vergangenen Jahrhunderts nur zu gerne immer wieder behaupteten.

Doch bereits sie hatten ihre Schwierigkeiten mit dem, was wirklich der Fall war. Die Investitionen flossen nämlich in andere europäische Länder, nach Amerika und in die anderen „neuen Europa“, in „alte“ Kolonien wie Indien und „Halbkolonien“ wie China und das Osmanische Reich, aber gerade nicht in die heiß umkämpften Neuerwerbungen des imperialistischen Zeitalters. Diese wurden häufig nur besetzt, um einem Rivalen zuvorkommen, wobei die Rivalität eher politischer Natur war, denn vom wirtschaftlichen Wert der Gebiete hatte man meist nur nebelhafte Vorstellungen. Oft genug war es nicht etwa „das Kapital“, das die Politiker zum Kolonien-erwerb drängte, sondern die Politiker wussten ziemlich widerstrebende Kapitalisten für ihre Zwecke einzuspannen. Sicher, es gab Ausnahmen, aber generell war „das Kapital“ allenfalls an Markttöffnung interessiert, sonst aber eher am ruhigen Geldverdienen als an risikoreichen Konflikten.

Das entscheidende Argument gegen die rein ökonomische Deutung des Gipfelpunkts der europäischen Expansion besteht aber darin, dass diese Expansionswelle im Zeichen der nunmehr unbestreitbaren europäischen Übermacht in Indonesien und vor allem in Indien bereits im 18. Jahrhundert einsetzte, als die angeblich ausschlaggebende Industrialisierung selbst in England noch in den Kinderschuhen steckte. Natürlich waren materielle Interessen im Spiel, das bedeutete aber hauptsächlich Bereicherung und Machtgewinn für die Protagonisten, die ganz im Sinne der uralten Tradition europäischer Expansivität machtwillige Eliteangehörige waren, die für Verbesserung ihres Status kämpften. Zu Recht hat man Leute wie Robert Clive oder Joseph François Dupleix als „neue Konquistadoren“ bezeichnet. Selbständige Herrschaftsbildung kam für sie freilich kaum mehr in Frage, denn hinter ihnen stand jetzt als Auftraggeber und Kontrolleur ein Staat, der im Begriffe war, seinen endgültigen Reifezustand als moderner Machtstaat zu erreichen.

Wenn die Kontinuität europäischer Expansivität die hinreichende Bedingung auch für die letzte große Phase der europäischen Expansion darstellte, dann war der reife Entwicklungsstand des modernen Staates zeitlich wie

sachlich „vor“ der Industrialisierung die wichtigste notwendige Bedingung. Der moderne europäische Staat, der sich im 18. Jahrhundert seiner Vollendung näherte, die er nach der Französischen Revolution erreichen sollte, ist das machtvollste Gebilde, das Menschen jemals geschaffen haben. Zu Recht nennt man ihn ‚Machtstaat‘. Er ist eine europäische Erfindung und wurde von Europa in die gesamte Welt exportiert. Mit Ausnahme des Vatikans will heute jedes Gemeinwesen weltweit ein moderner Staat sein. Das gilt auch für China, Japan und andere Länder, die lange vor dem Kontakt mit Europa eine politische Organisation mit einem hohen Maß von ‚Staatlichkeit‘ besaßen: zentrale und lokale Herrschaftsorgane, geregeltes Justizwesen und kodifiziertes Recht, Steuern und Streitkräfte, politische Symbole und Außenpolitik. Doch warum hätten sie von diesem Entwicklungsstadium, das ich zur Unterscheidung vom ‚Staat‘ als ‚Reich‘ bezeichne, dann noch zum modernen Staat übergehen sollen? Nur weil dieser international Mode war? Doch warum war er international Mode? Weil er den Inhabern der Staatsgewalt ein bis dahin unbekanntes Ausmaß von Macht zur Verfügung stellte.

Der Hauptunterschied zwischen Reich und Staat besteht in der loseren politischen Struktur des Ersteren, während Modernität beim Staat, aber nicht nur beim Staat Einheit und Einheitlichkeit verlangt. Der einheitlichen Staatsgewalt entsprechen in einem Reich verschiedenerlei parallele oder abgestufte Gewalten, die nicht durch Delegation der Zentralgewalt entstanden, sondern eigenen Rechts sind. Statt der Einheit des Staatsgebiets kann ein Reich aus Gebieten mit verschiedenem Rechtsstatus und verschieden intensiver Bindung an die Zentrale bestehen. Häufig wird deren Kontrolle in konzentrischen Kreisen nach außen immer schwächer; bisweilen besteht nicht einmal eine eindeutige Grenze zum Nachbarreich. Ein Staatsvolk aus Individuen gleichen Rechts oder auch gleicher Rechtlosigkeit hat einheitlich und homogen zu sein, vor allem die gleiche Sprache zu sprechen, früher außerdem der gleichen Religion anzugehören, auch wenn beides oft genug fiktiv war und ist. Als Rechtsstaat erzwingt der Staat die Rechtseinheit, als Nationalstaat die ethnische Geschlossenheit. Demgegenüber leben in einem Reich Menschen verschiedener Gruppen unterschiedlichen Rechts und unterschiedlich intensiver Bindung an die Zentrale mehr oder weniger friedlich zusammen. Oft genug regeln informelle Gewohnheiten statt ausdrücklicher Rechtsvorschriften dieses Zusammenleben. Nicht das staatsunmittelbare Individuum war dort ursprünglich der Elementarbaustein des Gemeinwesens, sondern die Familie unter dem Hausvater und die Korporation oder Gemeinde unter ihrem Oberhaupt. Eine ‚Staatsnation‘ ist mehr oder weniger mit den Einwohnern des Staates identisch, eine ‚Reichsnation‘ hingegen besteht aus der politisch maßgebenden unter den verschiedenen Einwohnergruppen.

Der moderne Staat ist souverän, weil er nichts und niemand über sich und auch keine Autonomie unter sich anerkennt. Praktisch kommt diese Souveränität im Monopol der Ausübung legitimer physischer Gewalt nach innen

durch Verwaltung, Justiz und Polizei zum Ausdruck. Nach außen handelt es sich um das uneingeschränkte Recht zur Kriegführung nach Belieben durch das staatliche Militär. Hier erweisen sich Reiche als Vorform des modernen Staates, denn auch ihre Herren beanspruchten so etwas wie Souveränität, selbst wenn ihnen außerhalb Europas zwar die Sache, nicht aber dieser europäische Rechtsbegriff vertraut war. Am ehesten konnten sie diesen Anspruch in der Kriegführung verwirklichen, auch wenn ihr Militär oft genug noch nicht rein staatlich war. Mit dem inneren Gewaltmonopol war es wegen der genannten losen Struktur der Reiche meist weniger gut bestellt. Ein solcher Herrscher pflegte zwar wie der moderne Staat keine Gewalt über sich anzuerkennen, war aber nicht wie dieser der Urheber seiner eigenen Legitimation, sondern durch Fremdlegitimation „von Gottes Gnaden“ oder als „Sohn des Himmels“ in transzendente Regelwerke eingebunden. Der moderne Staat hingegen ist säkular, legitimiert sich mittels des juristischen Konstrukts der Volkssouveränität aus eigener Kraft und entscheidet über seine eigene Zuständigkeit.

Von Haus aus waren auch die europäischen Staaten bloße ‚Reiche‘ gewesen. Die 1867 geschaffene Doppelmonarchie Österreich-Ungarn und sogar das 1871 gegründete „Deutsche Reich“ wiesen durchaus noch Restbestände dieses Entwicklungsstadiums auf. Aber die maßgebenden europäischen Gemeinwesen überschritten im 18. Jahrhundert in vielerlei Hinsicht die Schwelle zum modernen Staat und brachten bis Ende des 19. Jahrhunderts diese Entwicklung zum Abschluss. Großbritannien mag zwar bis tief ins 20. Jahrhundert in Resten noch Reich geblieben sein, aber es verfügte frühzeitig über eines der wichtigsten Machtmittel des modernen Staates, einen dank seiner Wirtschaftskraft unerschöpflichen Staatskredit. Mit der Wirtschaftskraft kommen aber die von Pomeranz angesprochenen unerschöpflichen Ressourcen der Neuen Welt ins Spiel, und zwar noch vor der Industrialisierung. In Indien und anderswo machte sich diese Modernität im 18. Jahrhundert zuerst in Gestalt des dank Drill und Disziplin unvergleichlich schlagkräftigen modernen Militärs bemerkbar.

Der Höhepunkt der europäischen Expansion beruht darauf, dass zumindest partiell hochentwickelte moderne Staaten infolge ihrer traditionellen Rivalität weiter dem Zwang zur Expansivität unterlagen. Dieses Stadium der politischen Expansivität wurde je länger desto mehr von einer ebenfalls einzigartigen Wirtschaftskraft und einem hochentwickelten, schließlich zum Rassismus gesteigerten Nationalismus flankiert. Weil ihnen weltweit niemand gewachsen war, denn es gab überall höchstens ‚Reiche‘, konnten diese Staaten ihr expansives Wachstum weiter fortsetzen, indem sie durch Eroberung um den harten Kern ihres Staatswesens herum koloniale ‚Reiche‘ schufen. Hatte einst das für moderne Begriffe schwache Reich Kastilien sich ohne Probleme das Steinzeitreich der Inka und die Städte- oder Stammesföderationen anderer Indianer untertan machen können, so erwiesen sich

jetzt alle Reiche der übrigen Welt den europäischen Staaten hoffnungslos unterlegen.

Für die Periodisierung der Geschichte der europäischen Expansion ergibt sich daraus die Folgerung, dass zwar der Beginn der Welteroberung in Asien im späten 18. Jahrhundert und der Beginn des Zeitalters imperialistischer Mächterivalität im späten 19. evidente Einschnitte und Schübe darstellen, aber nicht, wie im Zeichen einer rein ökonomischen Geschichtsdeutung selbstverständlich angenommen wurde und wird, radikale Brüche zwischen im strukturellen Sinn alten und neuen historischen Welten. Die wahre *εποχή* liegt stattdessen zwischen 1945 und 1989, als die Kolonialreiche zusammenbrachen und der Rest der Welt sich das europäische Erbe in Gestalt des modernen Staates, der Naturwissenschaft und Technologie, der Industrie- und Finanzwirtschaft und anderer Bestandteile der westlichen Kultur aneignete. Die aktuelle Problematik besteht darin, wie erfolgreich diese Aneignung verlief und wie sie zu deuten ist. Sollte auch noch eine kulturelle Dekolonisation nötig und überfällig sein, selbst wenn die europäische Expansion zu Ende ist? Oder vielleicht doch nicht, sondern nur räumlich verschoben, wenn man das rasante Wachstum der Europäischen Union bedenkt?

Dieses Ergebnis kann meines Erachtens auch für die Diskussion über ‚Alteuropa‘ nicht ganz ohne Konsequenzen bleiben. Denn während Beginn und vor allem Kontinuität des alteuropäischen Zeitalters heftig diskutiert wurden, wird sein Ende um 1800 eigentlich nie in Frage gestellt, obwohl nicht nur im Lichte der europäischen Expansion einiges dagegen spricht. Möglicherweise gehen wir dabei nur dem Pathos der französischen Revolutionäre auf den Leim, die ihre *εποχή* auch in der Organisation der französischen Archive festgeschrieben und damit viel historische Forschung vorprogrammiert haben. Oder wir ersterben in Ehrfurcht vor Reinhart Koselleck, dessen ‚Sattelzeit‘ nach seinem eigenen Bekunden ursprünglich ein ziemlich willkürliches Zweckmäßigkeitskonstrukt war¹³, bevor sie zu kanonischen Ehren gelangte. Im Grunde handelt es sich beim angeblichen Ende des *Ancien Régime* ausschließlich um einen nicht einmal besonders tiefen Einschnitt der politischen Kulturgeschichte. Der wichtigere politische Fundamentalprozess der Entwicklung des modernen Staates lief davon unbeeindruckt weiter und die ‚industrielle Revolution‘ ließ sogar in England, vor allem aber in Frankreich und anderen Ländern des Kontinents noch weiter auf sich warten. Der Vorschlag, im Sinn pragmatischer Bewältigung der Kontinuität die historische Forschung über die nun einmal für immer festgeschriebene ‚Neuzeit‘ zweckmäßigerweise um drei Lehrstühle für das 16./17., das 18./19. und das 20./21. Jahrhundert zu gruppieren, stieß 1995 freilich nur auf entrüstetes Kopfschütteln.

¹³ Vortragsmanuskript von 1989 zu *Reinhart Koselleck*, *Wie neu ist die Neuzeit?*, in: *Historische Zeitschrift* 251 (1990), 539–553, wo diese Feststellung aber nicht mehr auftaucht!

Alteuropa und die Sattelzeit

Phänomene des Übergangs zur Moderne

Individuum und Sattelzeit

Oder: Napoleon und der Triumph des Willens

Von *Matthias Pohlig*

Am Anfang war Napoleon. Aber am Anfang wovon eigentlich? Ich möchte in diesem Essay zeigen, dass sich seit dem frühen 19. Jahrhundert eine neue, für die alteuropäische Welt nicht denkbare Vorstellung von Individualität entwickelt hat und dass diese Entwicklung maßgeblich mit Napoleon verbunden ist. Napoleon ist die große, fast omnipräsente Chiffre für einen neuen Akzent des Individualitätsdiskurses; er ist Indikator wie Faktor einer neuen Sicht darauf, was der Mensch ist und wozu er fähig ist. Zu Grunde liegen dieser These zwei Befunde: Erstens, dass die Semantik oder Ideologie von Individualität sich im Übergang von Alteuropa zur Moderne relativ grundsätzlich verändert hat; zweitens, dass – wenn immer im 19. Jahrhundert die Rede vom großen, außergewöhnlichen Individuum ist – eine Erwähnung Napoleons fast zwangsläufig ist. In der Napoleondeutung verdichtet sich aber nicht nur ein neuer Akzent innerhalb des Individualitätsdiskurses; sie besitzt überdies insofern ein spezifisch sattelzeitliches Profil, als sie in verdichteter Form vor- wie zurückweist.

Um diesen Eindruck plausibel zu machen, sollen im Folgenden zeitdiagnostische Stimmen, vor allem aber Passagen aus Romanen und anderen fiktionalen Texten des 19. Jahrhunderts herangezogen werden. Napoleon fungiert in diesen Texten als nahezu ubiquitäre Projektionsfläche für eine bestimmte Sicht auf das Individuum, und nur als solche interessiert er auch hier. Gerade an der Literatur ist abzulesen, was zu diesem Thema erstens sagbar ist und zweitens eine gewisse Prominenz gewinnt. Im Roman wurde in besonders prägnanter Weise das Problem von Individuum und Gesellschaft durchgespielt; die Literatur des 19. Jahrhunderts fungierte in beträchtlichem Maße als Modell für Lebensläufe und Lebensformen, aber auch als Diagnose der eigenen Zeit¹.

¹ Vgl. *Ian Watt*, *The Rise of the Novel*. Studies in Defoe, Richardson and Fielding, EA 1957, London 2000, 92 und passim; *Erich Auerbach*, *Mimesis*. Dargestellte Wirklichkeit in der abendländischen Literatur, 4. Aufl., Bern/München 1967, 433–459; *Wolf Lepenies*, *Der Krieg der Wissenschaften und der Literatur*, in: Ders., *Gefährliche Wahlverwandtschaften*. Essays zur Wissenschaftsgeschichte, Stuttgart 1989, 61–79. Die Literatur des 18. Jahrhunderts hat der in diesem Aufsatz beschriebenen Indivi-

Ich stütze mich zum Großteil auf bekanntes, auch oft zitiertes Material. Das Problem der vorliegenden geschichts- wie literaturwissenschaftlichen Literatur besteht darin, dass sie sich meist auf die immanente Beschreibung von individuellen und kollektiven Napoleonbildern beschränkt², statt nach Funktionen und Anbindungen an historische Prozesse zu fragen. Daher möchte ich, in bewusster Abkehr von diesem Forschungszuschnitt, auf ein breites Panorama verzichten. Stattdessen sollen einige besonders aussagekräftige Quellenbelege herangezogen und funktional eingeordnet werden: und zwar in ihrer Funktion für den Diskurs der Individualität. In einem ersten Schritt entwickle ich, was sich im Denken und Sprechen über Individualität um 1800 veränderte (I.). Zweitens diskutiere ich kurz den Status des Sattelzeitbegriffs für das hier behandelte Problem (II.). Ein dritter Abschnitt befasst sich mit Sichten auf Napoleon und die Individualitätsfrage; hier präzisiere ich die angedeutete These der Sattelzeitlichkeit des Diskurses über Napoleon und die Individualität und arbeite zwei Typen sattelzeitlicher Napoleonstilisierung heraus, die ich als ‚alteuropäische‘ und ‚moderne‘ Heroisierung bezeichne (III.).

I.

Was veränderte sich um 1800 in der Vorstellung von Individualität, im Denken darüber, was der Mensch vermag? Ein altes Stereotyp besagt, dass der alteuropäische Mensch keine Individualität gekannt oder besessen habe, während der moderne Mensch individuell oder individualistisch sei. Plausibler ist wohl, alteuropäische Individualität als Bindung an kollektive Loyalitäten und Bezugsinstanzen, alteuropäische Selbstthematisierung als Selbsteinordnung in ein größeres Ganzes zu beschreiben³, während die Moderne

dualitätssemantik vorgearbeitet; doch die Tatsache, dass sie auf die historische Figur Napoleon projiziert wurde, zeigt ihre eindrucksvolle soziale Wirkung auch außerhalb des engsten literarischen Bereichs. Vgl. *Marianne Willems*, Vom ‚bloßen Menschen‘ zum ‚einzigen Menschen‘. Zur Entwicklung der Individualitätssemantik in Rationalismus, Empfindsamkeit und Sturm und Drang, in: *Identität und Moderne*, hrsg. v. Herbert Willems/Alois Hahn, Frankfurt am Main 1999, 71–106. – Für anregende Diskussion und kritische Lektüre danke ich Leonhard Horowski, Per Leo und Philipp Müller.

² Vgl. v. a. den Vortrag von *Johannes Willms*, Napoleon und die Deutschen: http://www.dfg-frankfurt.de/deutsch_franzoesisch/dfg_pdf/napoleon_deutsche.pdf; *Heide N. Rohloff* (Hrsg.), Napoleon kam nicht nur bis Waterloo. Die Spur des gestürzten Giganten in Literatur und Sprache, Kunst und Karikatur, Frankfurt am Main 1992; *Antje Siemer*, „Moi, toujours moi, rien que moi“. Zu einigen Facetten des Napoleonbildes in der deutschen Publizistik, in: *Französische Revolution und deutsche Öffentlichkeit. Wandlungen in Presse und Alltagskultur am Ende des achtzehnten Jahrhunderts*, hrsg. v. Holger Böning, München u. a. 1992, 309–322; *Marion George/Andrea Rudolph* (Hrsg.), Napoleons langer Schatten über Europa, Dettelbach 2008.

³ Vgl. *Natalie Zemon Davis*, Bindung und Freiheit. Die Grenzen des Selbst im Frankreich des sechzehnten Jahrhunderts, in: *Dies., Frauen und Gesellschaft am Beginn der Neuzeit. Studien über Familie, Religion und die Wandlungsfähigkeit des sozialen Körpers*, Berlin 1986, 7–18; *Eva Schlotheuber*, Norm und Innerlichkeit. Zur

neue Formen der Selbstthematisierung, ja geradezu den Zwang zur Individualisierung von Praktiken und Selbstsichten hervorbringt. In der Moderne müssen „irritierende Zustände oder Ereignisse auf Individuen zugerechnet werden“⁴. (Was nicht ausschließt, dass auch Individualisierung wiederum Typen und Stereotype hervorbringt und wir Individuen nur über Typisierung beschreiben können.)

Doch bereits vormodern sind – mindestens als Semantik, teilweise auch als Praxis – Ansätze für eine Individualisierung zu erkennen, die in der „Befreiung von Bindungen, die dem jeweiligen Verband eigen sind, Abkehr von den jeweiligen Normensystemen, Nutzung neuer Ausdrucksformen“ besteht⁵. Man kann etwa – bei aller postburckhardtschen Skepsis – an Renaissance und Humanismus denken⁶; an die Privatisierung von Religion bzw. deren politische Einhegung in Situationen religiöser Pluralität⁷; an adlige Lebensstile ab dem 17. Jahrhundert als Erprobung alternativer Lebensentwürfe⁸; an die literarische Reflexion des großen Einzelnen, wie sie etwa im Hamlet geschieht⁹; an die religiöse Selbstthematisierung in der Beichte und im puritanischen wie pietistischen Tagebuch¹⁰; schließlich an die politische Aufwertung des Individuums in den Verfassungsbewegungen und Revolutionen am Ende Alteuropas¹¹.

Die Individualitätssemantik durchlief dabei nach Georg Simmel zwei verschiedene Stufen: Zuerst wurde die Idee einer Befreiung des Einzelnen aus korporativen Bindungen, damit auch die Idee der Freiheit und Gleichheit aller, propagiert. Im Anschluss daran (und dies ist eine Errungenschaft der Moderne) wurde dann eine neue Ungleichheit aller Menschen proklamiert –

problematischen Suche nach den Anfängen der Innerlichkeit, in: Zeitschrift für Historische Forschung 31 (2004), 329–357.

⁴ Niklas Luhmann, Die Behandlung von Irritationen. Abweichung oder Neuheit?, in: Ders., Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 4, Frankfurt am Main 1995, 55–100, hier 77.

⁵ Winfried Schulze, Das Wagnis der Individualisierung, in: Wege in die Neuzeit, hrsg. v. Thomas Cramer, München 1998, 270–285, hier 272.

⁶ Vgl. differenziert dazu: John Jeffries Martin, Myths of Renaissance Individualism, Basingstoke u. a. 2004.

⁷ Vgl. W. Schulze, Wagnis (Anm. 5), 282 f.

⁸ Vgl. Jonathan Dewald, The European Nobility 1400–1800, Cambridge 1996, 149; Gerrit Walther, Freiheit, Freundschaft, Fürstengunst. Kriterien der Zugehörigkeit zum Adel in der Frühen Neuzeit, in: Die Macht der Wenigen. Aristokratische Herrschaftspraxis, Kommunikation und ‚edler‘ Lebensstil in Antike und Früher Neuzeit, hrsg. v. Hans Beck/Peter Scholz/Uwe Walter, München 2008, 301–322.

⁹ Vgl. J. Dewald, Nobility (Anm. 8), 128.

¹⁰ Vgl. Alois Hahn, Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse. Selbstthematisierung und Zivilisationsprozeß, in: Ders., Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kulturosoziologie, Frankfurt am Main 2000, 197–236.

¹¹ Vgl. Horst Dreier, Art. Verfassung, in: Enzyklopädie Philosophie, hrsg. v. Hans Jörg Sandkühler, Bd. 3, Hamburg 2010, 2867–2875.

nicht im Sinne ungleicher Rechte wie im *Ancien Régime*, sondern im Sinne einer völligen Einzigartigkeit und Besonderheit jedes Individuums¹². Das moderne Individuum ist nicht nur rechtlich gleich, es ist auch besonders – und damit anders als alle anderen. „Das Individuum rettet sich in die Subjektivität und in die Einzigartigkeit als diejenige Beschreibung, die durch keinerlei empirisch-kausale Abhängigkeiten infrage gestellt werden kann“¹³. Ein Grund für diese Veränderung ist ein grundlegender sozialstruktureller Wandel; die moderne Vorstellung von Individualität lebt von der Voraussetzung einer funktional differenzierten Gesellschaft: Wenn der Einzelne nicht mehr nur in einer einzigen sozialen Einheit lebt, sondern sich in einer Vielzahl unterschiedlicher sozialer Kontexte bewegt und damit verschiedene Rollen auszufüllen hat, wird eine Einheits- und Vereinheitlichungssemantik auf der Ebene der Person notwendig.

Die „Einzigartigkeit“ des Individuums, sein Verschiedensein von allen anderen, ist nun gerade das stärkste Element des aufklärerischen Individualitätsdiskurses, der neue und extreme Formen sowohl der Selbstthematization als auch der normativen Besetzung von Aufrichtigkeit, Privatheit und Innerlichkeit hervorbrachte¹⁴. Die Rousseauschen „Bekenntnisse“ sind dafür charakteristisch: „Je ne suis fait comme aucun de ceux que j’ai vus; j’ose croire n’être fait comme aucun de ceux qui existent. Si je ne vaudrais pas mieux, au moins je suis autre“¹⁵.

Statt dieser für die Moderne zweifellos zentralen Sicht soll hier aber eine weitere Facette des Denkens und Redens über Individualität im Mittelpunkt stehen. Ich möchte sie die „Selbstermächtigung des Individuums“ oder auch den „Triumph des Willens“ nennen. Schon in der zitierten Rousseau-Passage scheint auf, dass die Frage der Individualität von moralischen Erwägungen abgelöst wird – oder vielmehr: dass die Ausbildung der eigenen Natur gerade eine eigene Moral mit sich führt. Die Distanzierung von einer konventionellen Moral verstärkt sich in der Selbstermächtigung des Individuums: Durch das Wegfallen sozialer Schranken, durch die Beseitigung oder mindestens das Unplausibelwerden der ständischen Unterscheidungen wachsen dem Einzelnen ungeheure Möglichkeiten der Selbstverwirklichung zu. Das moderne Individuum wird sich in hohem Maße schlicht dadurch auszeichnen, dass es schaffen kann, was es will – weil ihm keine moralischen Letztgrenzen mehr einleuchten und ihm keine sozialen Schranken gesetzt sind: „Weg von

¹² Vgl. Georg Simmel, Der Individualismus der modernen Zeit, in: Ders., Individualismus der modernen Zeit und andere soziologische Abhandlungen, hrsg. v. Otthein Rammstedt, Frankfurt am Main 2008, 346–354, bes. 351.

¹³ Niklas Luhmann, Individuum, Individualität, Individualismus, in: Gesellschaftsstruktur (Anm. 4), Bd. 3, Frankfurt am Main 1993, 149–258, hier 160.

¹⁴ Vgl. Bernard Williams, Truth and Truthfulness. An Essay in Genealogy, Princeton/Oxford 2002, 172–205.

¹⁵ Jean-Jacques Rousseau, Les Confessions, Bd. 1, Paris 1991, 43.

der Geozentrik der göttlichen Schöpfung zur Egozentrik des hypertroph Subjektiven; die alte Ordnung zerbricht, der einzelne nimmt die Welt in eigene Regie“¹⁶. Diese Formulierungen, die auf das moderne Individuum gemünzt scheinen, sind entwickelt an der literarischen Figur des Satan in Miltons „Paradise Lost“. Der Satan als das große nicht-theonome, sondern autonome Individuum musste in der alteuropäischen Literatur noch negativ, als gefallener Engel konnotiert werden; insofern ist es bezeichnend, dass auch gegen das große Individuum Napoleon Vorwürfe der Selbstvergottung und der Antichristlichkeit erhoben wurden.

In der Selbstermächtigung des Individuums berührt sich der Individualitätsdiskurs am eindeutigsten mit dem Problem der sozialen Mobilität. Das rigide, traditionalistische, statische Normsystem der ständischen Gesellschaft war immer auch eine Barriere gegen ungeregelten und unerwünschten sozialen Aufstieg gewesen; es mussten größte semantische Anstrengungen unternommen werden, um soziale Dynamik, individuellen Aufstieg und die Anerkennung von Eigennutz mit der Vorstellung eines gottgeordneten Kosmos zu verbinden¹⁷. Sanktionierte Mobilitätskanäle waren allenfalls die Kirche oder das Militär; alles andere blieb Ausnahme. Der *homo novus*, eine Gestalt des sozialen Aufstiegs, galt als illegitim; so erschien Wallenstein, der doch immerhin aus altem Adel stammte, als „Symbol des Umsturzes aller überkommenen Werte“¹⁸. Auch Napoleon war in gewisser Weise solch ein *homo novus*; seine Versuche, den Parvenü-Status durch die eheliche Verbindung mit alter Legitimität abzustreifen und in Propaganda wie Politik an tradierte Muster anzuschließen, sprechen für sich¹⁹.

¹⁶ Ernst Osterkamp, Lucifer. Stationen eines Motivs, Berlin/New York 1979, 136. Vgl. zum Bösen als Individualisierungsmotor auch Klaus Reichert, „Ich bin ich“. Auftritte neuer Formen des Bösen in der Frühen Neuzeit, in: Ders., Der fremde Shakespeare, München 1998, 298–310.

¹⁷ Vgl. Winfried Schulze, Die ständische Gesellschaft des 16./17. Jahrhunderts als Problem von Statik und Dynamik, in: Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität, hrsg. v. Winfried Schulze, München 1988, 1–17; siehe auch: Jürgen Petersohn, Die Vita des Aufsteigers. Sichtweisen gesellschaftlichen Erfolgs in der Biographik des Quattrocento, in: Historische Zeitschrift 25 (1990), 1–32; Richard van Dülmen, Formierung der europäischen Gesellschaft in der Frühen Neuzeit. Ein Versuch, in: Geschichte und Gesellschaft 7 (1981), 5–41.

¹⁸ Volker Press, Soziale Folgen des Dreißigjährigen Krieges, in: Ständische Gesellschaft (Anm. 17), 239–268, hier 250.

¹⁹ Vgl. zu Napoleon als *homo novus*: Johannes Willms, Napoleon. Eine Biographie, 2. Aufl., München 2005, 345; zur Unklarheit von Begriff und Phänomen des *homo novus* in der römischen Antike: Michael Hewson Crawford, Art. Nobiles, in: Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike, hrsg. v. Hubert Cancik u. a., Stuttgart u. a. 2000, Bd. 8, Sp. 967–971. Zu Napoleons Strategien der alteuropäischen Legitimierung: Annie Jourdan, Napoléon. Héros, Imperator, Mécène, Paris 1998; Martyn Lyons, Napoleon Bonaparte and the Legacy of the French Revolution, Basingstoke u. a. 1994. Zu Napoleon als charismatischem Herrscher, der auch in seiner Selbststilisierung zwischen alteuropäischen und modernen Mustern changiert: Hans-Ulrich Thamer, Napoleon. Ein Medienkaiser. Zur Repräsentation charismatischer Herrschaft, in: Medienereignisse im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge einer interdisziplinären Tagung aus

Ist es vorstellbar, dass ein Bauernsohn 1630 den Wunsch äußert, so zu sein wie Wallenstein, das zu erreichen, was Wallenstein erreicht hat? Eher nicht, scheint mir. Dass eine solche identifikatorische Bezugnahme auf Napoleon aber vollkommen gängig ist – ohne dass die Denunziation von Napoleons Aufstieg als illegitim völlig verschwände –, ist ein charakteristisches Zeichen eines veränderten Individualitätsverständnisses und damit auch ein Indiz für das Ende Alteuropas. Das Individuum wird nicht mehr nur als frei und gleich, als völlig einzigartig und besonders gedacht, sondern auch als Schmied seines eigenen Glücks in einer prinzipiell offenen Gesellschaft. Der Begriff der Karriere gewinnt erst jetzt, um 1800, seinen gesellschaftsweit einschlägigen Sinn; bezeichnenderweise ist es Napoleon, der das Diktum prägt: „La carrière ouverte aux talents“²⁰. Jeder Soldat – soll Napoleon gesagt haben – trägt den Marschallsstab im Tornister. Den Tellerwäscher, der Millionär wird; den Leutnant, der Kaiser wird: Das mag es vor dem 19. Jahrhundert im Märchen gegeben haben, aber nicht als ernst zu nehmende soziale Semantik. Eine neue Auffassung dessen, was der Mensch ist und kann, korreliert demnach. Erst das Ende Alteuropas macht die Selbstermächtigung des Individuums möglich, erlaubt das Freiwerden des Einzelnen von äußeren Norminstanzen und damit die „Normierung des Ich durch das Ich“²¹.

II.

Wie sähe eine spezifisch sattelzeitliche Individualitätskonzeption aus? Der Begriff der Sattelzeit ist als Komplementärbegriff zum Alteuropa-Konzept eigentümlich unterbestimmt. Der Terminus stammt aus der Begriffsgeschichte und impliziert die Hypothese, dass die politisch-sozialen Prozesse der Demokratisierung, Verzeitlichung, Ideologisierung und Politisierung zwischen 1750 und 1850 ihr Korrelat in begrifflichen Veränderungen besitzen. Neben den im Zentrum stehenden semantischen Veränderungen wird der Sattelzeitbegriff weitergehend auf außersprachliche, politische wie ökonomische Dynamisierungsprozesse bezogen²². Das Individualitätsproblem hätte hier seinen Platz: Es ist kein nur begriffliches Phänomen, sondern ideologische Matrix und gleichzeitig soziale Praxis, es betrifft Denken, Sprechen und Handeln.

Anlass des 65. Geburtstag von Rolf Reichardt, hrsg. v. Christine Vogel / Herbert Schneider / Horst Carl, München 2009, 93–112.

²⁰ Vgl. *Thomas Carlyle*, Heroes and Hero-Worship, in: *Ders.*, Collected works, Bd. 12, London 1869, 285.

²¹ *Georg Simmel*, Grundfragen der Soziologie, 4. Aufl., Berlin / New York 1984, 84.

²² Vgl. *Alexandre Escudier*, „Temporalisation“ et modernité politique. Penser avec Koselleck, in: *Annales HSS* 64 (2009), 1269–1301; *Ute Planert*, Wann beginnt der „moderne“ deutsche Nationalismus? Plädoyer für eine nationale Sattelzeit, in: *Die Politik der Nation. Deutscher Nationalismus in Krieg und Krisen 1760–1960*, hrsg. v. Jörg Echternkamp / Sven Oliver Müller, München 2002, 25–59.

Die Sattelzeit, „in der sich die Herkunft zu unserer Präsenz wandelt“²³, ist eine Übergangszeit, die allerdings in der Koselleckschen Konzeption zuweilen ihren Schwellencharakter verliert und identisch wird mit Neuzeitlichkeit *tout court*²⁴. Demgegenüber scheint es sinnvoll, heuristisch eine gewisse Janusköpfigkeit anzunehmen: also ein prominentes Nebeneinander sich widersprechender Semantiken oder Deutungsmuster. In der Geschichtsphilosophie – dem klassischen Medium der Selbstreflexion der beginnenden Moderne – zeigt sich diese Janusköpfigkeit beispielhaft: Nicht nur entwickelt sich die Geschichtsphilosophie neben älteren, weiter bestehenden religiösen Geschichtsdeutungen, sie ist offenbar selbst in gewissem Maße widersprüchlich. Einerseits entwickelt sie ein eigentümliches Fortschritts-pathos und das Bild einer offenen, damit auch planbaren Zukunft, die die Handlungsspielräume des Individuums ungeheuer zu erweitern scheint²⁵. Andererseits beharrt gerade die klassische Geschichtsphilosophie auf der Unverfügbarkeit des historischen Prozesses für die Intentionen und Aktionen des Individuums – und beschneidet damit seine Entfaltungsmöglichkeiten wiederum signifikant²⁶. Beide Varianten der Geschichtsphilosophie konvergieren aber darin, dass sie Kontingenz aufwerten: die Erste als Offenheit des Planens und Gestaltens des Menschen, der der *spiritus rector* seiner eigenen Geschichte werden kann, nachdem die theologische Deutung der Geschichte zurückgetreten ist; die Zweite als Kontingenz von Intentionen und Handlungsfolgen, die zum Eindruck einer Unverfügbarkeit von Geschichte führt. Odo Marquard unterscheidet dementsprechend zwischen Beliebigekeitszufälligkeit – also Dingen, die änderbar sind – und Schicksalszufälligkeit – Dingen, die nicht änderbar sind²⁷.

Die Sicht auf das Individuum und seine Handlungsoptionen, die sich in der Chiffre Napoleon verdichtet, konzentriert sich vor allem auf den ersten Aspekt: auf eine offene Zukunft, auf eine Gestaltbarkeit der Welt, auf den Glauben an eine Beliebigekeitszufälligkeit, daran also, dass alle Dinge und vor allem das eigene Leben auch anders sein könnten, als sie sind – wenn das Individuum nur will. Überhaupt hat diese Idee – der Triumph des Willens – lange Zeit den Sieg über die komplementäre geschichtsphilosophische Leit-

²³ Reinhart Koselleck, Einleitung, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. v. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Stuttgart 1972, Bd. 1, XIII–XXVII, hier XV.

²⁴ Vgl. so: Stefan Jordan, Die Sattelzeit als Epoche, in: *Historische Wendeprozesse. Ideen, die Geschichte machen*, hrsg. v. Klaus E. Müller, Freiburg/Basel/Wien 2003, 188–203, bes. 194 f.

²⁵ Für diese Einsicht steht v. a. das Werk Reinhart Kosellecks (Anm. 23).

²⁶ Vgl. Heinz Dieter Kittsteiner, Geschichtsphilosophie nach der Geschichtsphilosophie, in: *Ders., Out of control. Über die Unverfügbarkeit des historischen Prozesses*, Berlin/Wien 2004, 33–48.

²⁷ Vgl. Odo Marquard, Apologie des Zufälligen. Philosophische Überlegungen zum Menschen, in: *Ders., Apologie des Zufälligen. Philosophische Studien*, Stuttgart 1986, 117–139, hier 128.

idee von der Unverfügbarkeit der Geschichte davongetragen. Erst die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts hat diesen zweiten Hauptstrang der klassischen Geschichtsphilosophie wieder in den Vordergrund treten lassen.

Über den Befund der Widersprüchlichkeit hinaus muss man sich die Sattelzeit, falls es sie denn gibt, als eine Epoche vorstellen, die deutlich sowohl zurück- als auch nach vorn verweist. Sie muss also sowohl Elemente enthalten, die vor 1750 noch nicht denk- und sagbar waren, als auch solche, die nach 1850 kaum oder gar nicht mehr denk- und sagbar sind oder die mindestens massiv an Prominenz verlieren²⁸. Dies lässt sich an wenigen Beispielen zeigen, die bereits zum nächsten Abschnitt überleiten. In einem brasilianischen Roman von 1899 (hier in englischer Übersetzung zitiert) findet sich ein Satz, der vielleicht hundert Jahre, sicher aber zweihundert Jahre vorher schlicht undenkbar ist: „After Napoleon, lieutenant and Emperor, in this century all destinies are possible“²⁹. Dass dem Individuum und seinem Streben einfach alles möglich ist – das ist ein das alteuropäische Denken sprengender Gedanke. Er findet sich auch in der Sattelzeit nur selten in dieser Direktheit ausgesprochen, wird aber dort bereits angedeutet, wenn Goethe zu Eckermann bemerkt: „[J]emandem, der unter Napoleon gedient und mit ihm die Welt erschüttert hat, erscheint nichts unmöglich“³⁰. Auf der anderen Seite ist Kleists exaltierte religiöse Charakterisierung Napoleons selbst in antityrannischen Kontexten postsattelzeitlich wohl unmöglich: Kleist hält Napoleon für den „der Hölle entstiegene Vaternördergeist“ und „für den Anfang alles Bösen und das Ende alles Guten; für einen Sünder, den anzuklagen die Sprache der Menschen nicht hinreicht, und den Engeln einst, am jüngsten Tage der Odem ausgeht“³¹.

Damit ist die Janusköpfigkeit der Sattelzeit plausibel gemacht; im Folgenden sollen, den angerissenen Leitlinien folgend, zwei sich widersprechende sattelzeitliche Typen von Napoleondeutung näher beschrieben und in ihrem funktionalen Bezug auf die Semantik von Individualität interpretiert werden.

III.

Helmut Koopmann schreibt, das Nebeneinander der vielen sich widersprechenden Napoleonbilder habe Napoleon schon im 19. Jahrhundert „my-

²⁸ Vgl. *Helge Jordheim*, „Unzählbar viele Zeiten“. Die Sattelzeit im Spiegel der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, in: *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, hrsg. v. Hans Joas/Peter Vogt, Berlin 2011, 449–480, hier bes. 451–455.

²⁹ *Joaquim Maria Machado de Assis*, Dom Casmurro, New York/Oxford 1997, 119.

³⁰ Zitiert nach: *Hans Blumenberg*, Arbeit am Mythos, Frankfurt am Main 1996, 523 f.

³¹ Vgl. *Heinrich von Kleist*, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 2, hrsg. v. Helmut Sembdner, 2. Aufl., München 1994, 354.

thologisch unbrauchbar“ gemacht³². Dies stimmt erstens nicht, zweitens wäre es unbefriedigend, bei diesem Befund stehen zu bleiben. Ich schlage zwei Haupttypen von Napoleonbildern vor, die unterschiedlichen Modi der Heroisierung gehorchen. Der erste Typus ist eine ‚alteuropäische‘, der zweite eine ‚moderne‘ Heroisierung. Beide kommen in der Sattelzeit in großer Zahl vor, oft auch bei ein und demselben Autor; gerade dieses Nebeneinander konstituiert Sattelzeitlichkeit. Während der alteuropäische Typus auf Stilisierungsmuster innerhalb stabilisierter mythischer oder religiöser Traditionen zurückweist, löst sich der moderne Typ genau davon ab und zielt auf eine neue Vorstellung des Individuums, und zwar primär dadurch, dass er die Rückbindung an klassische Muster hinter sich lässt.

Der alteuropäische Typus der Heroisierung bindet Napoleon zurück an eine tradierte Semantik großer Männer, und zwar unabhängig von einer positiven oder negativen Bewertung. Omnipräsent ist etwa der Vergleich Napoleons mit oder die Einreihung Napoleons in die Reihe Alexander der Große – Cäsar; daneben stehen öfter Karl der Große, Attila³³ oder Timur³⁴. Die Tatsache, dass Napoleon aus einer Republik eine Monarchie gemacht hat, macht ihn zu Augustus’ Wiedergänger³⁵. Napoleon ist hier entweder Fortsetzer einer Reihe titanischer Heldengestalten, oder er wird in mythischer Überblendung mit seinen Vorgängern identifiziert und ist dann die zeitgenössische Manifestation einer überzeitlichen Idee von heroischer Größe. Dieses Muster ist nicht einfach frühneuzeitlich – die Um- und Aufwertung des Individuellen in Renaissance und Reformation ist hier nicht der entscheidende Referenzpunkt. Das Heroisierungsmuster ist mindestens alteuropäisch, denn auch das Mittelalter imaginierte große Individuen im Modus der allegorischen oder typologischen Überblendung und damit unter Rückbindung an tradierte Modelle³⁶. Vielleicht ist es sogar noch mehr: Viel-

³² Helmut Koopmann, Napoleon – Mythos? Legende? Geschichte?, in: Napoleons langer Schatten (Anm. 2), 423–438, hier 433.

³³ Vgl. Honoré de Balzac, Glanz und Elend der Kurtisanen, Köln o. J., 320.

³⁴ Vgl. Gustav Seibt, Goethe und Napoleon. Eine historische Begegnung, München 2010, 198.

³⁵ Vgl. Ernst Moritz Arndt, Geist der Zeit. Theil 1, 2. Aufl., Altona 1807, 391. – Selbstverständlich sind auch Hitler und Stalin als reinkarnierte Cäsar, Napoleon etc. gedeutet worden – aber insgesamt hat sich die sattelzeitliche Ambivalenz und Janusköpfigkeit der Deutung des rücksichtslosen Individuums doch zugunsten einer modernen Sicht vereindeutigt.

³⁶ Dies schließt gerade nicht aus, auch für die vieldiskutierten Kandidaten für Epochen-schwellen der Individualisierung – das zwölfte Jahrhundert, die Renaissance – nach Spezifika zu fragen. Dennoch scheint mir die Einheitlichkeit vormoderner, alteuropäischer Individualität gerade im Kontrast zu der im Text beschriebenen modernen Akzentuierung des Individualitätsdiskurses besonders deutlich zu sein. Vgl. Caroline Walker Bynum, Did the Twelfth Century Discover the Individual?, in: *Dies.*, Jesus as Mother. Studies in the Spirituality of the High Middle Ages, Berkeley/Los Angeles/London 1982, 82–109; Jeffries Martin, Myths of Renaissance Individualism (Anm. 6).

leicht ist es generell vormodern und damit noch eindeutiger von modernen Heroisierungsmustern zu unterscheiden.

Die großen Individuen treten also im Modus der alteuropäischen Heroisierung in einer „alterwürdigen Verkleidung“ und in einer „erborgten Sprache“ auf, um „die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen“ – das alteuropäische Heroisierungsmuster inszeniert „weltgeschichtliche Totenbeschwörungen“³⁷. Für Hegel sind die welthistorisch großen Individuen – und Napoleon ist eines davon – sämtlich „Geschäftsführer des Weltgeistes“³⁸. Doch auch dort, wo nicht auf tradierte Modelle des Helden oder des Verheerers zurückgegriffen wird, stehen Deutungsmuster bereit, die Napoleon als Exemplar eines bekannten Typs erscheinen lassen: Kleists Deutung Napoleons als teuflisch, als Antichrist oder als Luzifer gehört in diese Richtung³⁹. Napoleon ist der große widergöttliche Gegner – unabhängig davon, wie ernst diese Semantik jeweils gemeint ist, bedient sie sich doch alteuropäisch einschlägiger Dämonisierungsmuster. Auch dass Ernst Moritz Arndts Napoleon-Kapitel den Titel „Der Emporgekommene“ trägt, verweist wohl nicht nur auf dessen Parvenü-Status, sondern auch auf den aus der Hölle Emporgekommenen⁴⁰. Auch fünfzig Jahre später ist dieses Deutungsmuster noch so eingespielt, dass es ohne weiteres aktualisiert werden kann: Eine Figur aus Fontanes Befreiungskriegsroman „Vor dem Sturm“ sieht in Napoleon „einen Dämon, nichts weiter; eine Geißel, einen Würger, einen aus Westen kommenden Dschingiskhan“⁴¹. Im Rahmen religiöser Semantik am höchsten greift wohl Victor Hugo bei seiner Beschreibung der Schlacht von Waterloo: „Napoleon war in der Unendlichkeit angezeigt worden, und sein Sturz wurde beschlossen. Er stürzte Gott. Waterloo war keine Schlacht, es war der Frontwechsel des Universums“⁴².

Teuflisch und gleichzeitig napoleongleich werden literarische Schurken gezeichnet. Amoralität, wie immer sie bewertet wird, ist nie weit entfernt, wenn von Napoleon die Rede ist: „Dieser Hermann, fuhr Tomschij fort, ist eine regelrechte Romanfigur mit dem Profil Napoleons und der Seele des Mephistopheles“⁴³. Dass der Falschspieler Hermann aus Puschkins „Hauptmannstochter“ so charakterisiert wird, noch bevor ganz klar ist, dass man es bei ihm mit einer bösen Figur zu tun hat, ist ebenso bezeichnend wie die

³⁷ Karl Marx/Friedrich Engels, Werke, Bd. 8, Berlin (DDR) 1972, 115.

³⁸ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Werke Bd. 12, hrsg. v. Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel, Frankfurt am Main 1970, 46.

³⁹ Vgl. Waldemar Bauer, Heinrich von Kleist. Utopischer Naturzustand, in: Napoleon kam nicht nur bis Waterloo (Anm. 2), 286–304, hier 287.

⁴⁰ Vgl. E. M. Arndt, Geist der Zeit (Anm. 35), 386–415.

⁴¹ Theodor Fontane, Gesammelte Werke, Bd. 1, Berlin 1905, 32.

⁴² Victor Hugo, Die Elenden, Düsseldorf 2006, 391.

⁴³ Alexander Sergejewitsch Puschkin, Die Erzählungen, 7. Aufl., München 1988, 406.

hybride Mischung aus Napoleon und dem Teufel, als die er erscheint. Hermann lässt sich mit den Mächten der Finsternis ein und wird am Ende von ihnen genarrt; dass dies im 19. Jahrhundert eher romantisches Märchen ist als ganz ernst gemeinte christliche Dämonologie, ist wohl schon an seiner Bezeichnung als „Romanfigur“ ablesbar. Die alteuropäische Heroisierung gerät ins sattelzeitliche Zwielficht.

Auch dass Napoleon immer wieder mit einem Erdbeben oder einem Dämon verglichen wird, um die Wucht des Erlebnisses zu kennzeichnen, ist noch als traditioneller Deutungsversuch zu klassifizieren⁴⁴. Selbst wenn also nicht auf Gott verwiesen wird, sondern auf die andere große Instanz – die Natur –, kann Napoleon, wie vage auch immer, damit an etwas potentiell Bekanntes zurückgebunden werden – in diesem Fall an das von Kant einschlägig definierte Erhabene. Erhabenheit zeichnet sich dadurch aus, dass sie Vernunft und Verstand übersteigt und einen nur ästhetisch wahrzunehmenden, wenn auch nicht schönen Eindruck von Größe und Schrecken erzeugt. Die Natur, so Arndt, habe Napoleon geschaffen und müsse mit diesem „erhabenen Ungeheuer“ etwas Großes vorhaben⁴⁵. Gott oder der Teufel, das Universum, die Natur fungieren hier – in abnehmender Konkretion ihres unterstellten Willens – als Schicksalsmächte, die Napoleon zu ihrem Agenten gemacht haben.

In anderer Weise in den Kontext alteuropäischer Heroisierung gehören Interpretationen Napoleons als letzten Vertreter einer Zeit, in der noch Helden möglich waren. In dieser Charakterisierung schwingt die Kritik an der beginnenden Massengesellschaft mit; Napoleon ist hier gerade nicht das erste große Individuum, sondern bestenfalls das letzte. Arndt sieht in Napoleon „die Nachgeburt einer Zeit, die zu klein scheint, Helden gebären zu können“⁴⁶; und Napoleons großer Hasser Chateaubriand bezeichnet ihn gar als „la dernière des grandes existences individuelles; rien ne dominera désormais dans les sociétés infimes et nivelées“⁴⁷. Nietzsche stilisiert Napoleon zum späten Exemplar des Renaissancemenschen. Ob der Renaissancemensch aber im Zeitalter der Vermassung mehr sein kann als ein spätes Leuchtfeuer vergangener Größe, ob er also auch einen neuen Anfang markiert, bleibt ambivalent. Einerseits ist Napoleon für Nietzsche der „spätestgeborene Mensch, den es jemals gab“ und damit sicher nicht das Modell zukünftiger

⁴⁴ Vgl. Rita Bischof, „... die Politik ist das Schicksal“. Napoleons Diktum und seine Wirkungsgeschichte, in: Napoleon kam nicht nur bis Waterloo (Anm. 2), 305–327, hier 322.

⁴⁵ E. M. Arndt, Geist der Zeit (Anm. 35), 426.

⁴⁶ Zitiert nach: Hargen Thomsen, „Aber die großen und Virtuosen unserer Schriftsteller haben furchtbar und verderblich geschwiegen“. Realität und Legende Napoleons in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, in: Napoleons langer Schatten (Anm. 2), 137–156, hier 143.

⁴⁷ François-René de Chateaubriand, *Memoires d'outre-tombe*, Bd. 2, New York/Philadelphia 1849, 39.

Individualität – andererseits ist er, und dies weist wiederum in die Zukunft, eine „Synthesis von Unmensch und Übermensch“⁴⁸.

Wenn die Napoleon-Heroisierung schon in diesen letzten Beispielen auf eigentümliche Weise zwischen der Rückbindung an tradierte semantische Muster und der Freisetzung Napoleons als modernes und traditionsloses Individuum changiert, verstärkt sich dies noch im Rahmen einer Deutungsfigur, die nur auf den ersten Blick eindeutig dem alteuropäischen Heroisierungstypus zuzuordnen ist: Prometheus. Goethe nutzte den Prometheus-Mythos u. a. in seinem bekannten frühen Gedicht als Bild des autonomen, den Göttern absagenden Helden oder Genies; für ihn ist Prometheus zeitweise Chiffre der „Selbstermächtigung des künstlerischen Subjekts“⁴⁹. Allerdings hat Goethe im Laufe seines Lebens die jugendliche Identifikation mit Prometheus aufgegeben, nicht aber das Deutungsmuster Prometheus überhaupt: Er übertrug es – in Anziehung wie Abstoßung – auf Napoleon und entfernte sich in seiner Selbstdeutung zusehends vom Dämonisch-Prometheischen⁵⁰. Der an die Felseninsel St. Helena geschmiedete prometheische Ex-Kaiser⁵¹ war vielleicht die extremste, gleichsam modernste Form der alteuropäischen Heroisierung Napoleons, weil hier ein traditioneller Mythos benutzt wurde, um das bindingslose Individuum und den modernen Kult des Genies zu verbildlichen.

Selbst von diesem bereits überdehnten Bezug auf den tradierten Mythoskosmos macht sich nun die ‚moderne‘ Heroisierung Napoleons frei. Im Rahmen dieses zweiten Heroisierungstyps ist Napoleon schlicht ein sozialer Aufsteiger, ein rücksichtsloser und willensstarker Einzelner, der sich aus ständischen Beschränktheiten wie auch aus der Rückbindbarkeit an Mythen gelöst hat. Napoleon ist neu, kein Wiedergänger oder Agent einer tradierten Instanz. Er ist ein moderner *self-made man*, kein Cäsar *redivivus*.

Viel realistischer als in der alteuropäischen Heroisierung wird Napoleons Aufstieg von Arndt als Produkt des bereits alteuropäischen Mobilitätskanals Militär, allerdings im Zeitalter der *levée en masse* ins Ungeheure gesteigert, gedeutet: „Bonaparte fing als kleiner Soldat an, der Feldherr hat den Kaiser gemacht“⁵². Ähnlich äußert sich Goethe: „Napoleon, ohne Soldat zu sein, hätte nie zur höchsten Gewalt aufsteigen können“⁵³. Er ist ein Aufsteiger aus dem Nichts – hierin nicht Mythengestalten oder dem Teufel, sondern

⁴⁸ Friedrich Nietzsche, Werke in drei Bänden, Bd. 2, hrsg. v. Karl Schlechta, München 1955, 236 u. 796 f.

⁴⁹ Vgl. R. Bischof, Schicksal (Anm. 44), 310.

⁵⁰ Vgl. zu Goethe und Napoleon zuletzt: G. Seibt, Goethe (Anm. 34). Zu Prometheus/Napoleon bei Goethe siehe H. Blumenberg, Arbeit am Mythos (Anm. 30), 504–566.

⁵¹ Vgl. H. Blumenberg, Arbeit am Mythos (Anm. 30), 515.

⁵² E. M. Arndt, Geist der Zeit (Anm. 35), 419.

⁵³ Zitiert nach: G. Seibt, Goethe (Anm. 34), 226.

höchstens alteuropäischen Parvenüs wie den Medici oder Richelieu vergleichbar, wie Balzac notiert⁵⁴. Diesen Aufstieg hat Napoleon niemand anderem als sich selbst, auch nicht seinen Tugenden zu verdanken. In Goethes Übersetzung von Voltaires „Mahomet“, das in Erfurt vor Napoleon und Goethe aufgeführt wurde, heißt es: „Die Sterblichen sind gleich! Nicht die Geburt, / Die Tugend nur macht allen Unterschied; / Doch Geister gibt's, begünstigt vom Himmel, / Die durch sich selbst sind, alles sind, und nichts / Dem Ahnherrn schuldig, nichts der Welt“⁵⁵. Zwar ist das große Individuum „vom Himmel“ begünstigt, doch ist es ihm nichts schuldig; es ist, was es ist, durch sich selbst. Dass diese Individualität fast zwangsläufig in Selbstüberhebung umschlägt, ist oft gesehen worden – ob dies allerdings nur dem Individuum Napoleon zuzuschreiben ist oder dem modernen Typus von Individualität generell, wäre gesondert zu diskutieren. In jedem Fall ist auch dann, wenn von der Hybris des großen Einzelnen die Rede ist, Napoleon als „Personification grandioser Selbstsucht“⁵⁶ die offenbar unumgängliche Referenzgröße. So ist etwa für Puschkin das selbstherrliche Individuum ein Napoleon: „[U]nser blinder Dünkel meint, / Daß andere bloß für Nullen gelten, / Wodurch man selbst als Eins erscheint. / Uns dünkt, wir seien Bonaparte, / Und blicken von der steilen Warte / Auf die zweibein'ge Kreatur: / Für uns ist sie ein Werkzeug nur“⁵⁷. Das große Individuum der beginnenden Massengesellschaft sieht seine Mitmenschen als Mittel, nicht als Zweck; dies gilt selbst dann, wenn es – wie Puschkins Onegin – zwar ein gigantisches Selbstbewusstsein besitzt, aber im postnapoleonischen Zeitalter vor dekadenter Langeweile keinen rabiaten Selbst- und Weltverwirklichungsplan mehr umsetzen will.

Dass der geniale Mensch sich nicht um Moral kümmert, führt zum Verbrechen ohne, oder mit verzögertem, Schuldbewusstsein. Gerade dann, wenn es um eine zweckfreie Mordtat geht – die Ermordung einer alten Geldverleiherin mit einer Axt, die weniger dem Raub dient als der Selbstermächtigung des freien starken Einzelnen und dem Gefühl purer Macht –, ist der Napoleonbezug einschlägig. Raskolnikow sagt: „Ich wollte ein Napoleon werden, deshalb habe ich gemordet [...]“⁵⁸. Und Grabbes Bühnen-Napoleon befiehlt in einem Akt der Selbstvergottung und in Anspielung auf Exodus 3,14: „Künftig läßt du in jedem offiziellen Schreiben das ‚Wir‘ und das ‚von Gottes Gnaden‘ aus. Ich bin Ich, das heißt Napoleon Bonaparte, der sich in

⁵⁴ Vgl. *Honoré de Balzac*, *Verlorene Illusionen*, Zürich 2007, 810.

⁵⁵ Zitiert nach: G. Seibt, Goethe (Anm. 34), 148.

⁵⁶ *Jacob Burckhardt*, *Jacob Burckhardt Werke. Kritische Gesamtausgabe Bd. 28: Geschichte des Revolutionszeitalters*, hrsg. v. Wolfgang Hardtwig u. a., München/Basel 2009, 893.

⁵⁷ *Alexander Sergejewitsch Puschkin*, *Gedichte, Poeme, Eugen Onegin*, Berlin 1947, 291.

⁵⁸ *Fjodor Michailowitsch Dostojewski*, *Schuld und Sühne*, München 1980, 428.

zwei Jahren selbst schuf“⁵⁹. Alteuropäische Formen politischer Legitimation haben für dieses moderne Individuum schlicht keinen Sinn mehr.

Stendhal steht in besonderem Maße für die moderne Heroisierung Napoleons; in der „Kartause von Parma“ ist die Napoleon-Nachfolge der höchste Imperativ des Helden. Vor allem aber ist es Julien Sorel aus „Rot und Schwarz“, der sich Napoleon zum Vorbild nimmt. Napoleon ist hier das Ideal des freien Individuums, das erreicht, was es will, und damit ein Vorbild für aufstiegswillige junge Männer. Juliens liebste Bücher – dies ist im Rahmen der Individualitätssemantik aufschlussreich – sind Rousseaus Bekenntnisse, die Bulletins der Großen Armee und Napoleons Memorial von St. Helena⁶⁰. Julien trägt Napoleons Bild wie das Porträt einer Geliebten bei sich⁶¹, und bei jedem Schritt seiner – am Ende scheiternden – Aufstiegsplanung ist es Napoleon, der ihm vor Augen steht. Während Napoleon Soldat wurde, muss Julien, um das gleiche Ziel zu erreichen (ein großer Mann zu werden), einen der neuen, schlechten Zeit angemessenen Weg wählen und schlägt die Klerikerlaufbahn ein. Doch auch hier ist es noch Napoleon, an dem sich Julien orientiert⁶².

In der Sicht Juliens/Stendhals war es auch Napoleon, der durch seine Politik dem Volk neue Chancen des sozialen Aufstiegs eröffnete⁶³. Napoleon ist das Symbol des Aufstiegs, er ist gleichzeitig derjenige, der Aufstieg möglich gemacht hat, und er ist es schließlich auch, dessen unbändiger Erfolg jeden Nachahmer entmutigen muss – was ein Zeichen für die Kleinheit des Zeitalters oder des Imitators sein kann. „Was sollen ohne ihn die Unglücklichen machen, selbst die reicher sind als ich, deren Geld gerade langt, um sich eine gute Schulbildung zu gestatten, die aber nicht genug besitzen, um sich mit zwanzig Jahren einen mannhaften Platz zu erkauen und von dort aus Karriere zu machen? Was man auch beginnen mag, die verhängnisvolle Erinnerung an den Kaiser läßt einen nimmermehr glücklich werden“⁶⁴.

Napoleon als das große Vorbild für alle – als so großes Vorbild aber, dass seine Imitation kaum möglich ist: Dies ist die Ambivalenz der modernen Heroisierung Napoleons. Viele Zeitgenossen teilen zwar Goethes Eindruck – Napoleon ist ein großes Individuum gewesen, und er hat allen Menschen Möglichkeiten aufgezeigt, die ihnen vorher nicht bewusst waren: „Er hat dem Volke gezeigt, was das Volk kann“⁶⁵. Was aber kann das Volk? Kann

⁵⁹ Christian Dietrich Grabbe, Werke und Briefe, Historisch-kritische Gesamtausgabe in sechs Bänden, Bd. 2, Darmstadt 1963, 390.

⁶⁰ Stendhal, Rot und Schwarz, Leipzig 1962, 22.

⁶¹ Ebd., 67f.

⁶² Vgl. ebd., 27.

⁶³ Vgl. ebd., 214.

⁶⁴ Vgl. ebd., 104.

⁶⁵ Zitiert nach: H. Blumenberg, Arbeit am Mythos (Anm. 30), 543.

jeder ein Napoleon sein? Bei Balzac heißt es, die Franzosen seien von Napoleon an übersteigerte Ansprüche gewöhnt worden: „Das ist ein Fehler aller Franzosen, sie sind alle von Napoleon verdorben worden. Sie geben Ihren Abschied, weil Sie nicht die Epauletten erhalten können, die Sie sich wünschen [...]“⁶⁶. Und zuweilen ist die Napoleon-Nachahmung nur lachhaft – weil sie sich an Äußerlichkeiten aufhält, statt die je singuläre Erschaffung des autonomen Individuums ins Werk zu setzen: „Die Nachahmung des Napoleonblickes hatte etwas leicht Lächerliches, das sich damals einige Emporkömmlinge erlaubten, die nicht einmal der schale Abklatsch ihres Kaisers waren“⁶⁷.

Wenn auch gebremst durch die bourbonische Restauration, setzte sich die durch die Revolution begonnene und von Napoleon fortgesetzte Dynamisierung der französischen Gesellschaft fort⁶⁸. Auch in diesem Prozess ist Napoleon eine wichtige Bezugsgröße; nach der Restauration wurde er eine liberale Symbolfigur, in der sich der Anspruch auf einen gesellschaftlichen Aufbruch verkörperte⁶⁹. Dabei wurde – wohl nicht nur in England – durchaus gesehen, dass der liberale Napoleon nur eine Seite des Gewaltherrschers gewesen war: „La carrière ouverte aux talents: that great true Message, which has yet to articulate and fulfil itself everywhere, he left in a most inarticulate state“⁷⁰. Man liest von Bankiers, denen der soziale Aufstieg durch Reichtum gelingt und die sich durchaus als „Napoleon der Finanzen“⁷¹ verstehen; gleichzeitig konnte aber die Napoleonbewunderung auch eine Abgrenzung nicht nur gegenüber dem alten Adel, sondern auch gegenüber der neuen Finanzbourgeoisie implizieren⁷².

Insofern ist das große Individuum Napoleon auch nur partiell kompatibel mit dem bürgerlichen Individualismus des 19. Jahrhunderts. Napoleon erscheint eher als parvenühafter Abkömmling einer verrotteten Adelssippe, „aufgewachsen an jener einzigen Stelle in Europa, wo noch die Blutrache Sitte und Gesetz“ ist⁷³; oder er ist gleich ein „großer Plebejer [...], der einmal doch den Hochgeborenen bewiesen hatte, was eines Mannes ungezügelter Kraft selbst in einer alten Welt vermag“⁷⁴. Er ist die Extremvariante des

⁶⁶ H. de Balzac, *Verlorene Illusionen* (Anm. 54), 805.

⁶⁷ Honoré de Balzac, César Birotteau. Das Bankhaus Nucingen. Die Geheimnisse der Fürstin von Cadignan. Gaudissart der Zweite, 2. Aufl., Berlin/Weimar 1985, 254.

⁶⁸ Vgl. M. Lyons, *Napoleon Bonaparte* (Anm. 19), 49 u. 168–172.

⁶⁹ Vgl. Reinhold K. Grimm, *Der Napoleon-Mythos in der französischen Romantik*, in: *Napoleon kam nicht nur bis Waterloo* (Anm. 2), 146–162, hier 148 u. 155.

⁷⁰ Th. Carlyle, *Heroes* (Anm. 20), 285.

⁷¹ H. de Balzac, César Birotteau (Anm. 67), 300.

⁷² Vgl. François Genton, *Von einem Mythos zum anderen. Zu Grabbes Napoleon oder die hundert Tage* (1831), in: *Napoleons langer Schatten* (Anm. 2), 279–292, hier 286.

⁷³ Th. Fontane, *Gesammelte Werke*, Bd. 1 (Anm. 41), 32.

⁷⁴ Heinrich von Treitschke, *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*, Berlin o. J., 233.

Aufsteigers, die Inkarnation einer durch nichts mehr gehaltenen Selbstverwirklichung. Die Semantik des *self-made man* ist jedenfalls eng an Napoleon gekoppelt: Balzac sah sich als „Napoleon der Feder“, der plan- und militärisch sein riesenhaftes Werk schaffte⁷⁵. Noch Henry Ford wurde als Napoleon des 20. Jahrhunderts tituliert⁷⁶.

Die neue Individualitätssemantik kann nicht nur – mit Blick auf die napoleonische Hybris – kritisiert, sie kann auch gegen Napoleon gewendet werden. Nicht nur er will Individuum sein, sondern jeder will dies: Im Zeitalter des Rechtsanspruchs auf *pursuit of happiness* war nach Friedrich Hebbel Napoleons Irrtum, „dass er die Menschen nur als Massen, nicht als Individualitäten sah [...]. Ist dies doch der größte Fortschritt der neueren Zeit, dass der Mensch sich jetzt nicht bloß wohl befinden, sondern auch gelten will“⁷⁷. Die Aufklärung hatte den menschlichen Anspruch auf Glück und Selbstverwirklichung erfunden und plausibel gemacht – und zwar nicht nur für die großen Individuen, sondern letztlich für jeden. Dafür ist Napoleon die ambivalente Chiffre. Er verkörpert die individuelle Selbstverwirklichung, aber er beschränkt sie auf sich selbst; er sieht in ihr noch kein allgemeines Prinzip und muss daher einer Zeit, die den alteuropäischen Helden hinter sich lässt und an seine Stelle die viel moderatere Selbstverwirklichung jedes Einzelnen setzt, in ein gewisses Deutungszwielicht geraten. Die Extremvariante Napoleon ist aus der Sicht des bürgerlich-liberalen Individualismus zwiespältig: Sie zieht Bewunderung für denjenigen, der sich selbst erschafft, auf sich; sie kann hinsichtlich des Karrierebewusstseins und der Selbsterschaffung imitiert werden, wird aber im Hinblick auf moralische Bindungslosigkeit und hybride Selbstüberhebung kritisiert. Napoleon erfüllt für das 19. Jahrhundert damit eine doppelte Funktion: Durch seine rabiate Selbstverwirklichung kann er vorbildhaft wirken und verhindert eine Rückkehr zu alteuropäischen Verhältnissen; er zeigt dem bürgerlichen Zeitalter der Individualität gleich zu dessen Beginn ein Extrembeispiel der Selbstermächtigung. Gleichzeitig ist diese Selbstermächtigung so übersteigert, dass die gemäßigte liberale Individualisierungstendenz damit – nachdem die Brücken zurück nach Alteuropa von Napoleon gekappt wurden – eine ungeheure Plausibilität und moralische Legitimität gewinnen kann.

Ist es eine Ironie der Geschichte, dass ein „großer Mann“ am Ende der gegen die historistische Ideologie der großen Männer und großen Ereignisse

⁷⁵ Dirk Hoeges, Eröffnungsansprache des Dekans des Fachbereichs Literatur- und Sprachwissenschaften, in: Napoleon kam nicht nur bis Waterloo (Anm. 2), 12–18, hier 16.

⁷⁶ Vgl. Christiane Eifert, Antisemit und Autokönig. Henry Fords Autobiographie und ihre deutsche Rezeption in den 1920er-Jahren, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 6.2 (2009), 10: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Eifert-2-2009>.

⁷⁷ Zitiert nach: H. Thomsen, Virtuosen (Anm. 46), 153.

konstruierten Epoche Alteuropa steht? Ganz zufällig ist es wohl nicht, dass gerade die geschichtsphilosophische Aufladung der Sattelzeit am Beginn des Massenzeitalters in einem hypertroph überinterpretierten großen Individuum kulminiert.

Stand Napoleon am Anfang, und wenn ja, an welchem? Erlaubt die Hypothese der Sattelzeit überhaupt, von einem Anfang im starken Sinne zu sprechen? Wurde sie nicht gerade entwickelt, um allzu harte Periodisierungsschnitte abzufedern? Genau dies lässt sich bei genauerem Blick an der Napoleondeutung ablesen: Einerseits steht Napoleon sehr wohl am Anfang – als Chiffre einer neuen Sicht auf Individualität. Andererseits wird er sehr lange und sehr prominent an tradierte Deutungsmuster unterschiedlicher Art zurückgebunden und damit alteuropäisiert. Napoleon ist so die prototypisch sattelzeitliche Figur – er steht am Anfang, er steht am Ende, er ist alteuropäisch wie modern deutbar, er erweist sich als das Scharnier, über das sich mittels einer Akzentverschiebung alteuropäische zu modernen Heroisierungs- und Individualitätsmustern wandeln.

Wenn Napoleon eine Chiffre für eine bestimmte Facette des modernen Individuums ist, dann muss Alteuropa (aber auch die alteuropäische Reste noch eine Zeit lang weitertradierende Sattelzeit) in dem Moment enden, in dem die moderne Heroisierung Napoleons vorherrschend wird. Als Napoleon nicht mehr Cäsar, Attila oder Luzifer sein *musste*, war die Sattelzeit vorbei.

Alteuropa im 19. Jahrhundert?

Hexenglaube und Gewalt gegen Hexen zwischen Früher Neuzeit und Moderne*

Von *Ute Lotz-Heumann*

In seiner Autobiographie „Aus meinem Leben“ beschreibt der Dichter und Autodidakt Christian Wagner, der zeit seines Lebens als Kleinbauer in einem württembergischen Dorf namens Warmbronn in der Nähe von Leonberg lebte, die Krankheit und den Tod seiner zweiten Frau. Nachdem sie sich 1878 zur examinierten Hebamme hatte ausbilden lassen, um zum Familieneinkommen beizutragen, zog sie sich eine Rückenmarksentzündung zu, die auch durch zwei konsultierte Ärzte und zwei Kuren im nahegelegenen Wildbad nicht geheilt werden konnte. Als seine Frau Anfang 1892 im Sterben lag, wurde Wagner mit folgender Anschuldigung seiner Schwägerin konfrontiert: „Nun kam [...] meine Schwägerin Luise, die Schwester meiner Frau, herangerannt, die mir ohne weiteres vorwarf: ich habe meine Frau verhext. Ja, ich könne es nicht leugnen, denn ich schreibe ja solches Teufelszeug: Hex-, Hex-. Mir ging ein Licht auf. ‚Ha! Du meinst Hexameter!‘ – ‚Ja, den mein ich! Gesteh es nur: Du hast meine Schwester verhext!‘ – Es fehlte nicht viel, so wäre sie mir wie eine wütende Katze ins Gesicht gefahren. Hierauf stürzte sie fort, von Haus zu Haus mich als Hexenmeister verschreiend. Obwohl diese Sache nun überkomisch war, habe ich nicht gehört, daß die Leute über den Blödsinn gelacht hätten und es begegneten mir fortan viele feindselige Gesichter“¹.

Diese Begebenheit im Leben Christian Wagners, dessen Lebenswelt sich zwischen einem kleinen Bauerndorf und der literarischen Elite seiner Zeit aufspannte – er genoss unter anderem die Anerkennung Hermann Hesses² –, macht schlaglichtartig deutlich, dass Hexenglaube auch in einem Dorf des

* Der vorliegende Beitrag basiert in Teilen auf dem Habilitationsvortrag der Verfasserin mit dem Titel „Überleben und Transformation: Hexenglaube und Hexenvorstellungen im 19. Jahrhundert“, gehalten an der Humboldt-Universität zu Berlin im Jahr 2010. Der Aufsatz wurde bewusst essayistisch gestaltet und die Fußnoten, vor allem im Hinblick auf die Hexenforschung zur Frühen Neuzeit, auf das notwendigste begrenzt.

¹ *Christian Wagner*, Aus meinem Leben, in: Ders., Eine Welt von einem Namenlosen. Lebenszeugnisse und Rezeption, hrsg. v. Ulrich Keicher, Göttingen 2003, 19–74, hier 50.

² Vgl. *Friedrich Pfäfflin*, Vorwort, in: Eine Welt von einem Namenlosen (Anm. 1), 9–16, hier 16.

ausgehenden 19. Jahrhunderts virulent und Hexerei offensichtlich ein von der Gemeinschaft des Dorfes anerkanntes Begründungsmuster für persönliches Unglück war.

Während das 19. Jahrhundert in der Historiographie lange als ein weitgehend säkularisiertes galt, in dem die „Entzauberung der Welt“ (Weber) bereits weit vorangeschritten und alteuropäische Phänomene wie Magie und Hexenglauben allenfalls im Sinne der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (Koselleck) beschrieben wurden, hat sich diese Sichtweise in den letzten Jahrzehnten deutlich verschoben: Zunächst rückte die Bedeutung von Religion und Konfession wieder stärker in den Blick, bis hin zu dem Vorschlag Olaf Blaschkes, das 19. Jahrhundert als „zweites konfessionelles Zeitalter“ zu apostrophieren³. In jüngster Zeit wird nun immer deutlicher, dass die Lebenswelten des 19. Jahrhunderts auch von Magie in ihren vielfältigen Erscheinungsformen geprägt waren. Seit den 1990er Jahren ist dabei auch der Hexenglaube stärker in das Blickfeld der Forschung gerückt, wobei mit den Arbeiten von Nils Freytag und Jürgen Scheffler über Deutschland, Judith Devlin über Frankreich, Willem de Blécourt über die Niederlande, Owen Davies über England und Gustav Henningsen über Dänemark eine gewisse geographische Bandbreite in Europa abgedeckt wird⁴. Das vornehmliche Ziel der genannten Autoren ist es, Manifestationen von Hexenglauben und Hexereibeschuldigungen im 19. Jahrhundert zu sammeln und zu beschreiben, wobei sie sich ausschließlich auf die Dörfer oder Kleinstädte konzentrieren, die von bäuerlicher Landwirtschaft bzw. Arbeitern mit Nebenerwerbslandwirtschaft geprägt waren. Ihre Ergebnisse zeigen, dass Funk-

³ Vgl. Olaf Blaschke, Das 19. Jahrhundert. Ein Zweites Konfessionelles Zeitalter?, in: Geschichte und Gesellschaft 26 (2000), 38–75.

⁴ Vgl. u. a. Nils Freytag, Aberglauben im 19. Jahrhundert. Preußen und seine Rheinprovinz zwischen Tradition und Moderne (1815–1918), Berlin 2003; Nils Freytag, Witchcraft, Witch Doctors and the Fight against „Superstition“ in Nineteenth-Century Germany, in: Witchcraft Continued. Popular Magic in Modern Europe, hrsg. v. Willem de Blécourt/Owen Davies, Manchester/New York, 2004, 29–45; Jürgen Scheffler, Hexenglaube in der ländlichen Gesellschaft. Lippe im 19. und 20. Jahrhundert, in: Hexenverfolgung und Regionalgeschichte. Die Grafschaft Lippe im Vergleich, hrsg. v. Gisela Wilbertz/Gerd Schwerhoff/Jürgen Scheffler, Bielefeld 1994, 263–296; Judith Devlin, The Superstitious Mind. French Peasants and the Supernatural in the Nineteenth Century, New Haven/London, 1987, bes. Kapitel IV: Witchcraft and the Sense of Injustice; Willem de Blécourt, Boiling Chickens and Burning Cats. Witchcraft in the Western Netherlands, in: Witchcraft Continued (Anm. 4), 89–106; Owen Davies, A People Bewitched. Witchcraft and Magic in Nineteenth-Century Somerset, Bruton 1999; Owen Davies, Witchcraft, Magic and Culture, 1736–1951, Manchester 1999; Gustav Henningsen, Witch Persecution after the Era of the Witch Trials. A Contribution to Danish Ethnohistory, in: ARV. Scandinavian Yearbook of Folklore 44 (1988), 103–153; Gustav Henningsen, Das Ende der Hexenprozesse und die Fortsetzung der populären Hexenverfolgung, in: Das Ende der Hexenverfolgung, hrsg. v. Sönke Lorenz/Dieter R. Bauer/Gerald Maier, Stuttgart 1995, 315–328, vgl. auch Marijke Gijswijt-Hofstra, Witchcraft after the Witch-Trials, in: Witchcraft and Magic in Europe. The Eighteenth and Nineteenth Centuries, hrsg. v. Bengt Ankarloo/Stuart Clark, Philadelphia 1999, 95–189; Eugen Weber, Religion and Superstition in Nineteenth-Century France, in: Historical Journal 31 (1988), 399–423.

tionen und Grundzüge des Hexenglaubens in den dörflich-kleinstädtischen Gesellschaften dieses mittel-, west- und nordeuropäischen Gebietes weitgehend deckungsgleich waren.

Auf der Grundlage dieser sich derzeit erst entfaltenden Forschungsrichtung zum Hexenglauben im 19. Jahrhundert sowie den umfassenden Ergebnissen der Hexenforschung zur Frühen Neuzeit wird im Folgenden – in der gebotenen Kürze – untersucht, wie der Hexenglaube und Formen der Gewalt gegen Hexen im 19. Jahrhundert zu charakterisieren sind und welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede mit der Frühen Neuzeit bestanden. Darauf aufbauend wird gefragt, welche Konsequenzen dieser Befund für eine Periodisierung des Phänomens ‚Hexenglaube und Gewalt gegen Hexen‘ zwischen spätem Mittelalter, Früher Neuzeit und Moderne hat. Gerade die Titel neuerer Werke zum 19. Jahrhundert wie „Witchcraft Continued“ oder „Verzauberte Moderne“⁵ verweisen auf eine „Struktur langer Dauer“⁶ und eröffnen damit die Möglichkeit, gegenüber der in der Forschung etablierten Periodisierung Alteuropas zwischen dem 12. und dem 18. Jahrhundert ein chronologisch ‚verschobenes‘ alteuropäisches Zeitalter des Hexenglaubens vom 15. bis zum frühen 20. Jahrhundert zu postulieren. Als ‚Vorläufer‘ dieser These wird man wohl Max Bauer anführen können, der seiner Überarbeitung des „Soldan-Heppe“ von 1911 ein Kapitel mit dem Titel „Hexerei und Hexenverfolgung im neunzehnten Jahrhundert – Die neuesten Vertreter des Glaubens an Hexerei“ hinzufügte⁷.

Hexereibeschildigungen und Gewalt gegen Hexen entstanden in den landwirtschaftlich geprägten Dörfern und Kleinstädten Mittel-, West- und Nordeuropas im 19. Jahrhundert fast ausschließlich im Kontext von Schadenzaubervorstellungen, die sich in zwei Zusammenhängen manifestierten: Erstens, im Kontext der dörflichen Subsistenzwirtschaft als Schadenzauber, der das Vieh oder dessen Produkte in Mitleidenschaft zog und damit immer unmittelbar das Überleben oder zumindest das relative Wohlergehen eines bäuerlichen Haushalts (oder auch eines bäuerlichen Nebenerwerbs) betraf. Beispiele reichen von der Annahme, eine Erkrankung des Viehs sei durch Schadenzauber herbeigeführt worden, über die Vorstellung, die Hexe aus der Nachbarschaft habe die Milch der eigenen Kuh zu ihren Kühen weggehext, bis hin zum sogenannten Butterzauber, der vermutet wurde, wenn

⁵ Vgl. W. de Blécourt/O. Davies (Hrsg.), *Witchcraft Continued* (Anm. 4); Nils Freytag/Diethard Sawicki, *Verzauberte Moderne. Kulturgeschichtliche Perspektiven auf das 19. und 20. Jahrhundert*, in: Wunderwelten. Religiöse Ekstase und Magie in der Moderne, hrsg. v. dens., München 2006, 7–24.

⁶ Vgl. Nils Freytag, *Hexenglauben im 19. Jahrhundert*, in: *Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung*, hrsg. v. Gudrun Gersmann/Katrin Moeller/Jürgen-Michael Schmidt, in: *historicum.net*, URL: http://www.historicum.net/no_cache/persistent/artikel/1610/ (7. 8. 2009).

⁷ Vgl. *Soldan-Heppe*, *Geschichte der Hexenprozesse*, neu bearbeitet und hrsg. v. Max Bauer, 3. Aufl., o. O. 1911 [Nachdruck Köln 1999], 335–383.

die Butter nicht richtig gelingen wollte⁸. Als typischer und zugleich extremer Fall kann hier der Tod einer alten Frau gelten, die 1886 in einem Dorf in der Nähe von Blois von ihren Nachbarn ins Feuer gestoßen wurde, weil diese sie als Hexe für eine Reihe von Unglücksfällen ihres Viehs verantwortlich machten⁹. Zweitens bezogen sich Hexereiverdächtigungen – wie im Falle der Ehefrau von Christian Wagner – auf (oft langwierige) Krankheiten innerhalb der Familie, wobei insbesondere schwer erkrankte Kinder Eltern dazu verleiteten, an Krankheitszauber zu denken. Ein typisches Beispiel für diesen Kontext der Hexereibesuldigungen ist der folgende Fall aus einem Dorf in der englischen Grafschaft Somerset im Jahr 1879: Als der Sohn eines Landarbeiterehepaares länger erkrankt war und auch mehrere Ärzte weder die Ursache der Krankheit benennen noch den Jungen heilen konnten, wurde bei den Eltern Hexereiverdacht laut. Sie beschuldigten eine andere Dorfbewohnerin, die verwitwete Zuehfrau Mary French, der Hexerei und bedrohten sie mit körperlicher Gewalt¹⁰. In Remagen griff die Bevölkerung 1836 die Ehefrau eines Schiffers als Hexe an, weil man ihr vorwarf, ein krankes Kind behext zu haben¹¹. Ein weiteres Beispiel von angeblich durch Bezauberung ausgelöster Krankheit, die als unmittelbare Bedrohung des Haushalts angesehen wurde, ist der Angriff auf eine arme Witwe im dänischen Nordjütland im Jahr 1855. Ein Mann und sein Bruder überfielen die Frau auf ihrem Heimweg von der Feldarbeit und schlugen und misshandelten sie mit der Begründung, sie habe die Krankheit der Ehefrau und der Magd des Mannes durch Schadenzauber herbeigeführt¹². Die Kontexte, in denen Hexereiverdacht aufkam, zeichnen sich also dadurch aus, dass entweder die Lebensgrundlage oder die Familie unmittelbar betroffen waren: Der Verlust einer Kuh oder eines Schweins oder die schwere Krankheit eines Kindes bedrohten den bäuerlichen Haushalt oder den Arbeiterhaushalt, der Nebenerwerbslandwirtschaft betrieb, in seinem Kern¹³.

Hexereiverdacht trat im 19. Jahrhundert zudem nur in spezifischen sozialen Kontexten auf: Hexen wurden nämlich nicht unter Fremden, sondern

⁸ Vgl. *G. Henningsen*, *Witch Persecution* (Anm. 4), 124, 126–127; *Jim Obelkevich*, *Religion and Rural Society*. South Lindsey, 1825–1875, Oxford 1976, 308; *Margarethe Ruff*, *Zauberpraktiken als Lebenshilfe*. Magie im Alltag vom Mittelalter bis heute, Frankfurt am Main/New York 2003, 95.

⁹ Vgl. *Owen Davies*, *Witchcraft Accusations in France, 1850–1990*, in: *Witchcraft Continued* (Anm. 4) 107–132, hier 118.

¹⁰ Vgl. *Owen Davies*, *Hexereivorwürfe im England des 19. und frühen 20. Jahrhunderts*, in: *Wunderwelten* (Anm. 5) 143–161, hier 155.

¹¹ Vgl. *N. Freytag*, *Aberglauben* (Anm. 4), 126.

¹² Vgl. *G. Henningsen*, *Das Ende der Hexenprozesse* (Anm. 4), 326.

¹³ Es ist jedoch ausdrücklich festzuhalten, dass Hexereibesuldigungen keineswegs die primären Erklärungs- und Lösungsmuster für solche familiären und persönlichen Krisensituationen im 19. Jahrhundert waren. Vielmehr kam Hexerei erst in das Blickfeld der Betroffenen, nachdem sie andere Mittel, wie die Konsultation eines Veterinärs oder eines Arztes, eines Laienheilers oder eines Geistlichen, ausgeschöpft hatten.

innerhalb der Verwandtschaft – beliebt war beispielsweise, das mag nicht überraschen, die Schwiegermutter als Hexe – oder innerhalb der Nachbarschaft bzw. im Kreis der etablierten Dorfgemeinschaft identifiziert. In den allermeisten Fällen gibt es konkrete Hinweise auf eine Vorgeschichte, die aus zwei Elementen bestand: Erstens hatten die betroffenen Parteien – die als Hexe beschuldigte Person, die meist weiblich war, und die den Hexereiverdacht aussprechende Person – im allgemeinen bereits eine angespannte Beziehung, es gab Rivalitäten und Streit, sodass die Hexereibeschildigung den Kulminationspunkt eines längerfristigen sozialen Konflikts markierte. Zweitens gab es meist auch eine dörfliche Vorgeschichte, indem nämlich über die als Hexe beschuldigte Frau bereits Gerüchte kursierten. Funktional gesehen erleichterte das vorangegangene Hexengerücht nicht nur die konkrete Anschuldigung, sondern ermöglichte es der Person, die die Beschuldigung aussprach, auch, rascher und leichter Verbündete zu finden. Dies galt besonders dann, wenn es darum ging, aktiv, d.h. auch mit Gewalt, gegen die angebliche Hexe vorzugehen¹⁴.

Die Gegen- und Gewaltmaßnahmen, die Personen, die sich für behext hielten, im 19. Jahrhundert vorzugsweise ergriffen, reichten vom verbalen Angriff bis hin zu meist kollektiv ausgeübten Formen der Gewalt, vom Schlagen bis zur sogenannten Wasserprobe einer Hexe, die leicht in Ertränken übergehen konnte, oder allen möglichen Arten der Traktierung mit Feuer, die nicht selten mit dem Tod endeten. In England war auch das Kratzen oder Schneiden beliebt, das dazu diente, das Blut der Hexe fließen zu lassen und damit ihren Zauber unwirksam zu machen¹⁵. Zentral war neben diesen persönlich ergriffenen Maßnahmen auch die Inanspruchnahme eines sogenannten Hexenbanners, der meist Formen weißer Magie und kirchlich sanktionierte Frömmigkeitspraktiken wie Gebete miteinander verband. Ein typisches Beispiel sind die Empfehlungen eines Hexenbanners, der im Jahr 1823 in dem Dorf Wivelscombe in Somerset die Mutter einer schwer erkrankten 22-jährigen Tochter beriet. Er ermittelte die für den Krankheitszauber verantwortliche Hexe und empfahl der Mutter, diese zu „kratzen“, übergab ihr aber auch Pillen und Pulver zum Einnehmen sowie ein Amulett, das mit einer Bibelstelle beschriftet war¹⁶. In Dänemark war es beispielsweise eine typische Maßnahme bei Verhexung des Viehs, dieses mit Gebeten zu „überlesen“¹⁷.

Im Vergleich zur Frühen Neuzeit fallen zunächst zahlreiche Parallelen auf, die für die These eines „Überhangs traditionaler Normen“¹⁸ in das 19. Jahr-

¹⁴ Vgl. *Owen Davies*, *Urbanization and the Decline of Witchcraft. An Examination of London*, in: *Journal of Social History* 30 (1997), 597–617, hier 610; *Ders.*, *Witchcraft* (Anm. 4), 287–288; *M. Gijswijt-Hofstra*, *Witchcraft* (Anm. 4), 120–121.

¹⁵ Vgl. *O. Davies*, *Hexereivorwürfe* (Anm. 10), 148.

¹⁶ Vgl. ebd. (Anm. 10), 156.

¹⁷ Vgl. *G. Henningsen*, *Das Ende der Hexenprozesse* (Anm. 4), 327–328.

hundert und damit auch für ein ‚chronologisch verschobenes Alteuropa des Hexenglaubens‘ zu sprechen scheinen: Der Glaube an das *Maleficium*, den Schadenzauber, und der damit verbundene Hexenglaube blieben auch im 19. Jahrhundert in der ländlichen Gesellschaft Mittel-, West- und Nordeuropas höchst virulent. Wie in der Frühen Neuzeit nahmen diese Schadenzaubervorstellungen und -beschuldigungen ihren Ausgang meist in der eng geknüpften sozialen Gemeinschaft des Dorfes oder der dörflich geprägten Kleinstadt und bezogen sich auf nicht selten bereits vorbelastete Beziehungen zwischen Personen, Familien und Haushalten, wobei mehrheitlich Frauen als Hexen beschuldigt wurden¹⁹. Hier ging es um das Überleben, so dass alle zur Verfügung stehenden Gegenmaßnahmen ausgeschöpft wurden, bis hin zur Wasserprobe und zum Feuertod, die ja aus der Frühen Neuzeit hinlänglich bekannt sind. Dabei waren für die Akteure des 19. Jahrhunderts ebenso wie für die der Frühen Neuzeit Religion und Magie eben nicht gedanklich und lebensweltlich getrennt. In der Praxis stand allein die Funktionalität einer bestimmten Handlung im Vordergrund. Konkret: Ob nun das Gebet in der evangelischen Kirche, der Exorzismus eines katholischen Priesters oder die weiße Magie eines Hexenbanners zur Beendigung eines Schadenzaubers führte, war für sie gleichgültig – nur der Erfolg zählte²⁰. So war der Hexenglaube, wie wir gesehen haben, in der dörflichen Lebenswelt hochgradig funktional und rational: Er eröffnete den Betroffenen konkrete Handlungsoptionen zur Abwehr bzw. Lösung von wahrgenommenen Bedrohungen und Problemen²¹.

Im Gegensatz zu diesen Gemeinsamkeiten des populären Schadenzauber- und Hexenglaubens der Frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts sind meines Erachtens jedoch die Unterschiede zwischen den beiden Epochen stärker hervorzuheben, und zwar auf drei Ebenen: erstens, im Hinblick auf das übergreifende Konzept von Hexerei; zweitens, in Bezug auf das Verhältnis zwischen ‚populären‘ und ‚elitären‘ Wahrnehmungen; sowie drittens, mit Blick auf die Rolle der Rechtspraxis und Gesetzgebung. Diese Unterschiede beruhen auf zentralen Wandlungsprozessen des späten 17. und 18. Jahrhunderts.

Erstens, die Hexenverfolgungen der Frühen Neuzeit, die ihren Höhepunkt im späten 16. und beginnenden 17. Jahrhundert hatten, beruhten auf einer Vorstellung von Hexerei, die in der Forschung als ‚kumulatives Hexenkon-

¹⁸ Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat*, München 1990, 225.

¹⁹ Vgl. Rainer Walz, *Agonale Kommunikation im Dorf der Frühen Neuzeit*, in: *Westfälische Forschungen* 42 (1992), 215–251; *Ders.*, *Hexenglaube und magische Kommunikation im Dorf der Frühen Neuzeit. Die Verfolgungen in der Grafschaft Lippe*, Paderborn 1993; W. de Blécourt, *Boiling Chickens* (Anm. 4), 94.

²⁰ Vgl. z. B. M. Gijswijt-Hofstra, *Witchcraft* (Anm. 4), 125.

²¹ Vgl. G. Henningsen, *Witch Persecution* (Anm. 4), 104.

zept‘ beschrieben wird. Gemeint ist damit die spezifische Verknüpfung einer im 15. Jahrhundert entwickelten theologischen Konzeption, die Hexerei als Pakt mit dem Teufel und damit als Ketzerei ansah und daraus Annahmen über Teufelsbuhlschaft, Nachtfahrt von Hexen und Hexensabbat ableitete, mit populären Schadenzaubervorstellungen, die auf einem magischen Weltbild beruhten. Einzelne Hexenverfolgungen konnten in der Frühen Neuzeit zu Massenverfolgungen werden, weil zwei Momente die Verfolgungsintensität entscheidend steigerten: zum einen die Vorstellung, dass angesichts dieses gegen den Bestand des Christentums gerichteten Ausnahmeverbrechens (*crimen exceptum*) auch Ausnahmerecht gelten müsse; zum anderen die Argumentation, dass deshalb die Folter großzügig angewendet werden müsse, um das Treiben der sogenannten „Hexensekte“ aufzudecken. Die beschuldigten Hexen sahen sich unter der Folter genötigt, andere Personen, die sie angeblich auf dem Hexensabbat getroffen hatten, zu benennen²². Dieses ‚kumulative Hexenkonzept‘ hatte im 19. Jahrhundert seine Bedeutung für Hexereianschuldigungen weitgehend verloren: Nur in Ausnahmefällen erscheinen in den Quellen des 19. Jahrhunderts noch Hinweise auf Teufelspakt und Hexensabbatvorstellungen²³. In der populären Kultur war und blieb vielmehr der Schadenzauber das ausschlaggebende Merkmal für Hexereibeschildigungen. Infolgedessen hat das 19. Jahrhundert im Gegensatz zur Frühen Neuzeit deshalb auch keine Hexereianschuldigungen gegen Gruppen von Hexen und im Kontext größerer Wetter- bzw. Seuchenereignisse hervorgebracht. Denn zum einen fiel mit dem kumulativen Hexenkonzept auch die Vorstellung einer Hexensekte weg, die – im Kollektiv agierend – das Wetter beeinflussen oder Seuchen bringen konnte. Zum anderen bedurften solche übergreifenden Interpretationsmuster der Verbreitung durch Medien und der Unterstützung durch soziale Eliten – beides Multiplikatoren, die bereits im 18. Jahrhundert und dann verstärkt im 19. Jahrhundert nicht mehr bereit waren, den Hexenglauben mitzutragen.

Bereits im 16. und 17. Jahrhundert, während der Hochzeit der Hexenverfolgungen, gab es gelehrte Stimmen – zu nennen sind hier Reginald Scot, Johann Weyer und Friedrich Spee –, die die Hexenprozesse ablehnten und auf das Problem der Verurteilung Unschuldiger, die unter der Folter gestanden hatten, hinwiesen. Jedoch leugneten diese Autoren weder die Wirksamkeit des personalen Teufels in der Welt noch die Existenz von Hexen. Im Zuge der Frühaufklärung Ende des 17. und zu Beginn des 18. Jahrhunderts,

²² Vgl. Wolfgang Behringer, *Hexen. Glaube, Verfolgung, Vermarktung*, München 1998, 34–35 („kumulativer europäischer Hexenbegriff“); Johannes Dillinger, *Hexen und Magie. Eine historische Einführung*, Frankfurt am Main/New York 2007, 19–23 („der elaborierte Hexereibegriff“).

²³ Vgl. Inge Schöck, *Das Ende der Hexenprozesse – Das Ende des Hexenglaubens?*, in: *Hexenverfolgung. Beiträge zur Forschung – unter besonderer Berücksichtigung des südwestdeutschen Raumes*, hrsg. v. Sönke Lorenz/Dieter R. Bauer, Würzburg 1995, 375–389, hier 386; O. Davies, *Witchcraft* (Anm. 4), 178.

insbesondere mit den Schriften Balthasar Bekkers und Christian Thomasius', änderten sich die Argumentationsgrundlagen der Hexenprozessgegner grundlegend, indem nun die Macht des Teufels in der Welt geleugnet und Hexerei als erfundenes Verbrechen charakterisiert wurde. Im Laufe des 18. Jahrhunderts setzten sich diese Auffassungen unter den sich als aufgeklärt verstehenden sozialen Eliten durch und führten zu einer Ablehnung des Hexenglaubens²⁴. Auch wenn hier keineswegs zur alten Dichotomisierung ‚Volk versus Elite‘ zurückgekehrt werden soll, darf man den im 18. Jahrhundert im Hinblick auf den Hexenglauben entstandenen kulturellen Graben auch nicht überdecken: Infolgedessen bestand im 19. Jahrhundert ein deutlicher Gegensatz zwischen der Haltung der Eliten, die Hexerei im Zuge der Aufklärung für unmöglich erklärt hatten und Hexenglauben fortan als „Aberglauben“ beschrieben, auf der einen Seite und einem weit verbreiteten populären Hexenglauben auf der anderen Seite. Dieser Gegensatz tritt uns in den Quellen des 19. Jahrhunderts vor allem in Zeitungsartikeln und Gerichtsakten entgegen, in denen Journalisten und Richter nicht müde wurden, je nach Temperament ihre Überraschung oder ihr Entsetzen über den anhaltenden „Hexen-Aberglauben“ des Volkes Ausdruck zu verleihen. Im Falle eines dänischen Lynchmordes im Jahr 1800 verfasste der Ortspfarrer beispielsweise ein Pamphlet mit dem Titel „Freundliche Hinweise an alle dänischen Bauern nach dem durch Aberglauben verursachten Mord an einer unschuldigen Witwe am 18. März 1800“²⁵. Ein Richter im englischen Cambridgeshire warf 1808 den Angeklagten in einem umgekehrten Hexenprozess, in dem eine Gruppe von 50 Personen eine angebliche Hexe angegriffen hatte, vor, es müsse ihnen doch klar sein, dass es Hexerei nicht gäbe und dass sie eine Täuschung sei, die nur von Betrügnern ausgeübt und von Dummköpfen geglaubt werde²⁶. Auch preußische Behörden reagierten auf Hexereifälle wiederholt mit ähnlichen Argumenten²⁷.

Schließlich ist der rechtliche Kontext in Betracht zu ziehen. Es gehört vermutlich zu den Paradoxa der europäischen Rechtsgeschichte, dass einerseits der Beginn der Hexenverfolgungen im Europa des 16. Jahrhunderts auch mit dem Übergang vom Akkusations- zum Inquisitionsprozess im Strafrecht in Verbindung zu bringen ist, wodurch die Ermittlung von Staats wegen unter Einsatz der Folter zu einem gängigen – und bald umfassend eingesetzten – Instrument wurde. Andererseits trugen zentrale Organe von Justiz und Staat unter dem Eindruck der Verfolgungsintensität auf lokaler und regionaler Ebene zweifellos zur allmählichen Eindämmung der Hexenprozesse bei. So verbot das Parlement de Paris beispielsweise 1587 Hexenhinrichtun-

²⁴ Vgl. J. Dillinger, Hexen (Anm. 22), 143.

²⁵ G. Henningsen, Das Ende der Hexenprozesse (Anm. 4), 326.

²⁶ Vgl. Stephen Mitchell, A Case of Witchcraft Assault in Early Nineteenth-Century England as Ostensive Action, in: Witchcraft Continued (Anm. 4), 14–28, hier 19.

²⁷ Vgl. N. Freytag, Witchcraft (Anm. 4), 29.

gen ohne seine Zustimmung. Ab 1714 mussten alle Hexenprozesse mit Folter und Todesstrafe dem preußischen König zur Bestätigung vorgelegt werden. Maria Theresia verfügte 1766, dass alle Hexenprozesse durch die Kaiserin zu bestätigen seien²⁸. Allmählich setzte ein Wandel in der Praxis ein, die Hexenprozesse gingen zurück, sodass 1775 im katholischen Kempten die letzte Hexenhinrichtung auf deutschem Boden und 1782 die letzte legale Hexenhinrichtung der Schweiz im protestantischen Kanton Glarus stattfanden²⁹. Spätestens bis zum frühen 19. Jahrhundert war das Hexereidelikt dann auch aus der Gesetzgebung in Europa entfernt worden: Im Strafrecht Josephs II. von 1787 befand sich kein Artikel über Zauberei mehr, und 1791 wurde in Frankreich Zauberei als Verbrechen abgeschafft. An der europäischen Peripherie dauerten die Dinge etwas länger: Der englische „Witchcraft Act“ überlebte in Irland bis 1821, und erst 1840 wurden die Hexereigesetze in Dänemark durch einen Paragraphen ersetzt, der Zauberei zum Betrug erklärte und mit Gefängnis bestrafte³⁰. Zur gleichen Zeit setzten sich allmählich sogenannte „umgekehrte Hexenprozesse“ durch, d. h. Prozesse gegen Personen, die Hexen tätlich angegriffen oder sogar umgebracht hatten. Dazu kamen Injurienklagen sowie Prozesse, die sich gegen Hexenbanner und ihre Aktivitäten zur Abwehr von Hexerei und Schadenzauber richteten³¹. Zu nennen sind hier beispielsweise für Deutschland der Artikel gegen „abergläubische und betrügerische Gaukelei“ im Preußischen Landrecht von 1794 und der Mischtatbestand des „groben Unfugs“ im Reichsstrafgesetzbuch von 1871, der sich als flexibles Instrument gegen Personen erwies, die „dem Aberglauben Vorschub leisten“³². Durch die Umkehrung des Bestrafungsmusters der Frühen Neuzeit musste eine sich als verhext begreifende Person im 19. Jahrhundert ihre Optionen vorsichtig abwägen: Für sie war es deutlich gefährlicher, mit Worten oder Taten gegen eine vermeintliche Hexe vorzugehen. Dies lässt zweierlei vermuten: Erstens, dass angesichts der drohenden strafrechtlichen Konsequenzen bei denjenigen Personen, die sich zum direkten Vorgehen gegen eine Hexe entschlossen, der Leidensdruck sehr hoch gewesen sein muss. Zweitens hatte dies vermutlich zur Folge, dass Betroffene es vorzogen, Gegenmaßnahmen an Hexenbanner zu delegieren.

Was bedeuten diese Befunde für die Frage nach der Periodisierung von Hexenglauben und Gewalt gegen Hexen? Generell wird man wohl von einem Konsens der derzeitigen historischen Forschung ausgehen können, dass Epochengrenzen nicht mehr auf der Basis *eines* Ereignisses (z. B. ‚der Refor-

²⁸ Vgl. W. Behringer, Hexen (Anm. 22), 78; I. Schöck, Das Ende der Hexenprozesse (Anm. 23), 379.

²⁹ Vgl. W. Behringer, Hexen (Anm. 22), 85–86.

³⁰ Vgl. ebd., 89; G. Henningsen, Witch Persecution (Anm. 4), 107.

³¹ Vgl. G. Henningsen, Das Ende der Hexenprozesse (Anm. 4), 316.

³² Zitiert in: N. Freytag, Hexenglauben (Anm. 6).

mation') oder eines Strukturphänomens gesetzt werden können. Deshalb eignet sich die sich in der derzeitigen Hexenforschung zum 19. Jahrhundert andeutende Tendenz, aus der Existenz paralleler Strukturen im *populären* Schadenzauber- und Hexereiverständnis in der Frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert eine „Struktur langer Dauer“ abzuleiten³³, nicht dazu, zugleich auch ein chronologisch verschobenes ‚alteuropäisches Zeitalter des Hexenglaubens‘ zwischen dem 15. und dem frühen 20. Jahrhundert zu postulieren. Dagegen sprechen vor allem zwei Punkte: Erstens wurde durch eine vergleichende Betrachtung der Frühen Neuzeit und des 19. Jahrhunderts deutlich, dass die Unterschiede im Hexenglauben und in der Gewalt gegen Hexen gegenüber den Gemeinsamkeiten im populären Schadenzauber- und Hexereiverständnis bei Weitem überwogen: Nicht nur war das kumulative Hexenkonzept der Frühen Neuzeit mit seiner Überlagerung theologischer und populär-magischer Vorstellungen, das im 15. Jahrhundert als Elitendiskurs entstand und im 18. Jahrhundert durch einen anderen Elitendiskurs delegitimiert wurde, eine singuläre Erscheinung. Daneben führte die Verknüpfung dieses Hexenkonzepts mit spezifischen Konstellationen in der Gesetzgebung und Rechtspraxis des frühneuzeitlichen Europa (Stichworte: *crimen exceptum*, Folter) zu einer singulären Ausweitung der Verfolgung von Hexen, die die ältere Forschung mit dem Begriff des „Hexenwahns“ belegt hat. Der am Anfang dieses Beitrags zitierte Christian Wagner bestätigt denn auch indirekt diese Epochengrenze zwischen der Frühen Neuzeit und seiner eigenen Lebenswelt des 19. Jahrhunderts, indem er seinen Bericht über die Hexereibezichtigung durch seine Schwägerin mit dem Satz schließt: „Es war nur gut, daß sich dieses nicht 300 Jahre früher zutrug, wo die Gerichte noch gottesfürchtiger und christlicher waren, sonst würde ich der peinlichen Frage verfallen sein“³⁴. Zweitens scheint es angesichts der Tatsache, dass Schadenzauber- und Hexereivorstellungen in den unterschiedlichsten Gesellschaften vorkommen³⁵ und damit als „universalkulturell“³⁶ zu kennzeichnen sind, und auch angesichts der ständigen Neuerfindung von Hexenglauben und Magie im 20. und 21. Jahrhundert³⁷, sinnvoller, nach den möglichen Spezifika eines ‚langen 19. Jahrhunderts‘ des Hexenglaubens und der Gewalt gegen Hexen zu fragen³⁸. Dabei wären dann im Einzelnen die

³³ Vgl. N. Freytag, Hexenglauben (Anm. 6).

³⁴ C. Wagner, Aus meinem Leben (Anm. 1), 50.

³⁵ Vgl. z. B. E. E. Evans-Pritchard, Witchcraft, Oracles, and Magic among the Azande, Oxford 1976; J. Dillinger, Hexen (Anm. 22), 156–159.

³⁶ Walter Rummel/Rita Voltmer, Hexen und Hexenverfolgung in der Frühen Neuzeit, Darmstadt 2008, 5.

³⁷ Vgl. Inge Schöck, Hexen heute, in: Hexenwelten. Magie und Imagination, hrsg. v. Richard van Dülmen, Frankfurt am Main 1987, 282–305.

³⁸ Plausibilität erhält eine solche Periodisierung auch durch Überlegungen innerhalb der neueren Forschung zum 19. Jahrhundert: So hat Christof Dipper jüngst vorgeschlagen, den Epochenbegriff der ‚Moderne‘ erst ab dem späten 19. Jahrhundert anzusetzen, wobei er jedoch trotzdem die Sattelzeit als „hochdramatischen Bruch“

soziale und geographische Verbreitung, die Erscheinungsformen und spezifische Funktionalität des Hexenglaubens in einzelnen sozialen Milieus zu untersuchen. Abschließend sollen deshalb einige sich aus den bisherigen Untersuchungen zum Hexenglauben im ‚langen 19. Jahrhundert‘ ergebende Forschungsfragen und -desiderate vorgestellt werden, die dabei helfen könnten, diese Spezifika genauer zu bestimmen.

Erstens ist die Frage nach dem Ausmaß des Hexenglaubens, seiner sozialen und geographischen Breite sowie seiner ländlichen und städtischen Verankerung im 19. Jahrhundert bislang nicht ausreichend geklärt. Nachgewiesen wurde nur die andauernde Vitalität dörflichen und kleinstädtischen Hexenglaubens, über die unterbürgerlichen Schichten der Großstädte gibt es bislang keine klaren Erkenntnisse³⁹. Zweitens ist die Frage nach möglichen Einflüssen zu stellen, die auf den Hexenglauben ‚der einfachen Leute‘ wirkten. Dabei ist vor allem nach solchen Einflüssen zu fragen, die dem populären Schadenzauber- und Hexenglauben des 19. Jahrhunderts neue Impulse gaben und ihn so veränderten, dass er gegebenenfalls nicht mehr nur als ‚Überhang‘ aus der Frühen Neuzeit zu definieren wäre. Zu denken wäre hier beispielweise an die Rezeption gedruckter Märchen und anderer magischer Druckschriften wie den sogenannten Zauberbüchern sowie den Einfluss neumagischer Strömungen der Eliten wie Mesmerismus und Spiritismus⁴⁰. Drittens ist das Verhältnis zwischen Hexenglaube, Hexerei-anschuldigungen und Tötlichkeiten oder Gewalt gegen Hexen genauer zu untersuchen. Denn zum einen zeichnete sich im 19. Jahrhundert ein zunehmender Trend ab, dass Hexenbanner Hexerei zwar diagnostizierten und Gegenmittel gegen Schadenzauber anboten, aber nicht bereit waren, Hexen konkret zu benennen. Dies wirft die mögliche Frage nach einer langfristigen „Entpersonalisierung“ von Hexereibeschildigungen auf⁴¹. Zum anderen konzentriert sich die Forschung bislang stark auf Gerichtsakten und Zeitungsberichte⁴²; ein Fall musste jedoch bereits ein gewisses Ausmaß erreicht haben, um in diesen Quellen überhaupt aufzutauchen. Zudem dürften die sogenannten umge-

anerkennt. Vgl. *Christof Dipper*, *Moderne*, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 25. 8. 2010, URL: <http://docupedia.de/zg/Moderne>, 1–18, hier 17. Allerdings wäre im Hinblick auf den Hexenglauben dann immer noch zu fragen, wie weit das ‚lange 19. Jahrhundert‘ in das 20. Jahrhundert hineinragte. Vgl. *J. Scheffler*, *Hexenglaube* (Anm. 4); *Lucie Varga*, *Hexenglaube in einem ladinischen Tal*, in: *Dies., Zeitenwende: Mentalitätshistorische Studien 1936–1939*, hrsg. v. Peter Schöttler, Frankfurt am Main 1991, 170–186.

³⁹ Vgl. *O. Davies*, *Urbanization* (Anm. 14); *N. Freytag*, *Hexenglaube* (Anm. 6).

⁴⁰ Vgl. *Stephan Bachter*, *Anleitung zum Aberglauben. Zauberbücher und die Verbreitung „magischen Wissens“ seit dem 18. Jahrhundert*, Diss. Univ. Hamburg 2005; *J. Dillinger*, *Hexen* (Anm. 22), 154; *Burghart Schmidt*, *Ludwig Bechstein und die literarische Rezeption frühneuzeitlicher Hexenverfolgung im 19. Jahrhundert*, Hamburg 2004, 174, 187.

⁴¹ Vgl. *M. Gijswijt-Hofstra*, *Witchcraft* (Anm. 4), 113.

⁴² Vgl. *O. Davies*, *Hexereivorwürfe* (Anm. 10), 145; *N. Freytag*, *Aberglauben* (Anm. 4), 132.

kehrten Hexenprozesse durchaus eine abschreckende Wirkung gehabt haben, sodass Gewalt gegen Hexen verhindert wurde, auch wenn der Hexenglaube und andere Abwehrpraktiken weiterhin Bestand hatten. Es steht also zu vermuten, dass die Quellentypen, auf die sich die Forschung bislang konzentriert hat, nur die Sicht auf die Spitze des Eisbergs freigeben. Viertens wird es darum gehen müssen, stärker nach den unterschiedlichen Periodisierungen und Konjunkturen in den einzelnen europäischen Ländern zu fragen, vor allem im Hinblick auf die Frage nach dem möglichen Rückgang von Hexereibesuldigungen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Dieser Rückgang sollte fünftens im Mittelpunkt einer Periodisierungsdiskussion um ein ‚langes 19. Jahrhundert‘ des Hexenglaubens stehen. Denn in der Forschung werden derzeit unterschiedliche Faktoren, die gemeinhin unter dem Begriff der sozialen, ökonomischen und technischen Modernisierung subsumiert werden, benannt, die zum allmählichen Rückgang des Hexenglaubens im Laufe des 19. Jahrhunderts beigetragen haben sollen: Spielte die Anbindung der ländlichen Welt an das Straßen- und Eisenbahnnetz sowie der Ausbau des Schulunterrichts tatsächlich eine entscheidende Rolle, wie von den Eliten seit der Aufklärung behauptet⁴³? Wie wirkte das zunehmende Ausgreifen des Staates in die lokalen Verwaltungsstrukturen auf den Hexenglauben⁴⁴? Waren die Fortschritte in der Medizin und der Veterinärmedizin ein wichtiger Faktor? Kann man davon ausgehen, dass die ländliche Bevölkerung funktional nur nach der bestmöglichen Therapie suchte und, sobald es den professionellen (Tier-)Ärzten gelang, aufgrund des medizinischen Fortschritts öfter Erfolge vorzuweisen, damit auch der Hexereiverdacht an Plausibilität verlor⁴⁵? Hatte die langsame Mechanisierung und Modernisierung der Landwirtschaft langfristig (bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts) zur Folge, dass der subsistenzwirtschaftliche Kontext für Hexenglauben entfiel⁴⁶? Um es einmal ganz plakativ zu sagen: Wenn der Bauer die Butter nicht mehr selbst herstellt, fällt dann auch der Butterzauber weg? Trugen Wanderarbeiter, die in der Industrie oder im Eisenbahnbau saisonal oder längerfristig ihre dörfliche oder kleinstädtische

⁴³ Vgl. J. Dillinger, Hexen (Anm. 22), 150; Eva Labouvie, Verbotene Künste. Volksmagie und ländlicher Aberglaube in den Dorfgemeinden des Saarraumes (16.–19. Jahrhundert), St. Ingbert 1992, 312–313; N. Freytag, Aberglauben (Anm. 4), 28, 129–130.

⁴⁴ Vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren in zahlreichen Fällen der kollektiven Gewaltanwendung gegen Hexen lokale Beamte, die in den Dörfern und Kleinstädten verwurzelt waren, durch Untätigkeit aufgefallen. Ein Beispiel ist der Fall eines Hexenmordes durch dörfliche Lynchjustiz auf der Ostseeinsel Hela im Jahr 1836, in dessen Folge das Preußische Innenministerium vergleichbare zukünftige Fälle direkt an sich zog, unter Umgehung der Lokal-, Regional- und Provinzialbehörden. Vgl. N. Freytag, Aberglauben (Anm. 4), 131–132. Owen Davies hat für England nachgewiesen, dass die Einführung einer Berufspolizei ab 1856, in der häufig ortsfremde Uniformierte tätig waren, der kollektiven Lynchjustiz in England weitgehend ein Ende bereitete. Vgl. O. Davies, Hexereivorwürfe (Anm. 10), 146.

⁴⁵ Vgl. E. Labouvie, Verbotene Künste (Anm. 43), 313–315.

⁴⁶ Vgl. O. Davies, Witchcraft (Anm. 4), 289–290.

Lebenswelt verließen, durch ihre neuen Erfahrungen einerseits und durch die dadurch langfristig bedingte Auflösung fester Sozialstrukturen andererseits zum Rückgang von Hexenglauben bei⁴⁷? Schließlich ist nach dem Wandel der alltäglichen Lebenswelt zu fragen: Verlor der Hexenglauben mehr und mehr die Anlässe und Orte, an die er in der Wahrnehmung der Zeitgenossen angelagert wurde? Führt die sukzessive Einführung elektrischen Lichts dazu, dass durch die Erleuchtung der Nacht viele Anknüpfungspunkte für Hexenglauben wegfielen – beispielsweise einsame Wege, an denen man meinte, von Hexen überfallen werden zu können, oder die Vermutung, eine Hexe mache sich zu nächtlicher Stunde im eigenen Stall zu schaffen⁴⁸? Oder konnte umgekehrt die Modernisierung und Mechanisierung der Lebenswelt zur Erzeugung neuer magischer Vorstellungen beitragen (Stichwort: Eisenbahn als „Teufelszeug“⁴⁹)?

Die Frage, ob, in welchem Ausmaß und in welcher Weise diese Faktoren ein spezifisches ‚langes 19. Jahrhundert‘ des Hexenglaubens – und dessen Ende – begründet haben, oder ob wir es vor allem mit einem allmählich verschwindenden ‚Restbestand‘ von populären Schadenzaubervorstellungen aus der Frühen Neuzeit zu tun haben, ist bislang nicht geklärt. Nicht fraglich scheint mir dagegen zu sein, dass die Frühe Neuzeit zwischen dem 15. und dem 18. Jahrhundert – als Phase der Entstehung, des Höhepunkts und des allmählichen Ausklingens des kumulativen Hexenkonzepts und seiner dramatischen Folgen in den Hexenverfolgungen – auch angesichts der ‚Entdeckung‘ des Hexenglaubens im 19. Jahrhundert durch die neuere Forschung als abgeschlossene Epoche des Hexenglaubens und der Gewalt gegen Hexen zu definieren ist.

⁴⁷ Vgl. O. Davies, *Urbanization* (Anm. 14), 603.

⁴⁸ Vgl. J. Scheffler, *Hexenglaube* (Anm. 4), 279, 295–296.

⁴⁹ Vgl. N. Freytag, *Witchcraft* (Anm. 4), 39.

Galens langer Schatten

Wissenschaftlicher Umbruch und medizinische Praxis zwischen 18. und 19. Jahrhundert

Von *Ruth Schilling*

„Im Maße der Verwissenschaftlichung unserer Zivilisation ist nämlich die Dimension, in der einst Theorie auf Praxis sich richtete, zugeschnürt worden. [...] Die empirisch-analytischen Wissenschaften erzeugen technische Empfehlungen, sie geben aber keine Antwort auf praktische Fragen“¹.

Es gibt eine Erfahrung, die jedem das Ende Alteuropas plastisch vor Augen führen kann: der Besuch in einer Arztpraxis des späten 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts. Angefangen bei den Desinfektionsmitteln bis hin zu den Röntgengeräten entspricht wohl kein einziger Bestandteil an einem solchen Ort mehr dem, was den Patienten dort im 17. oder 18., ja noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erwartet hätte. Übertragen auf die Medizingeschichte, so scheint es, stellt sich also die Frage nach Leistungen und Grenzen des Paradigmas ‚Alteuropa‘ deswegen nicht, weil der Umbruch von Alteuropa zur Moderne zu offensichtlich ist. Umso erklärungsbedürftiger ist es, dass dennoch immer wieder Relikte alteuropäischer Krankheits- und Körpervorstellungen aktuell werden, Galens langer Schatten also nicht ganz verschwinden will. Diese Kontinuität oder Renaissance alteuropäischer Konzepte führt uns auf die Spur eines bestimmten Verhältnisses von wissenschaftlicher Theoriebildung und ärztlich-medizinischer Praxis, das im Folgenden daraufhin untersucht werden soll, inwieweit es signifikant zur Erklärung historischen Wandels beiträgt und das abrupte Ende wenigstens des medizinischen Alteuropa in der Mitte des 19. Jahrhunderts modifiziert.

Das richtige Maß zwischen Ruhe und Bewegung, individuell abgestimmte Ernährungspläne, der Einfluss des Klimas auf die menschliche Konstitution: Es ist leicht verständlich, warum diese Grundprinzipien der antiken, unter dem Namen Galens von Pergamon (2. Jh. n. Chr.) überlieferten Schriften heute wieder eine Renaissance erleben. Nicht nur sind seine Ratschläge kostengünstiger als die meisten Mittel der modernen Medizin des beginnenden 21. Jahrhunderts. Sie gehen vielmehr auch auf die Defizite ein, die Patienten

¹ *Jürgen Habermas*, Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien, 2. Aufl., Neuwied am Rhein/Berlin 1967, 232.

häufig am postmodernen Klinik- und Praxisalltag bemängeln: mangelnde Kommunikation zwischen Arzt und Krankem, Standardisierung statt Individualisierung, Heilung statt Prävention².

Galen legte Grundprinzipien des Körperbildes und Krankheitsverständnisses kanonisch fest, die zwar bis in das 19. Jahrhundert immer wieder modifiziert wurden, aber dennoch für eine Dauer von mehr als tausend Jahren das Grundgerüst des europäisch-arabischen medizinischen Weltbildes darstellten³. Die sogenannte Viersäftelehre oder Humoralpathologie diente als Referenzsystem sowohl für die komplexe, den Mikrokosmos Mensch mit dem göttlichen Universum verbindende Gesundheitslehre mittelalterlicher Theologen⁴ als auch für die mechanistisch oder chemisch argumentierenden medizinischen Schulen des 18. Jahrhunderts⁵. Galens Schriften prägten dabei auch die Schriften derjenigen, die sich explizit gegen ihn wandten wie zum Beispiel Paracelsus⁶. In diesem Sinn sind Galen und die mit ihm verbundenen physiologischen Konzepte als ein alteuropäisches Phänomen im Sinne Otto Brunners zu bezeichnen⁷.

Warum aber diese Erfolgsgeschichte? Nicht zuletzt war der Viersäftelehre auch deswegen eine lange Existenz beschieden, weil ihre Erklärungen von Krankheitsverläufen eine hohe Plausibilität besaßen. Als heute noch einleuchtend kann beispielsweise die Deutung einer Erkältung dienen, die als ein Überschuss von Phlegma (Schleim) im Kopf galt, der wiederum durch äußere Kälte begünstigt werde⁸. Die Viersäftelehre bot aber nicht nur dem Kranken selbst Erklärungssicherheit, sondern gab auch dem Arzt eine ganz eindeutige Handlungsrichtschnur an die Hand: Therapeutische Prinzipien beruhten auf dem Versuch, die vier Körpersäfte in ein gesundes Mischungsverhältnis zu bringen. Klassische Mittel der an Galen orientierten Medizin

² Unveröffentlichter Vortrag von John Wilkins am 11. Juli 2011 im Medizinhistorischen Museum Berlin.

³ Gerd Baader, Galen im mittelalterlichen Abendland, in: Galen. Problems and Prospects, hrsg. v. Vivian Nutton, London 1981, 213–228.

⁴ Kay Peter Jankrift, Krankheit und Heilkunde im Mittelalter, Darmstadt 2003, 7–20.

⁵ Mary Lindemann, Medicine and Society in Early Modern Europe, 2. Aufl., Cambridge u. a. 2010, 84–120. Detailliert für die iatromechanische Schule: Ingo Wilhelm Müller, Iatromechanische Theorie und ärztliche Praxis, Stuttgart 1991, 70–205.

⁶ Vgl. die entsprechenden Zitate bei: Carlos Schwager, Die therapeutische Reinigung in der heutigen Naturheilkunde und ihre begrifflichen Grundlagen in der Geschichte der Humoralpathologie, Leipzig 1937, 14–15.

⁷ Vgl. Reinhard Blänkner, Von der „Staatsbildung“ zur „Volkwerdung“. Otto Brunners Perspektivwechsel der Verfassungshistorie im Spannungsfeld zwischen volkischem und alteuropäischem Geschichtsdenken, in: Alteuropa oder Frühe Moderne. Deutungsmuster für das 16. bis 18. Jahrhundert aus dem Krisenbewußtsein der Weimarer Republik in Theologie, Rechts- und Geschichtswissenschaft, hrsg. v. Luise Schorn-Schütte, Berlin 1999, 87–135, hier 117–119.

⁸ Johannes G. Mayer, Das geheime Heilwissen der Klosterfrauen, Reinbek bei Hamburg 2008, 99–101.

sind daher der Aderlass, das Schröpfen und die Schwitztherapie, Methoden, die selbst heute noch in Lehrbüchern vermittelt werden und so etwas von ihrer für Heiler und Kranke nach über tausend Jahren immer noch plausibel erscheinenden Wirkung verraten⁹. Aderlässe gehörten bis weit in die fünfziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts zum medizinischen Standardrepertoire ländlicher oder abgeschieden lebender Gemeinschaften, wie zum Beispiel Klöstern¹⁰. Urinschau, Schröpfen und das Anlegen von Blutegeln erleben seit den achtziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts eine Renaissance im Rahmen alternativmedizinischer Bewegungen¹¹.

Die Re- und Neu-Interpretationen galenischer Schriften in der ganzen Bandbreite gesundheitspolitischer, alltagsmedizinischer und alternativmedizinischer Strömungen führt uns zu der Frage nach den Gründen für diese Renaissance galenischer Vorstellungen. Auf den ersten Blick scheint es, als ob der Umbruch von der galenischen Humoralpathologie zur Zellarpathologie Rudolf Virchows (1821–1902) und der Bakteriologie Robert Kochs (1843–1910) einen geradezu klassischen Wendepunkt darstellt, der die Kriterien wissenschaftlicher Revolutionen im Sinne Ludwik Flecks¹² und Thomas S. Kuhns¹³ erfüllt: Das Diktum Virchows „*omnis cellula e cellula*“¹⁴ und die Isolierung des Milzbranderegers durch Robert Koch¹⁵ führten zu einem völlig neuen medizinischen Weltbild: Nicht mehr die Dyskrasie der vier Körpersäfte war für einen Krankheitsausbruch verantwortlich, sondern das Wuchern von Zellen am falschen Ort oder das Eindringen bakterieller oder viraler Krankheitserreger. Für die Medizingeschichte stellt sich die Frage nach der Epochengrenze zwischen Alteuropa und Moderne also anscheinend nicht. Sie lässt sich vielmehr, so könnte man meinen, mithilfe dieser Entdeckungen präzise datieren¹⁶.

⁹ Joachim Broy, *Die Konstitution. Humorale Diagnostik und Therapie*, 2. Aufl., München 1992; Bernhard Kranzberger/Stefan Mair, *Handbuch der Heilpflanzen. Über 200 Pflanzenmonographien*, Augsburg 2002; Ingo Wilhelm Müller, *Humoralmedizin. Physiologische und therapeutische Grundlagen der galenischen Heilkunst*, Heidelberg 1993.

¹⁰ Elka Angelika Maibaum, *Der therapeutische Aderlaß von der Entdeckung des Kreislaufs bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Versuch einer kritischen Neubewertung*, Herzogenrath 1983, 27–35.

¹¹ Dies lässt sich gut an den Treffern ablesen, die man beim Eingeben der angegebenen Stichwörter in die Suchmaschine Google erzielt.

¹² Ludwik Fleck, *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*, Basel 1935.

¹³ Thomas S. Kuhn, *The Structure of Scientific Revolutions*, 3. Aufl., Chicago/London 1996.

¹⁴ Rudolf Virchow, *Die Cellularpathologie in ihrer Begründung und in ihrer Auswirkung auf die physiologische und pathologische Gewebelehre*, Berlin 1858.

¹⁵ Christoph Gradmann, *Krankheit im Labor. Robert Koch und die Medizinische Bakteriologie*, Göttingen 2005.

¹⁶ Claudia Wiesenmann, *Von der Säftelehre zur Zellenlehre. Zu den theoretischen Grundlagen der modernen Medizin*, in: Nelly Tsougopoulos, Asklepios und die Philo-

Wie ist in diesem Lichte nun die Renaissance Galens im ausgehenden 20. Jahrhunderts zu bewerten? Als Abgesang der Moderne? Oder weist sie vielmehr auf ein ganz anderes Phänomen hin, nämlich auf ein komplexes Spannungsverhältnis von Theorie und Praxis, das eng mit der Betrachtung historischen Wandels verbunden ist? Um sich dieser Frage zu nähern, sind zunächst allgemeine Überlegungen zum Verhältnis von Theorie und Praxis als Parameter der Bedingungen von Kontinuität und Wandel anzustellen (I.). Diese sollen dann überblicksartig auf die Medizingeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts übertragen werden (II.). Anschließend soll ein Inneneinblick in eine ärztliche Praxis den Fokus auf unterschiedliche Entwicklungsgeschwindigkeiten lenken (III.). Dieser Inneneinblick ist wiederum mit Überlegungen zum Verschwinden von Galens langem Schatten zu verbinden (IV.).

I. *Theoria kai praxis*: zwei Pole menschlicher Existenz

Theoria kai praxis – die „Schau“ und das „Handeln“ stellten bereits für Aristoteles die beiden Grundbedingungen menschlicher Existenz dar. Eine richtige Verbindung zwischen *theoria* und *praxis* war es, was ihn und die ihm nachfolgenden antiken Philosophenschulen beschäftigte, konnten sie doch erst eine vollständige Erlangung des harmonischen Zustands der *Eudaimonia* gewährleisten¹⁷. *Theoria* und *praxis* nahmen als Pole aber nicht nur in der Deutung menschlichen Handelns eine Schlüsselrolle ein. Vielmehr dienten sie in der Antike auch zur Erklärung physiologischer Vorgänge. Der Wandel beispielsweise eines Samens zu einer Pflanze kam dann zustande, wenn die Bedingungen es zuließen, dass die im Samen angelegten Potentiale zur rechtgeleiteten Handlung führten, zur *praxis*, die der durch *theoria* zu identifizierenden Qualitäten der Pflanze entsprachen. Wandel bedeutete nach Aristoteles die Ausführung der in einem „Ding“ angelegten Möglichkeiten. Negativ gewendet konnte ein solcher Wandel auch zu einer Entartung führen, einer *katabasis*, wenn der Befund der *theoria* mit der *praxis* auseinander fiel. In seinem in der Schrift „*ta politika*“ entwickelten Modell der unterschiedlichen politischen Verfassungen nimmt diese Möglichkeit eine besonders prominente Rolle ein¹⁸. Die Entartung war dadurch bedingt, dass die Entfaltungsmöglichkeiten eines Gemeinwesens nicht im Gleichgewicht waren, somit außer Balance geraten waren.

sophen. Paradigmawechsel in der Medizin im 19. Jahrhundert, hrsg. v. Claudia Wiesenmann, Stuttgart/Bad Cannstatt 2008, 11–20.

¹⁷ Vgl. die hervorragende Zusammenfassung bei *Friederike Reese*, *Praxis und Logos* bei Aristoteles. Handlung, Vernunft und Rede in „Nikomachischer Ethik“, „Rhetorik“ und „Politik“, Tübingen 2003, 46.

¹⁸ *F. Reese*, *Praxis und Logos* (Anm. 17), 46–58.

Festzuhalten an diesen aristotelischen Grundfiguren ist in dem uns hier interessierenden Fall das grundsätzliche Auseinanderdividieren zweier getrennter Pole anthropologischer, aber auch dinglicher Existenz. Festzuhalten ist auch die Unterscheidung von positivem, der Wesensart eines „Dings“ gerechtem Wandel und der sogenannten „Entartung“ als einer negativen Folge, ein Modell, dem auch Jürgen Habermas in dem Zitat, das diesem Text vorangestellt wurde, folgt. Bei beiden führt das Spannungsfeld von *theoria* und *praxis* zur Klassifizierung des Wandels: Am günstigsten ist der Wandel zu bewerten, bei dem das Wesen oder das Ding sich entsprechend dem durch *theoria* zu erkennenden Grundgefüge verhält, *theoria kai praxis* also im Einklang miteinander stehen.

Das Spannungsfeld zwischen Theorie und Handlung, zwischen Idee und Ausführung bestimmt auch die meisten Erklärungsmodelle historischen Wandels. So kann es laut Reinhart Koselleck zu unterschiedlichen Geschwindigkeiten historischer Wandlungsprozesse kommen, wenn beide Pole auseinander fallen. Strukturen langer Dauer entsprechen dann nicht dem Tempo der häufig durch Eliten gesteuerten sozialen und politischen Veränderungen. Eine historische „Krise“ ist im Sinne eines altgriechischen Auseinanderfallens von Idee und Wirklichkeit vorprogrammiert: „Es liegt im Wesen einer Krise, dass eine Entscheidung fällig ist, aber noch nicht gefallen. Und es gehört ebenso zur Krise, daß offen bleibt, welche Entscheidung fällt“¹⁹.

Das Anwendungsfeld des Verhältnisses von Theorie und Praxis ist im Gefolge der aristotelischen Verfassungstheorie vorwiegend auf die Deutung sozialer und politischer Veränderungsprozesse festgelegt. In unserem Fall soll sie auf ein spezielles Segment sozialer und politischer Wirklichkeit appliziert werden, nämlich dem Wandel der Deutung physiologisch-anthropologischer Änderungsprozesse.

II. Ärztliche Theorie und Praxis im 18. und 19. Jahrhundert

Die heute noch favorisierte Anwendung galenischer therapeutischer Mittel ist im Sinne Kosellecks als eine Struktur langer Dauer zu verstehen, für deren Kontinuität unterschiedliche Erklärungen gelten können, von ihrer kostengünstigen und auch durch Laien anwendbaren Handhabung bis hin zu ihrer Stabilisierungsfunktion als rituelle Handlung²⁰. Ihre Anwendung entspricht nicht und entsprach auch bereits vielfach im 18. Jahrhundert nicht mehr dem Stand medizinischer Theoriebildung. Diese war viel-

¹⁹ Reinhart Koselleck, Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt, 8. Aufl., Frankfurt am Main 1997, 105.

²⁰ Zur Erwartungssicherheit durch Rituale im Alltag vgl. Hans-Georg Soeffner, Die Ordnung der Rituale, die Auslegung des Alltags, Bd. 2, Frankfurt am Main 1995, 7–19.

mehr im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert durch den Widerspruch geprägt, einerseits den kanonisierten antiken Grundlagen zu gehorchen und andererseits diese so zu modifizieren, dass die auf Basis empirischer Beobachtungen gewonnenen Erkenntnisse in Anatomie und Physiologie in sie integriert werden konnten. Vertreter der sogenannten neuen ‚Klinischen Schule‘ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vollzogen durch die konsequente Integration der Krankenhausmedizin in die Beschreibung und Erklärung von Krankheiten den fundamentalen Umbruch von der ‚semiotischen‘ zur ‚diagnostischen‘ Medizin²¹. Sie beließen es aber eher bei einer theoretischen Neudeutung von Krankheit als einem prozessualen Geschehen, als dass sie radikal neue Therapien entwickelt hätten. Hierbei verließen sie sich vielmehr weiterhin auf humoralpathologische Prinzipien²².

Diese Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis ließ sich nicht nur dadurch erklären, dass mit den galenischen Methoden altvertraute und scheinbar vielfach bewährte Behandlungsmethoden zur Verfügung standen, sondern auch dadurch, dass der Zusammenhang zwischen Therapie und Krankheit noch nicht in das neue prozesshafte Erklärungsmodell von Krankheit integriert worden war. Besonders drastisch drückte das der theoretischen Neuentwicklungen nicht abgeneigte Mediziner Christoph Wilhelm Hufeland (1762–1836) aus: „Man kann die ganze Pathologie theoretisch vollkommen inne haben, alle Krankheiten konstruieren können, und das alles hilft uns nichts, wenn wir ans Krankenbett kommen – denn wir erkennen sie nicht. Dieß lehrt uns allein die Semiotik“²³.

Die „klinische Methode“ brachte den Patienten daher zunächst kaum Erleichterungen, sondern verschärfte erst einmal das Gesundheitsrisiko, schnellten doch die Todesraten in den Krankenhäusern wegen der mangelnden Hygiene in die Höhe²⁴. Die Situation verlangte nach einer Besserung. Zudem machten gerade die Großbetriebe im Werden, die Krankenhäuser, die Sinnlosigkeit vieler galenischer Therapien mehr als deutlich. Konnte man sich im Rahmen der im familiären Umfeld angewandten „*bed-side medicine*“²⁵ noch das Scheitern von Therapien damit erklären, dass eben nicht das

²¹ Volker Hess, Von der semiotischen zur diagnostischen Medizin. Die Entstehung der klinischen Methode zwischen 1750 und 1850, Husum 1993, 299–300.

²² Volker Hess, Medical Semiotics in the 18th Century. A Theory of Practice?, in: Theoretical Medicine and Bioethics 19 (1998), 203–213; Guenther B. Risse, Mending Bodies, Saving Souls. A History of Hospitals, New York/Oxford 1999, 321, 339–344; Nelly Tsouyopoulos, Reformen am Bamberger Krankenhaus. Theorie und Praxis der Medizin um 1800, in: Historia Hospitalium 11 (1976), 103–123.

²³ Zitiert nach: V. Hess, Von der semiotischen zur diagnostischen Medizin (Anm. 21), 218.

²⁴ Eric M. Sigsworth, Gateways to Death? Medicine, Hospitals, and Mortality. 1700–1850, in: Science and Society, 1600–1900, hrsg. v. Peter Mathias, Cambridge 1972, 97–110.

²⁵ Michael Stolberg, Die Harnschau. Eine Kultur- und Alltagsgeschichte, Köln/Weimar/Wien 2009, 217–218.

richtige Viersäfteverhältnis bestimmt worden war, so boten die ersten Krankenhäuser nun Vergleichsmöglichkeiten, die es unabdingbar machten, nach neuen Therapien zu suchen.

Rudolf Virchow war dennoch nicht von dem Verlangen angetrieben, Menschen möglichst wirkungsvoll heilen zu können, sondern vielmehr von der Einsicht, dass es ein neues Darstellungsmodell physiologischer Prozesse geben müsse. Am Anfang der medizinischen Revolution des 19. Jahrhunderts stand also der Wille zu einer exakten Beschreibung und nicht der Wille zu einer möglichst wirkungsvollen medizinischen Behandlung. Virchows Zellenlehre führte dann auch nicht zu einer therapeutischen Revolution. Diese wurde vielmehr erst einige Jahrzehnte später durch Virchows Antipoden Robert Koch ermöglicht. Mit Virchows und Kochs Entdeckungen, so scheint, war der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, der sich durch den frühneuzeitlichen Hang zur Empirie ab dem 15.–16. Jahrhundert aufgeschlossen hatte, wieder versöhnt: Zellenlehre und Bakteriologie revolutionierten in der Tat die Medizin, die durch ihre rasant wachsenden Heilungserfolge wieder an Reputation gegenüber dem verheerenden Ruf der frühen Krankenhäuser gewann²⁶.

Wie ist es dann zu erklären, dass die galenischen Prinzipien dennoch in manchen Gebieten weiterhin praktiziert wurden, auch wenn die Handelnden natürlich um die neuen Grundlagen der Medizin wussten? Mit welcher theoretischen Rechtfertigung gehen die Autoren vor, die auch im beginnenden 21. Jahrhundert humoralpathologische Modelle von Krankheitsdeutung und -therapie als Königswege der Medizin anpreisen²⁷? Die Kontinuität galenischer Praxis bei gleichzeitig abrupter Entwertung ihrer theoretischen Grundlage legt nahe, dass die Harmonisierung von Weltbild und Therapie in Virchows und Kochs Entdeckungen defizitär war, dass es bestimmte Aspekte gab, die den Zielen von Medizin als Gesundheitslehre abträglich waren und daher an Akzeptanz in den Denk- und Sinnhorizonten von Ärzten und Patienten verloren. Diese lassen sich sehr grob mit dem Verlust an Ganzheitlichkeit in einer immer kleinteiligeren Medizin und der exklusiveren Verfügungsgewalt der Ärzte über Therapien beschreiben²⁸.

²⁶ Roy Porter, *Geschöpft und zur Ader gelassen. Eine kleine Kulturgeschichte der Medizin*, Zürich 2004, 184–205.

²⁷ E. A. Maibaum, Aderlaß (Anm. 10), 27–35, 79–95.

²⁸ Nicholas D. Jewson, *The Disappearance of the Sick Man from Medical Cosmology, 1770–1870*, in: *Sociology* 10 (1976), 225–244.

III. Fallbeispiel: Ärztliche Praxis in der Mitte des 18. Jahrhunderts

Aufschlussreich ist, dass diese Defizite bereits lange vor Virchow und Koch erahnt wurden. Dies führte bei akademisch ausgebildeten Medizinern zu dem Entschluss, an diagnostischen und therapeutischen Prinzipien der Viersäftelehre festzuhalten, auch wenn diese nicht ihrem aktuellen Erkenntnisstand entsprach²⁹. Dieses Auseinandertreten von Theorie und Praxis ist erst seit einigen Jahren in den Blick gerückt, was mit einem grundlegenden Perspektivenwechsel in der Medizingeschichtsforschung zusammenhängt, der sich am programmatischsten in Roy Porters vielzitiertem Aufsatz „The patient’s view“ äußerte³⁰. Auch wenn dieser Text bereits mehr als zwanzig Jahre alt ist, läuft die forschungsprogrammatische Umsetzung von Porters Forderungen äußerst schleppend. Dies hängt damit zusammen, dass im Gegensatz zu den gedruckten Texten frühneuzeitlicher Mediziner ihre praktisch-therapeutische alltägliche Arbeit am und mit dem Patienten meist nur in handschriftlichen, teilweise äußerst schwer lesbaren Quellen zugänglich sind, ihren Praxis- und Arzttagebüchern, die bis jetzt im Gegensatz zu der vermutlich sehr viel reichhaltigeren Überlieferungssituation nur stichprobenartig aufgearbeitet sind³¹. Im Gegensatz zu gedruckten Schriften frühneuzeitlicher Mediziner geben handschriftliche Praxistagebücher einen, wenn natürlich auch hier wiederum aus der Sicht des Arztes dokumentierten, Eindruck von der Interaktion zwischen Patient und Heiler.

Seit einigen Jahren befindet sich im Besitz des Instituts für Geschichte der Medizin der Berliner Charité ein Praxistagebuch, anhand dessen der ärztliche Alltag genau rekonstruiert werden kann³². Dieses Diarium stammt aus Suhl, das, ursprünglich zur gefürsteten Grafschaft Henneberg-Schleusingen gehörig, in der Mitte des 18. Jahrhunderts unter kursächsischer Herrschaft stand. In ihm notierte Johann Friedrich Glaser, seit 1758 auch Stadt- und Amtsphysicus, neben den Angaben zur Identifikation derjenigen, die ihn konsultierten³³, Rezepturen, Krankheitsbilder und Zahlungsmoral. Für

²⁹ Vgl. I. W. Müller, *Iatromechanische Theorie* (Anm. 5).

³⁰ Roy Porter, *The Patient’s View. Doing Medical History from Below*, in: *Theory and Society* 14 (1985), 175–198.

³¹ Diesem Themenfeld widmet sich der seit dem Jahr 2009 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Verbund „Ärztliche Praxis 17.–19. Jahrhundert“: http://www.medizingeschichte.uni-wuerzburg.de/aerztliche_praxis/projekt_stolberg.html; als exemplarisch für Auswertung solcher Arztjournale können die beiden folgenden Studien gelten: *Jacalyn Duffin*, *Langstaff. A Nineteenth-Century Medical Life*, Toronto/Buffalo/London 1999; *Brian Nance*, *Turquet de Mayerne as Baroque Physician. The Art of Medical Portraiture*, Amsterdam/New York 2001, bes. 23–66.

³² *Johann Friedrich Glaser*, *Praxistagebuch, 1750–1763*, Ms., Institut für Geschichte der Medizin (Charité Berlin).

³³ Im Gegensatz zu dem weit verbreiteten Bild des vornehmlich reisenden Arztes ließ dieser Arzt die Besucher zu sich kommen. Vgl. auch *Volker Hess*, *Ärztlicher Alltag in Thüringen um 1750. Auswertung eines Praxistagebuchs*, in: *Arztpraxen im Ver-*

die uns hier interessierende Frage nach dem Verhältnis von theoretisch gedachtem Wandel und gelebter Praxis bietet uns das Tagebuch die Möglichkeit, wie durch eine Lupe genau zu beobachten, welche Behandlungsmöglichkeiten Glaser erwog, wie sie sich änderten und wie sich diese wiederum zu dem verhielten, was er in gedruckten Publikationen (er veröffentlichte im Laufe seines Lebens sehr viele Schriften) über Medizin als Wissenschaft und Praxis verbreitete.

Johann Friedrich Glaser ist dabei nicht nur wegen dieses Tagebuchs für unsere Fragestellung besonders aufschlussreich, sondern auch, weil er als Person medizinisch und sozial ganz unterschiedlichen Welten angehörte. Er war täglich mit unterschiedlichen Entwicklungsgeschwindigkeiten medizinischer Deutungsmuster und Praktiken konfrontiert. Als Sohn des herzoglich sächsisch-meiningischen Scharfrichters im Jahre 1707 in Wasungen geboren, war er einer der ersten, der aus der väterlichen und mütterlichen Verwandtschaft Medizin studieren durfte. Die meisten von diesen waren Scharfrichter und Wundärzte, zwei Tätigkeitsbereiche, die in der Frühen Neuzeit eng beieinander lagen³⁴. Glasers Rezepturen, wie wir sie im Praxistagebuch fassen können, zeigen dann auch die ganze Bandbreite seiner volksmedizinischen und akademischen Ausbildung, wie sich hier an zwei Rezepten des Januars 1753 zeigen lässt:

„(7) der Schreinerin von Kündorf vit den 4ten (1) p:p: h: (2) [Pulver] m; (3) Anagallis et pursa pastoris, alle mal 3 meßerspitzen voll in der speiß, (4) p:p: alle [des Tages] 4 m 3meßerspitz: v: in frischen brunn, 6 Gy R: nun Moschum, et pulv: simpath var.

(9) anna Elisabetha Roßelin von Neuendorf. (1) pp: h: (2) [Pulver] m.; (3) β [Wasser/ Campher] des Tages 2 m: 10g.; der Schlag hat sie vor 5 Wochen gerührt; gall Schleim, item mm in Aqua vitae zu thun und damit zu reiben und zu wärmen befohlen item dem mann der dieses gehabt vor seiner frau [Hirschhornspiritus] Z: S.; reißen im arm, dei“³⁵.

Im ersten Beispielrezept greift Glaser neben einem nicht näher zu identifizierenden „Pulver“ auf zwei pflanzliche Zutaten sowie eine tierische Ingredienz zurück. Im zweiten Rezept kombiniert er innere und äußere Behandlung mit den Substanzen Kampfer, Branntwein und *aqua vitae* und verschreibt das zu seiner Zeit äußerst modische Hirschhornsalz. Schaut man sich die einzelnen Ingredienzen dieser Rezepte einmal genauer an, bemerkt

gleich. 18.–20. Jahrhundert, hrsg. von Elisabeth Dietrich-Daum u. a., Innsbruck/ Wien/ Bozen 2008, 87–108, hier 99.

³⁴ Zur Heiltätigkeit der Scharfrichter vgl. *Markwart Herzog*, Scharfrichterliche Medizin. Zu den Beziehungen zwischen Henker und Arzt, Schafott und Medizin, in: *Medizinhistorisches Journal* 29 (1994), 309–331; *Jutta Nowosadtko*, Wer Leben nimmt, kann auch Leben geben. Scharfrichter und Wasenmeister als Heilkundige in der Frühen Neuzeit, in: *Medizin, Gesellschaft und Geschichte* 12 (1993), 43–74; *Kathy Stuart*, Des Scharfrichters heilende Hand. Medizin und Ehre in der Frühen Neuzeit, in: *Ehrkonzepte in der frühen Neuzeit. Identitäten und Abgrenzungen*, hrsg. v. Sibylle Backmann, Berlin 1998, 316–347.

³⁵ *J. F. Glaser*, (Anm. 32), Einträge zum 7. und 9. Januar 1753.

man, wie Glaser in origineller Weise althergebrachte und lokal verwurzelte, auf Kräutern und sympathetischen Denkweisen beruhende Anwendungen mit Bestandteilen verband, die ganz der damals gängigen Mode entsprachen und erst seit einigen Jahren auf den Markt gekommen waren³⁶. Glaser kombinierte also Rezepturen und Anwendungen aus ganz unterschiedlichen Bereichen. Einerseits konnte er dies durch die lange Behandlungs- und Anwendungserfahrung rechtfertigen, die die Kräuter und volksmedizinischen Anwendungen in seinem familiären Umfeld über mehrere Generationen erfahren hatte. Andererseits verwiesen Hirschhorngeist, Pulver und andere entsprechende Ingredienzien darauf, dass er eine akademische Ausbildung genossen und sich auf diesem Gebiet auch weitergebildet hatte.

Diese originellen Kombinationen von altherwürdigen und neumodischen Substanzen lassen sich nicht als Ausdruck eines humoralpathologisch intakten Weltbildes erklären. Sie sind vielmehr darauf zurückzuführen, dass Glaser bewusst mit einigen Verschreibungen auf Wünsche seiner Patienten einging. Er hielt dies vermutlich für unabdingbar für einen Erfolg der Behandlung, da er sie in ihrer Sicherheit bestärken und somit auch ihre Akzeptanz anderer Behandlungen sichern würde. Mit diesem Argument rechtfertigte Glaser zum Beispiel das Tragen von Amuletten: „Wer ein Vertrauen zu Amuletten oder Anhängmitteln hat, sich deren äußerlich zur Verwahrung gegen die Seuche bedienen zu wollen: dem will ich solche Anhängsel, wenn es unschädliche und keine abergläubische Mittel sind, hiebey auch nicht widerrathen. Man schreibt hiebey der im Herbste gegrabenen Zeitlosen- oder Herbstblumenwurzel grosse Kraft zu, wenn man sie in ein reines Tüchlein einnähet; überdieß etwan mit rothem Taffent überzieht, und mit einer seidenen Schnur oder Bindfaden so an den Hals hänget, daß sie in der Gegend der Herzgruben zu hangen komme“³⁷. Lässt sich die Rechtfertigung dieser Praktiken noch mit Glasers Vertrautheit mit diesen und seinem Versuch, ein größeres Zutrauen der Patienten zu erlangen, erklären, so erweist sich seine Haltung zu den beiden therapeutischen Kardinalpfeilern ärztlicher Praxis in der Vormoderne, Urinschau und Aderlass, schon als weitaus weniger eindeutig interpretierbar.

Michael Stolberg hat umfassend nachgezeichnet, wie die Urinschau als diagnostisches Verfahren in der Frühen Neuzeit nicht deswegen immer mehr in Verruf geriet, weil ihre Validität bezweifelt wurde, sondern, weil sie als Verfahren dazu führen konnte, die ärztliche Autorität der *medici* gegenüber nicht akademisch ausgebildeten Heilern zu unterwandern³⁸. Auch Johann

³⁶ Für diesen Hinweis danke ich Dr. Christa Habrich, der ehemaligen Direktorin des Medizinhistorischen Museums Ingolstadt und Expertin für die Arzneimittelgeschichte der Frühen Neuzeit.

³⁷ *Johann Friedrich Glaser*, Nützliches Verhalten bey der jetzo in Deutschland regierenden Fleckfiebersuche: um sie zu verhüten und wieder zu dämpfen, Hildburghausen 1758, 117.

³⁸ *M. Stolberg*, Harnschau (Anm. 25), 203–211.

Friedrich Glaser scheint lange Jahre keine Urinschau durchgeführt zu haben. Jedenfalls ist sie im Praxistagebuch bis zum Jahre 1758 nur äußerst sporadisch bezeugt³⁹. Ab diesem Datum⁴⁰ notiert er sie allerdings regelmäßig, häufig als ein separater Teil einer Besuchsdokumentation, weil sie auch getrennt abgerechnet wurde. Die Tatsache, dass der Urin des Kranken untersucht wird, wird in Glasers Praxis nun zum Normalfall: Bringt ein Kranker keinen Urin mit, so notiert sich dies Glaser extra⁴¹. Die Beschreibung des Urins wird im Praxistagebuch festgehalten, auch seine Veränderung detailgenau beschrieben. Diese Beschreibungen nehmen an Elaboriertheit in dem durch das Tagebuch dokumentierten Zeitraum immer weiter zu⁴². Schauen wir uns an, wie die Urindiagnose mit dem Rest der einzelnen Behandlungseinträge verbunden wird, so fällt ins Auge, dass sie immer ganz am Ende des jeweiligen Eintrags steht: „(4) dem belzhanßen von marißfeld vor sein Kind vit 29ten Dezember, (1) 1/2 g[uttæ] [Hirschhorngest] h[eu]te] 3 m[al], (2) 4 g: [Pulver] m[it] [des Tages] 2 m[al] (3) elex [des Tages] 4 m[al] 10 g[uttæ] ist sehr abgezehrt und totkrank der urin war gelbgrün Malig dick voller roter grober [Sand] Wolcken del“⁴³.

Die Farben des Urins, sein Geruch und sein Geschmack, von Glaser genauestens beobachtet, zeigen genau den Wandel und die gleichzeitige Inkohärenz, die diese Praktik in seiner Praxis bereits besaß: Die Urinschau ist von der Deutung des Krankheitsbildes losgelöst. In der Beschreibung der Symptome und der Einschätzung der Krankheitsschwere sowie der angemessenen Behandlung verlässt sich Glaser vielmehr häufig auf seine eigene Beobachtungsgabe sowie auf das, was er vom Patienten wusste bzw. was er über ihn erzählt bekommen hatte, und auf Beschreibungen des kranken Körpers, die er im Laufe seines Studiums erlernt hatte.

„(6) Michael Hof von Obermaßfeld (...) vor sein Kind 3 Jahr alt (1) 5 g: [Pulver] m[it] a[na] 2 m[al], (2) 2 cl: p: vip: heut (3) elex [des Tages] 4 m[al] 12 g:, hat im sommer urschlechten gehabt ist bißher miserabel. starcker husten brechen der urin war rot trüb wurde Schwartz gelb Malig: del

item andreas thürer daselbst (1) [Pulver] m: (2) [semis] S:B: n[imm] 12 g:, (3) pflaster + woran großer Schmerz ist vor etl: Jahren vom baum gefallen. kurtzer athem der urin war weiß grün helle. leuchtend etl: kleine leuchth [Sand] Wölckgen, 3 Gy R.“⁴⁴.

³⁹ J. F. Glaser, Praxistagebuch (Anm. 32), das Buch ist unpaginiert, vgl. die Einträge zu den Jahren Dezember 1757 und Januar 1758.

⁴⁰ In diesem Jahr wurde Glaser ordentlich bestallter Stadt- und Amtsphysicus. Es liegt daher nahe, dass die Urinschau zu den Privilegien des Stadtarztes gehörte.

⁴¹ Vgl. zum Beispiel den Eintrag vom 3. September 1760: J. F. Glaser, Praxistagebuch (Anm. 32).

⁴² Vgl. zum Beispiel die Einträge im Dezember 1760 mit denen Dezember 1763: J. F. Glaser, Praxistagebuch (Anm. 32).

⁴³ Eintrag zum 4. Januar 1763, die Angaben in eckigen Klammern sind verbale Auflösungen der Apothekerzeichen. J. F. Glaser, Praxistagebuch (Anm. 32).

⁴⁴ Eintrag zum 6. Januar 1763, J. F. Glaser, Praxistagebuch (Anm. 32).

Anschaulich wird dies an einem typischen Eintrag, in dem Glaser zwei Konsultationen am 6. Januar 1763 notierte. So berichtete ihm Michael Hof von seinem kranken Kind, für das er Medikamente holte. Für Glaser wichtig war dabei die Altersangabe, da er die Rezepturen altersabhängig dosierte, sowie auch die Information, dass das Kind im Sommer des Jahres 1762 an Pocken erkrankt war und sich seitdem nicht wieder richtig erholt hatte. Die Symptombeschreibung Husten und Brechen sind ursächlich mit den Pocken in Verbindung zu bringen und korrespondieren nicht mit den Urinfarben rot, schwarz und gelb, die Glaser am Ende des Eintrags aufschrieb. Vergleichbar ging er bei dem nächsten Besucher vor, dem er ein Balsam und Pflaster gegen seine Kreuzschmerzen verschrieb, die er, wie bei dem Kind, auf ein zurückliegendes Ereignis, nämlich den Sturz vom Baum, zurückführte.

Eine weitere Tendenz zur Krankheitsbeschreibung wird an einer größeren Gruppe von Einträgen deutlich. Unternimmt man beispielsweise eine Auswertung des Jahres 1753 bezüglich der Patienten, bei denen Glaser eine starke Gemütsbewegung notierte, so zeigt sich recht deutlich, dass in diesen Fällen diese starke Gemütsbewegung in Kombination mit Krankheitssymptomen vorkommt, die Glaser mit Flüssen in Verbindung brachte und die er im Bereich des Brustbereichs, in der Nähe des Herzens lokalisierte⁴⁵.

Die Flüsse und die starke Betonung des Herzens in Glasers Krankheitsbeschreibung zeigen deutlich seine Rezeption der Nerven und Nervenbahnen als einem vorrangigen Element zur Deutung physiologischer Prozesse. Diese sind häufiger zu finden als rein galenische Erklärungsmuster. Nicht mehr Verkochungselemente zwischen den vier Säften sind das Grundprinzip körperlicher Veränderungen, sondern die jeweiligen Flüsse zum Herzen hin und von ihm weg⁴⁶. Dies macht es auch erklärlich, warum die Urinschau hier keinen relevanten Platz mehr einnimmt, sie eigentlich auch hätte weggelassen werden können, wenn sie nicht zur emotionalen und finanziellen Stabilisierung des Arzt-Patienten-Verhältnisses beigetragen hätte.

Aufschlussreich ist, dass Glaser die Urinschau zwar nicht mehr als Mittel zur Diagnosefindung verwandte, ihr aber eine Durchführung angedeihen ließ, die zeigt, dass er es für notwendig hielt, sie wenigstens teilweise auf empirisch gesicherte Füße zu stellen. So war er, jedenfalls erweckt das Praxistagebuch diesen Eindruck, mit viel Hingabe damit beschäftigt, eine exakte Dokumentation des Urins nach Farbe, Geschmack, chemischer Reaktion usw. durchzuführen, ohne daraus aber weitergehende Schlüsse bezüglich einer Neudeutung von Krankheiten zu ziehen.

⁴⁵ J. F. Glaser, Praxistagebuch (Anm. 32), Einträge vom 21. Januar, 15. April, 27. Mai, 10. Juni und 5. und 31. Dezember des Jahres 1753.

⁴⁶ Vgl. auch Thomas Fuchs, Die Mechanisierung des Herzens. Harvey und Descartes. Der vitale und mechanische Aspekt des Kreislaufs, Frankfurt am Main 1992, 183–206.

Ein vergleichbares Bild vermittelt der Aderlass, wobei Glasers Verhältnis zu ihm noch differenzierter ist als das zur Urinschau, die er wohl im Endeffekt doch nur deswegen betrieben hat, weil sie sein Ansehen und Einkommen auf lokaler Ebene steigerte. Der Aderlass war im Gegensatz zur Urinschau ein therapeutisches Mittel, das sehr viel verlässlichere Resultate als jene produzierte: Der zur Ader gelassene Kranke verspürte einen Effekt. Der Arzt konnte diese Wirkung eindeutig in einen Zusammenhang mit Säftehaushalt und Konstitution des Patienten bringen. Der Aderlass wäre also kaum dazu geeignet gewesen, die Autorität der Ärzte zu schmälern, wenn er nicht den Schönheitsfehler besessen hätte, eine äußere Anwendung darzustellen und damit in den Bereich der chirurgischen, handwerklich wundärztlichen Therapie zu gehören. Ärzte wie Johann Friedrich Glaser setzten selbst keinen Aderlass. Sie konnten ihn verschreiben. Durchführen musste ihn dann ein lokal ansässiger Bader, Wundarzt, ein Familienmitglied oder der Kranke selbst⁴⁷. Dementsprechend taucht der Aderlass im Suhler Praxistagebuch nur dann auf, wenn Glaser vermerkte, dass der Kranke ihn selbst gesetzt habe⁴⁸, war doch die Beachtung der Trennung zwischen Chirurgie und innerer Medizin für einen Scharfrichtersohn, der zum *medicus* geworden war, ein geradezu unerlässliches Distinktionsmerkmal. In der Praxis für ihn tabuisiert, besaß der Aderlass für Glaser doch eine recht hohe theoretische Relevanz. So gestand er in einer Schrift über den Seuchenschutz zum Beispiel einen präventiven Aderlass zur Beruhigung eines Patienten zu, auch wenn er vom medizinischen Nutzen eines solchen nicht restlos überzeugt zu sein schien⁴⁹. Außerdem machte sich Johann Friedrich Glaser einen Namen als Erfinder eines – womöglich nie konstruierten – Blutmessgeschirrs⁵⁰. Auf über zweihundert eng bedruckten Seiten beschrieb Glaser die Konstruktion einer Maschine, die bewirken sollte, dass die Menge des beim Aderlass abgezapften Blutes noch genauer als mit herkömmlichen Methoden gemessen werden konnte. In der Vorrede zu dieser Schrift ging er auf die Gründe für eine solche Maschine ein: Glaser wollte durch eine möglichst exakte Quantifizierung erreichen, dass diese Menge wiederum genau zu dem jeweiligen Konstitutionentyp in Verbindung gesetzt werden konnte, so dass man im Vergleich anhand der Messdaten herausfinden könnte, welche Wirkung der Aderlass denn genau habe, der, auch hier zeigt sich Glaser durchaus mit den

⁴⁷ Sabine Sander, Art. Handwerkschirurgen, in: Enzyklopädie Medizingeschichte, Bd. 2, hrsg. v. Werner E. Gerabek u. a., Berlin/New York 2007, 531.

⁴⁸ J. F. Glaser, Praxistagebuch (Anm. 32), Eintrag vom 13. Juni 1753.

⁴⁹ Johann Friedrich Glaser, Nützliches Verhalten bey der jetzo in Deutschland regierenden Fleckfieberseuche: um sie zu verhüten und wieder zu dämpfen. Entworfen von Johann Friedrich Glasern, Med. Doct. und adjungirten Stadt- und Amtspophysico in Suhla, Hildburghausen 1758, 125.

⁵⁰ In der „Oekonomischen Enzyklopädie“ von Johann Georg Krünitz wird Glaser als Erfinder des Blut-Mess-Geschirrs genannt: Johann Georg Krünitz, Oekonomische Enzyklopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- u. Landwirtschaft. In alphabetischer Ordnung, Theil 6, 2. Aufl., Berlin 1784, 32–48.

aktuellen medizinischen Diskussionen und Publikationen vertraut, ja durchaus umstritten sei⁵¹.

Noch etwas stärker konturiert, aber ansonsten vergleichbar, ergibt sich in Glasers Haltung zum Aderlass also genau dasselbe Bild wie bei der Urinschau: Die Korrespondenz von galenischem Körpermodell einerseits und Diagnose- und Therapiemethoden andererseits war zerbrochen. Es gab keine stimmige Relation mehr zwischen Viersäftegleichgewicht und ärztlicher Praxis. Theorie und Praxis bewegten sich auf zwei unterschiedlichen Bahnen, die noch nicht (und lange noch nicht) wieder miteinander verwoben werden konnten.

IV. Galens langer Schatten oder die unspektakulären Pfade des Wandels

Begann das Ende Alteuropas also in der Mitte des 18. Jahrhunderts in einer Suhler Arztpraxis? Was bedeutet der „Fall Glaser“ hinsichtlich des Verhältnisses von Theorie und Praxis und ihrer Stellung im historischen Entwicklungsprozess?

Als Glaser im Jahre 1738 seine ärztliche Praxis begann, war er gleichzeitig in mehreren wissenschaftlichen und sozialen Welten beheimatet, die alle dazu beitrugen, dass sein Körperbild und seine ärztliche Praxis unterschiedlich geprägt waren und sich unterschiedlich ändern konnten: zum einen seine familiäre Verbundenheit mit lokalen Strukturen und heilkundlichen Bräuchen, die einer Welt angehörten, in der sich Änderungen jedenfalls im medizinischen Bereich nur sehr langsam durchsetzten. Sein Erfolg beruhte darauf, dieses stabile Grundgerüst medizinischen Wissens mit seinen lokalen und sozialen Kenntnissen zu vereinen, zu wissen, woher der Kranke kam, mit dem er sprach, an was bereits dessen Eltern gestorben waren, wie er beruflich eingebunden war, welche Sorgen ihm seine Kinder bereiteten etc.⁵². Mit Glaser, das legt jedenfalls sein stetig wachsender Patientenkreis nahe, sprachen die Besucher freier und offener als mit einem Arzt, dessen Familie sie nicht kannten, und vor dem sie mehr soziale Scheu hegten als vor einem Scharfrichtersohn und Wundarztneffen. Gleichzeitig aber verfügte Glaser über ein weit reichendes Korrespondenz- und Buchbeschaffungsnetzwerk. Weit über seinen lokalen Handlungsrahmen hinaus war er als Mitglied meh-

⁵¹ *Johann Friedrich Glaser*, Beschreibung seiner neuerfundenen Blutwaage und Blutmeßgeschirrs: womit man bey dem Hand- und Fußaderlassen das Blut, ob es schon unter das dabey gebräuchliche Wasser läuft, dennoch sobald von Loth zu Loth richtig und sehr nützlich wägen und messen, auch sonst durch einen angewiesenen Vortheil unter dem Wasser abgesondert allein auffangen kann, Hildburghausen 1758, 27–63.

⁵² Darauf beruhte zum Beispiel der Erfolg des bekannten Schweizer Wundarztes Michel Schüppach: *Eugen Wehren*, Das medizinische Werk des Wundarztes Michel Schüppach (1707–1781) an Hand seiner Rezept- und Ordinationsbücher, in: *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde* 2 (1985), 85–166.

rerer Akademien der Wissenschaften in überregionale Diskurse und vor allem auch in die Welt der akademischen Mediziner eingebunden⁵³. Glaser profilierte sich in dieser Welt zwar nicht als herausragender Wissenschaftler. Seine Schriften zeigen vielmehr, und genau das macht sie für die hier interessierende Frage nach Ende und Umbruch so aufschlussreich, wie neue Methoden nicht unbedingt gleichzeitig zu einer neuen Theoriebildung führen müssen, sondern vielmehr erst den Pfad vorbereiten. Mit der Konstruktion seiner Blutmessmaschine ebnete Glaser, wenn auch unbewusst, den Weg für weitere, genauere Messmethoden und legte damit auf lange Sicht den Grundstein für die Entdeckungen der modernen Medizin, die seine Praxis von der eines heutigen Sühler Arztes trennen. Das Bild des „Wegeebners“ ist dabei vielleicht eher umzukorrigieren in ein „Deutlichmachen“, denn Glaser selbst schien mit dem Widerspruch zwischen Theorie und Praxis jedenfalls gut leben zu können. Könnte man das bei ihm noch damit erklären, dass sein primäres Interesse eben nicht in einer Theoriebildung lag – für diese vertraute er bis in das hohe Alter auf die akademischen Autoritäten, die ihn ausgebildet hatten –, so ist genau dieselbe Akzeptanz auch bei theoretisch ambitionierteren Vertretern der Neuen Wiener Schule und vermutlich auch bei Virchow und Koch zu beobachten. Ihre Entdeckungen wurden nicht deswegen unternommen, um Galen vom Sockel zu stoßen, sondern, weil ihnen immer präzisere Beschreibungs- und Untersuchungsmethoden und -instrumente zur Verfügung standen. Das Ende Alteuropas kam hier also mit eher leisen Schritten, in Form von Tabellen, Mikroskopen und Messgeräten, und hat die Ebene des Umgangs mit den Patienten, der ärztlichen Praxis bis heute wohl noch nicht restlos durchdrungen. Auch davon zeugt Galens langer Schatten, der uns in heutigen Versuchen begegnet, mit seiner Hilfe kommunikative Defizite zwischen Arzt und Krankem zu beheben.

⁵³ Johann Friedrich Glaser war Mitglied der Leopoldina, der Mainzer Akademie der Wissenschaften sowie der kurbayerischen Akademie der Wissenschaften. Vgl. *Friedrich August Weiz*, Das gelehrte Sachsen oder Verzeichniß derer in den Churfürstl. Sächs. und incorporirten Ländern jetztlebenden Schriftsteller und ihrer Schriften, Leipzig 1780, 76–77.

Der ferne Klang

Kann man Alteuropa hören?

Von *Jan-Friedrich Missfelder*

Fabrizio del Dongo ist verzweifelt. Sein dringender Wunsch, sich im Dienste des Kaisers der Franzosen auf dem Schlachtfeld auszuzeichnen, ist weit von seiner Erfüllung entfernt. Zwar hat er, von einer barmherzigen Kerkermeisterin gerade noch rechtzeitig aus dem Gefängnis entlassen, die Kanonade hören können, die die Schlacht von Waterloo eröffnete, doch irrt er nun seit Stunden auf der Suche nach seinem, dem 4. Husarenregiment auf den verregneten Straßen herum. Als er schließlich unter Vermittlung einer mütterlichen Marketenderin Anschluss an einen kleinen Trupp Soldaten findet, setzt sich seine kampfblose Odyssee unverändert fort. Schließlich wird er von seinen Kameraden getrennt und mit seiner ganzen Verunsicherung allein gelassen: „Sein größter Kummer war, dass er Korporal Aubry nicht gefragt hatte: Habe ich wirklich an einer Schlacht teilgenommen? Ihm kam es so vor, und sein Glück wäre vollkommen gewesen“¹.

Die geschichtstheoretische Pointe der berühmten Waterloo-Episode in der „Kartause von Parma“ besteht in der Differenz zwischen der Unfähigkeit des romantischen Helden, seine eigene Rolle im historischen Prozess zu bestimmen, und dem Assoziationsraum der Chiffre „Waterloo“, die schon für Stendhals Leser um 1840 als Epochenschwelle lesbar war. Fabrizio del Dongo weiß zwar, dass sich in Waterloo Historisches ereignet, doch findet er keinen Zeitpunkt und keinen Ort im Geschehen, in dem sich das Wissen um das Ereignishafte des historischen Ereignisses zur eigenen Erfahrung verdichtet. Der Träumer vom Comer See wird so zum Kronzeugen für Hans Blumenbergs Diktum, dass es keine Zeugen von Epochenumbrüchen geben könne². Blumenbergs zweifelt an der Möglichkeit des Individuums, den „unmerkliche[n] Limes“³ zwischen zwei Zeitaltern als solchen zu erkennen, und kritisiert damit vor allem Goethes Anspruch, in der Kanonade von Valmy 1792 den Anbruch einer neuen Epoche erfahren zu haben. Denn hier

¹ *Stendhal*, Die Kartause von Parma, neu übers. v. Elisabeth Edl, München 2007, 89.

² Vgl. *Hans Blumenberg*, Die Legitimität der Neuzeit. Erneuerte Ausgabe, Frankfurt am Main 1996, 545.

³ Ebd.

liegt für Blumenberg das wirkliche Problem: „[D]as Problem der Epoche muss von der Frage nach der Möglichkeit ihrer Erfahrung aufgerollt werden“⁴. Nur: Wie sind Epochenerfahrungen eigentlich zu machen, wenn die Evidenz des Umbruchs wie im Falle Goethes nur das Produkt historiographischer Retrospektive ist? Blumenbergs Problem stellt sich demnach jeder Diskussion von Periodisierungen, die nicht in der abstrakten Anordnung von Strukturmerkmalen verbleiben will.

Gibt es also, so wäre zu fragen, eine Möglichkeit der Rekonstruktion von Erfahrungshorizonten, in denen die Spezifika einer historischen Epoche nicht nur als Großprozesse diagnostiziert werden, sondern als zeitgenössisch wahrnehmbare Merkmale erkennbar werden? Wahrnehmung kann hier durchaus wörtlich verstanden werden als über die Sinne vermittelte Welt-erfahrung. Denn es ist ja zunächst eine Trivialität, dass die geschichtliche Welt ganz fundamental über Sehen, Hören, Tasten, Schmecken und Riechen zugänglich wird. Doch zeigt sich schon am Beispiel Fabrizio del Dongos, dass sich zwischen beiden Wahrnehmungsweisen ein gewaltiger Abgrund auftut. Während der Teilnehmer an der Schlacht von Waterloo sie nicht sieht, hört oder fühlt, weil er keinen Begriff von der Schlacht als sinnlicher Einheit hat, kann der Geschichtsschreiber Stendhal genau diese Diskrepanz literarisch vorführen: Nicht die Schlacht von Waterloo selbst ist es, die ihn interessiert, sondern die Differenz zwischen der historiographischen Konstruktion Waterloos als Epochenschwelle und der Unmöglichkeit ihrer sinnlichen Erfahrung als solcher. Stendhal wirft damit die Frage nach der Erfahrbarkeit von Epochenschwellen oder Epochensignaturen durch den menschlichen Sinnesapparat auf und plädiert zumindest implizit für dessen konsequente Historisierung, für die Erforschung der sozialen und kulturellen Horizonte des in einer Epoche sinnlich Wahrnehmbaren – für eine Sinnesgeschichte als Grundierung aller anderen Formen von Geschichte⁵.

Die Chiffre „Waterloo“ bezeichnet in der „Kartause von Parma“ nicht nur den unwillkürlichen Auftritt eines oberitalienischen kleinen Landadligen auf der großen Bühne der Geschichte, sondern auch den Ausgang aus der alteuropäischen Welt. Die These, dass am Anfang (der Moderne) Napoleon war, eint so unterschiedliche Geschichtserzählungen wie das traditionelle Panorama Thomas Nipperdeys und die sozialhistorische Systematisierung Hans-Ulrich Wehlers. Auch „weichere“ und dynamischere Periodisierungsmodelle wie Reinhart Kosellecks ‚Sattelzeit‘ sind um das Achsendatum 1800 situiert⁶. Mit diesen teilt auch das Konzept ‚Alteuropa‘ die Überzeugung,

⁴ Ebd., 541.

⁵ Vgl. hierzu systematisch *Mark M. Smith*, *Sensing the Past. Seeing, Hearing, Smelling, Tasting, and Touching in History*, Berkeley/Los Angeles 2007.

⁶ Vgl. nur *Reinhart Koselleck*, *Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit*, in: *Epochenschwelle und Epochenbewusstsein*, hrsg. v. Reinhart Koselleck/Reinhart Herzog, München 1987, 269–282.

dass um 1800 alles irgendwie anders wird⁷. Sein spezifisches Provokationspotential scheint andernorts zu liegen, namentlich in der Problematisierung der Epochenschwelle 1500. Um Waterloo herum, so die einhellige Ansicht der meisten dieser Entwürfe, kommt Alteuropa an ein Ende. Dabei ist das genaue Datum gar nicht einmal entscheidend: Die Daten 1789, 1806 oder eben 1815 markieren eine Kernzone der politischen und sozialen „Doppelrevolution“ (Hans-Ulrich Wehler) innerhalb der längeren „Übergangsperiode“⁸ der Sattelzeit, in der die Weichen zur industrialisierten, sozial ausdifferenzierten und politisch modernisierten Neuzeit gestellt wurden. Davor liegt ‚Alteuropa‘, dessen stabile Strukturen um 1800 eine enorme Dynamisierung erfuhren, um schließlich gewaltsam hinweggefegt zu werden.

In den letzten Jahren ist dieses vertraute Narrativ allerdings verstärkt in die Kritik geraten. Gerade der Gegensatz zwischen einer angeblichen Statik der alteuropäischen Welt und der vermeintlich allumfassenden Dynamisierung der Gesellschaft um 1800 erscheint immer weniger überzeugend. Eine Revision des Einschnittsparadigmas kann zwar verschiedene Kontinuitätsfaktoren in den Blick nehmen, läuft dabei aber Gefahr, ‚alteuropäische‘ Elemente entweder als Vorläufer moderner Aspekte der Gesellschaft zu interpretieren (z. B. in der Diskussion über ‚Proto-Industrialisierung‘ oder über „Frühformen“ des Parlamentarismus) oder als problematische „Überhänge“ oder als „Hineinragen“ älterer Geschichte in die Gegenwart“ zu interpretieren⁹. Damit wird die Epochenschwelle nur vorgeblich transzendiert, bleibt doch die Unterscheidung zwischen Moderne und Alteuropa um 1800 epistemologisch zentral. Eine sinnesgeschichtliche Perspektive, die auf die Möglichkeit der Erfahrbarkeit von Epochensignaturen abzielt, kann in dieser allzu eingängigen Erzählung nicht nur einige weitere Differenzierungen anbringen, sondern die Frage nach Sinn und Nutzen der Unterscheidung selbst noch einmal zu stellen. Es geht hier nicht mehr nur darum zu beurteilen, wie plausibel die der Periodisierung zugrunde liegenden Großkategorien wie Industrialisierung, soziale Modernisierung oder Demokratisierung sind, sondern um die Frage, ob und wie diese Prozesse eine Wirkungsmacht für die sinnliche Wahrnehmung der geschichtlichen Umwelt ausübten.

Im folgenden Versuch soll das Potential einer Sinnesgeschichte Alteuropas probenhalber am akustischen Sinn eruiert werden. Die Konzentration auf Klang und Hören liegt zunächst einmal nahe, weil die alteuropäische Kultur oftmals als eine spezifisch akustische apostrophiert worden ist, während die

⁷ Vgl. *Paul Nolte*, Gibt es noch eine Einheit der neueren Geschichte, in: *Zeitschrift für historische Forschung* 24 (1997), 377–399, bes. 380.

⁸ Vgl. *Gabriel Motzkin*, Über den Begriff der geschichtlichen (Dis-)Kontinuität. Reinhart Kosellecks Konstruktion der „Sattelzeit“, in: *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, hrsg. v. Hans Joas/Peter Vogt, Frankfurt am Main 2011, 339–358.

⁹ *P. Nolte*, Einheit (Anm. 7), 388 und 395.

Moderne eher visuell strukturiert sei¹⁰. Robert Mandrous Charakterisierung des 16. Jahrhunderts als „temps qui préfère écouter“¹¹ kann als paradigmatisch für die sinnesgeschichtliche Klassifizierung der gesamten Vormoderne gelten. Insbesondere kultur- und mediengeschichtliche Studien zur visuellen Kultur der Moderne neigen dazu, diese gegen eine eher akustische Vormoderne zu profilieren¹². Es ist gleichwohl fraglich, ob die Logik des Leitsinnes einer Epoche, dessen Aufstieg nur zum Nachteil eines anderen gelingen kann, durchweg plausibel ist. Es geht also gerade nicht darum, dem „scopic regime of modernity“¹³ ein alteuropäisches „auditory regime“ entgegenzusetzen. Vielmehr empfiehlt es sich, nach der je historisch besonderen Struktur der Beziehungen zwischen den einzelnen Sinnen in einer bestimmten Epoche zu fragen, ohne gleich einer alteuropäisch statischen Auditivität das Wort zu reden oder einer einseitig visuellen Modernisierungstheorie anheim zu fallen¹⁴. Es geht vielmehr um die spezifische akustische Signatur Alteuropas, verstanden als die spezifisch alteuropäische Art und Weise, der akustischen Umwelt Sinn und Bedeutung zu verleihen. Die auf den ersten Blick naive Frage, ob man Alteuropa hören könne, kann also dahingehend präzisiert werden, ob es möglich ist, eine spezifisch alteuropäische Struktur der Verbindung von Klangumwelt und akustischen Wahrnehmungsformen herauszuarbeiten.

In diesem Sinne ist es nicht damit getan, schlicht zu rekonstruieren, welche Klänge die alteuropäische Welt erfüllten und wie diese sich damit akustisch von der Moderne unterschied. Eine solche Inventarisierung kann zwar durchaus verdienstvoll sein, doch stellt sich schnell die Frage, was historiographisch wirklich mit der Erkenntnis gewonnen ist, dass Pferdegetrappel der „Grundlaut“¹⁵ alteuropäischer Mobilität war oder dass es „[e]inen Laut gab [...], der den Lärm des geschäftigen Lebens immer wieder übertönte, der wenn auch noch so vielfältig, doch nie verwirrend klang und alles vorübergehend in eine Sphäre der Ordnung hob: die Glocken“¹⁶. Eine solche Differenz zu konstatieren, hat – zumal im Fall Johan Huizingas, von dem das letzte Zitat stammt – die Tendenz zum Nostalgischen, das im Angesicht

¹⁰ Vgl. hierzu ausführlicher Jan-Friedrich Missfelder, *Period Ear. Perspektiven einer Klanggeschichte der Neuzeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 38 (2012), 21–47.

¹¹ Robert Mandrou, *Introduction à la France moderne 1500–1640. Essai de psychologie historique*, EA 1961, Paris 1998, 76.

¹² Vgl. z. B. Jonathan Crary, *Techniken des Betrachters. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert*, EA 1989, Dresden 1996.

¹³ Martin Jay, *Scopic Regimes of Modernity*, in: *Vision and Visuality*, hrsg. v. Hal Foster, New York 1988, 3–23.

¹⁴ Vgl. hierzu auch M. M. Smith, *Sensing the Past* (Anm. 5), bes. 1–18.

¹⁵ Vgl. zum Konzept des „Grundlautes“ R. Murray Schafer, *Die Ordnung der Klänge. Eine Kulturgeschichte des Hörens*, Mainz 2010, 45 f.

¹⁶ Johan Huizinga, *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und den Niederlanden*, 11. Aufl., Stuttgart 1975, 2.

spät- und postmoderner Dauerbeschallung die alteuropäische Stille und ihre akustische Delikatesse feiert. Überdies lassen sich solche akustischen Panoramen des Verklungenen vielfach eher mehr oder weniger begründet heraufbeschwören und konstatieren als quellennah analysieren. Und doch sind gerade die Glocken ein besonderer Fall. Alain Corbin hat in seiner bahnbrechenden Studie zur „Sprache der Glocken“ im Frankreich des 19. Jahrhunderts gezeigt, dass diese als komplexe Kommunikationsmedien vor dem Zeitalter der Telegraphie und Telephonie verstanden werden müssen¹⁷. Diese sind alteuropäisch in genau dem Sinn, dass dem Ohr der Gegenwart ihre kommunikative Struktur und die Bedeutungshorizonte ihrer Klänge verborgen bleibt. Analog zu Reinhart Kosellecks begriffsgeschichtlicher Bestimmung der Vormoderne als einem begrifflichen Sinnuniversum, das sich nicht ohne weitere historische Erklärungen erschließt¹⁸, sind daher alteuropäische Klangumwelten kaum über die fernen Klänge an sich, sondern einzig über ihre erklärungsbedürftigen Deutungen zu verstehen. Diese klanganthropologische Methode schließt nicht aus, dass sich gleichsam im Vorüberhören einige harte materiale Unterschiede zwischen den Klangumwelten Alteuropas und der Moderne zu Gehör bringen lassen, die nicht in Sinnzuschreibungen und Deutungsangeboten des Akustischen aufgehen.

Alteuropa lässt sich daher am ehesten hören, wenn man versucht, auf akustische Wahrnehmungsdifferenzen zur heutigen Hörsituation zu lauschen. Das muss nicht unbedingt zu der kulturkritischen Idee führen, dass der klangüberfluteten Gegenwart eine sensiblere Vormoderne entgegensteht. Der kanadische Komponist, Klangforscher und Pionier aller Klanggeschichte R. Murray Schafer hatte schon 1977 eine solche These vertreten. Klanggeschichte ließ sich nach Schafer als eine Bewegung von einem vormodernen „Hi-Fi-soundscape“ zu einem modernen „Lo-Fi-soundscape“ konzeptionalisieren. Während *Hi-Fi*-Umgebungen wie die vorindustrielle Natur für Schafer „ein günstiges Verhältnis von Signal und Rauschen“ auszeichnet und „einzelne Laute deutlich [werden], weil der Pegel der Umweltgeräusche niedrig ist“, werden in einer *Lo-Fi*-Situation wie der modernen Stadt „die einzelnen akustischen Signale überdeckt von einer übermäßig verdichteten Anhäufung von Lauten“¹⁹. Für Schafer stellt sich der Weg von *Hi-Fi* zu *Lo-Fi* als eine akustische Verlustgeschichte dar, in welcher der Reichtum und die Differenzierungskraft des vormodernen Hörens im Gebraus der

¹⁷ Vgl. Alain Corbin, *Die Sprache der Glocken. Ländliche Gefühlskultur und symbolische Ordnung im Frankreich des 19. Jahrhunderts*; Frankfurt am Main 1995.

¹⁸ Vgl. Reinhart Koselleck, Einleitung, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 1, hrsg. v. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Stuttgart 1972, XIII–XXVII; vgl. dazu Helge Jordheim, „Unzählbar viele Zeiten“. Die Sattelzeit im Spiegel der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, in: *Begriffene Geschichte. Beiträge zum Werk Reinhart Kosellecks*, hrsg. v. Hans Joas/Peter Vogt, Berlin 2011, 449–480.

¹⁹ R. M. Schafer, *Ordnung der Klänge* (Anm. 15), 91.

industriellen, medialisierten und „schizophonen“²⁰ Moderne verloren gegangen ist. Derartige Groß- und Grobperiodisierungen weisen erstaunliche Berührungspunkte mit der Idee einer statischen alteuropäischen Gesellschaft auf, führen aber kaum zu einer differenzierten Sicht auf die Binnendynamiken der Klangwahrnehmung als dem Schlüssel zur Klangwelt Alteuropas.

Es lohnt sich daher, eher nach spezifischen Konstellationen zu suchen, in denen die alteuropäische akustische Sensibilität auch dem modernen Quellenleser auffällig wird. Denn bei aller Skepsis gegenüber historiographischen Generalisierungen ist ja kaum zu leugnen, dass eine vorindustrielle Welt andere Klänge prägte als jene des späteren 19. bis 21. Jahrhunderts. Die Zeit um 1800 mag also auch hier heuristisch als Übergangsphase gelten, doch geht es einer historischen Klanganthropologie eben nicht nur darum, neu auftretende Klänge zu registrieren, sondern vor allem das spezifische Verhältnis zwischen verschiedenen Klängen in der zeitgenössischen Wahrnehmung zu beschreiben und daraus Aufschlüsse über akustische Sensibilitätsmuster oder Toleranzschwellen abzuleiten.

Was also war um 1800 akustisch so auffällig, dass es sich auch in schriftlichen oder bildlichen Quellen niederschlug, die ja naturgemäß nicht die klangliche Sensation selbst, sondern nur ihre vielfältige Einschreibung in andere Medien und andere Kontexte überliefern? Der folgende Versuch zur Stadt Zürich um 1800 versteht sich als eine extrem punktuelle Tiefenbohrung mit stark begrenztem Anspruch auf Generalisierbarkeit. Er soll vor allem zeigen, dass eine Antwort auf die Frage, ob und inwiefern man Alteuropa hören kann, durchaus auf der Grundlage gängigen Quellenmaterials gegeben werden kann. Man muss nur wissen, wonach man die Quellen befragen kann. Ein viel versprechender Einstieg in die Erörterung der Frage nach akustischen Sensibilitäten ergibt sich durch die Analyse von Normierungen des Klanges in alteuropäischen Gesellschaften. Wo festgeschrieben oder zumindest nahegelegt wird, was in einem gegebenen sozialen Kontext als ein legitimer oder ein illegitimer Klang gelten kann, werden auch Informationen über Machtverhältnisse und soziale Strukturen gegeben, welche diese Legitimitätsordnung garantieren. In diesem Sinne sind politische Ordnung und Wahrnehmungsordnung nicht voneinander abtrennbar, sondern verweisen beständig aufeinander²¹. Nun sind explizite Normierungen der akustischen Umwelt im Sinne moderner Lärmschutzverordnungen in alteuropäischen Gesellschaften kaum zu finden. Warum aber ist das so? Wenn man von einer fundamentalen Historizität der sinnlichen Wahrnehmung ausgeht, liegt die These nahe, dass auch das Lärmempfinden selbst historisch wandelbar ist, dass Lärm sich also nicht objektiv über die Lautstärke und Frequenz des emittierten Klanges definiert, sondern eingebunden ist in spezifische soziale

²⁰ R. M. Schafer, *Ordnung der Klänge* (Anm. 15), 162.

²¹ Vgl. hierzu ausführlicher J.-F. Missfelder, *Period Ear* (Anm. 10).

und kulturelle Kontexte, die einen Klang erst zu Lärm machen und nach Normierungen verlangen²². Lärm ist, wie der kanadische Kulturhistoriker Peter Bailey in Anlehnung an Mary Douglas' berühmte Definition von Schmutz sagt, „sound out of place“²³, wobei „place“ gerade nicht nur rein räumlich zu verstehen ist, sondern sich vor allem auf einen legitimen oder eben illegitimen Ort in der sozialen und symbolischen Ordnung einer Gesellschaft bezieht. Es kommt also auf den Kontext an, durch den eine Normierung von Klang erst ihren sozialen Sinn gewinnt. Dieser Kontext ist in alt-europäischen Anwesenheitsgesellschaften – vor allem im städtischen Raum – vor allem durch die gesellschaftliche Position der Klangproduzenten gegeben²⁴. Es wäre also anzunehmen, dass Klangnormierung stark personenorientiert erfolgt; entscheidend sollte sein, wer welchen Klang an welchem Ort und zu welcher Zeit mit welcher Intention hervorbringt. In der Tat richtet sich ein Mandat des Rates der Stadt Zürich von 1741 eigens gegen die üblichen Verdächtigen unter den potentiellen Ruhestörern: die ledigen Handwerksgesellen, welche die ehrbare Zürcher Nacht zum Tag machen:

„Demnach wir zu Unserem grossen Missfallen die Zeithero hören müssen, welcher gestalten durch die hier un Unserer Stadt in Arbeit stehende Handwercks=Gesellen, theils unter dem Liecht von der Bätt=Gloggen an biss zu dem Nacht=Essen oder biss zu Lätung der Thor=Gloggen, theils von hero Verläutung an biss spath in die Nacht hinein und öftters biss an den Morgen solche Ohnfugen und Nacht=Freffel angerichtet, dass nicht allein ehrliche Leuthe an ihrer Ruhe verstöhret, sondern auch Mann= und Weibs=Personen auf den Gassen freffentlich angefallen und wohl gar verletzt werden“²⁵.

Eine solche gruppen- und personenspezifische Norm hat in der Geschichte der Zürcher Gesetzgebung – aber nicht nur dort²⁶ – durchaus frühneuzeit-

²² Vgl. *Monika Dommann*, Antiphon. Zur Resonanz des Lärms in der Geschichte, in: *Historische Anthropologie* 14 (2006), 133–146; *Daniel Morat*, Zwischen Lärmpest und Lustbarkeit. Die Klanglandschaft der Großstadt in umwelt- und kulturhistorischer Perspektive, in: *Beiträge zum Göttinger umwelthistorischen Kolloquium 2009/2010*, hrsg. v. Bernd Hermann, Göttingen 2010, 174–190; *Peter Payer*, The Age of Noise. Early Reactions in Vienna, 1870–1914, in: *Journal of Urban History* 33 (2007), 773–793; *Ders.*, Vom Geräusch zum Lärm. Zur Geschichte des Hörens im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: *Sinne und Erfahrung in der Geschichte*, hrsg. v. Wolfram Aichinger/Franz X. Eder/Claudia Leitner, Innsbruck u. a. 2003, 106–118; für die Frühe Neuzeit *Emily Cockayne*, Hubbub. Filth, Noise and Stench in England 1600–1770, New Haven/London 2007.

²³ *Peter Bailey*, Breaking the Sound Barrier. A Historian Listens to Noise, in: *Body & Society* 2 (1996), 49–66, hier 50.

²⁴ Vgl. *Rudolf Schlögl*, Kommunikation und Vergesellschaftung unter Anwesenden. Formen des Sozialen und ihre Transformation in der Frühen Neuzeit, in: *Geschichte und Gesellschaft* 34 (2008), 155–224; auch *Ders.*, Vergesellschaftung unter Anwesenden. Zur kommunikativen Form des Politischen in der vormodernen Stadt, in: *Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt*, hrsg. v. Rudolf Schlögl, Konstanz 2004, 9–60.

²⁵ StAZH III AAb 1.11 [21. 1. 1741].

²⁶ Vgl. *Norbert Schindler*, Nächtliche Ruhestörung. Zur Sozialgeschichte der Nacht in der frühen Neuzeit, in: *Widerspenstige Leute. Studien zur Volkskultur in der frühen Neuzeit*, hrsg. v. Norbert Schindler, Frankfurt am Main 1992, 215–257.

liche Vorläufer²⁷. Auch andere Gruppen können ins Visier der Ruhe durchsetzenden Obrigkeit geraten. Zwar stehen die jungen, ungebundenen Männer meist im Zentrum der Aufmerksamkeit, doch werden auch bestimmte Berufsgruppen, etwas Metzger, als potentielle nächtliche Ruhestörer markiert²⁸. Daran zeigt sich, dass frühneuzeitliche Obrigkeiten akustische Mandate tendenziell dazu nutzten, Ruhe nicht nur im Sinne von Stille durchzusetzen, sondern mit dieser auch die Aufrechterhaltung guter Policey in ihrem Herrschaftsbereich verbanden – Ruhe und Ordnung eben. Dass sich diese Regulierungsbestrebungen, wie Philip Hahn zeigen kann, besonders auf die Nachtstunden beziehen, macht deutlich, dass städtische Obrigkeiten die Ausdehnung aller Arten von Aktivitäten in der Stadt auf die Nachtstunden – Craig Koslofsky spricht von einer während der Frühen Neuzeit fortschreitenden „nocturnalization“²⁹ – als Bedrohung der guten Ordnung ansahen. Diese Gefahr war nachts naturgemäß besser zu hören als zu sehen, so dass Regulierungen des Nachtlebens oftmals als Normierungen des städtischen *soundscape*s erscheinen. Dies zeigt sich auch daran, dass der Rahmen legitimer klanglicher Präsenz auch im Züricher Stadtraum ebenfalls durch akustische Signale gesetzt wurde. Die sogenannte Betglocke rief zunächst die jugendlichen Stadtbewohner in die elterlichen Häuser, die Torglocke zeigte das nächtliche Schließen der Stadttore an³⁰. Zu diesem gestaffelten Signalensemble gehörten überdies noch die städtischen Trompeter, welche die ganze Nacht hindurch zu jeder vollen Stunde vom Turm der St. Peterskirche ein Signal zu blasen hatten. Christian Casanova hat gezeigt, dass der Zürcher Rat durch diese Maßnahmen „seinem Machtanspruch nicht nur zu Beginn, sondern auch während der Nacht mittels unüberhörbarer Signale Nachdruck verlieh“³¹. Daneben signalisiert der Rat aber vor allem kontinuierliche Präsenz und Wachsamkeit zur Gewährleistung von kollektiver Sicherheit. Die Regelmäßigkeit der Trompetentöne verbürgt die Nüchternheit und Aufmerksamkeit des städtischen Wachpersonals (im doppelten Sinne)³². Zwischen lärmenden Gesellen und signalgebender Obrigkeit lässt sich also ein Konflikt über die akustische Besetzung des nächtlichen Stadtraums identifizieren, der gerade nicht Ruhe im Sinne von Stille als Ziel hat-

²⁷ Vgl. die Aufstellung von Mandaten gegen Gesellen bei *Christian Casanova*, *Nacht-Leben. Orte, Akteure und obrigkeitliche Disziplinierung in Zürich, 1523–1833*, Zürich 2007, 97–104.

²⁸ Vgl. dazu die Bemerkungen von Philip Hahn in seinem Vortrag zu „Sound Control – Policing Noise and Music in German Towns, ca. 1450–1800“ auf der Tagung zu „Les cinq sens de la ville du moyen âge à nos jours“ an der Universität Tours am 19./20. Mai 2011. Ich danke Dr. Philip Hahn (Tübingen) für die Erlaubnis zur Zitation seines papers.

²⁹ *Craig Koslofsky*, *Evening's Empire. A History of the Night in Early Modern Europe*, Cambridge 2011, 2. u. ö.

³⁰ Vgl. *Chr. Casanova*, *Nacht-Leben* (Anm. 27), 184–187.

³¹ *Chr. Casanova*, *Nacht-Leben* (Anm. 27), 186.

³² Ich danke Eckart Conrad Lutz (Fribourg) für diesen Hinweis.

te, sondern sich um die Legitimität von Klangproduktion in einem spezifischen räumlichen und sozialen Kontext drehte.

Es zeigt sich jedoch, dass sich dieser Kontext im Laufe der Sattelzeit verschiebt. Schon 1744 spezifiziert der Rat in einem Mandat „zu Beförderung, bey diesen bejammerten Zeiten, eines Christenlichen, bussfertigen Lebens und ehrbaren Wandels“ die Klangnormierung in Bezug auf „diesere Zeit hero ganz ausgelassen gewordene Handwercks=Bursch, die den Tag des HERRen auf eine anstössige Weiss entheiligen, und durch übertriebenes Lermen, Johlen und Singen auf denen Gassen, und andere Ungezimmheiten die Ehrbarkeit gar sehr verletzen“³³. Hier ist der Ton angeschlagen, der die normative Ebene der Klangregulierung in Zürich fortan bestimmen wird. Zwar stehen weiterhin die Handwerksgesellen im Zentrum der Aufmerksamkeit – das ändert sich auch im frühen 19. Jahrhundert nicht³⁴ –, doch findet Lärmschutzpolitik verstärkt im kulturellen Kontext der Sonntagsheiligung statt. Dass der Sonntag als Tag des Herrn zugleich auch ein Tag der Ruhe sein sollte, an dem keine Arbeit oder Freizeitbeschäftigung von der Konzentration auf den Gottesdienst ablenken sollte, ist aus den Mandaten des Rates der Stadt Zürich zur Sonntagsheiligung klar erkennbar³⁵. Dabei bleiben Stoßrichtung und Begründungsmuster seitens der Obrigkeit über die vermeintliche Epochenschwelle 1800 hinweg außerordentlich konstant. Das oben zitierte allgemeine „Große Mandat“ stellt ein allgemeines Sittenmandat mit detaillierten Bestimmungen von Kleiderordnungen bis zur Regelung von Zunftmählern dar und existiert in dieser Form seit 1530³⁶. Während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde es 1763, 1765, 1772 und 1779 beinahe unverändert wieder aufgelegt. Der Topos des ruhestörenden Handwerksgesellen wird dadurch die ganze Frühe Neuzeit hindurch fortgeschrieben. Noch 1790 verbietet der Rat „[a]lle nächtliche Unfugen, das Herumlaufen junger Leute nach der Bettglocke, sonderlich auch der Handwerksbursche an den Sonntagen“³⁷.

Dass hier wiederum die Handwerksgesellen im Zentrum stehen, ist kein Zufall. Der sonntägliche Kirchgang als Bürgerpflicht setzte jene Teile der Bevölkerung temporär frei, die nicht fest in der stadtbürgerlichen Gesellschaft verankert waren: Gesellen, Knechte, Mägde³⁸. 1750 werden diese an-

³³ StAZH, III AAb 1.11 [4. 3. 1744].

³⁴ Vgl. *Chr. Casanova*, Nacht-Leben (Anm. 27), 314–324.

³⁵ Vgl. zur Zürcher Sonntagsgesetzgebung *Helene Stokar*, Sonntagsgesetzgebung. Ein Ueberblick [sic!] bis in die Gegenwart, Zürich 1949.

³⁶ Vgl. dazu immer noch grundlegend *Christoph Wehrli*, Die Reformationskammer. Das Zürcher Sittengericht des 17. und 18. Jahrhunderts, Winterthur 1963, bes. 14–40.

³⁷ StAZH, III AAb 1.16 [4. 9. 1790], 12.

³⁸ Vgl. als Hintergrund zur Position der Gesellen in der Schweizer Stadtgesellschaft des 18. Jahrhunderts immer noch grundlegend *Rudolf Braun*, Das ausgehende Ancien Régime in der Schweiz. Aufriß einer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des 18. Jahrhunderts, Göttingen 1984, bes. 169–175.

gewiesen, die Stadt während des Sonntags nicht zu verlassen und sich „vor Nacht ohne einiges Gewühl bey Haus [einzufinden]“³⁹. Auch wird ihnen im Kontext der Sonntagsheiligung mehrfach verboten, auf den Straßen und besonders auf den Brücken über die Limmat spazieren zu gehen⁴⁰ oder sich während der Kinderlehre auf den Brücken und Stadtgräben zu versammeln⁴¹. Brücken und Stadtgräben sind in einer Stadt wie Zürich, die an den beiden Ufern eines Flusses gebaut ist, besonders zentrale Orte⁴². Auf Johann Jakob Aschmanns Stadtansicht von 1781 sind die Limmatbrücken als ebenso lebensnotwendige wie fragile Lebensadern der Stadt zu erkennen. (Abb.) Sie sind herausgehobene, die Schanzen auch physisch erhabene Orte im Stadtbild. Das Versammlungsverbot im Kontext der Sonntagsheiligung deutet wiederum auf das Bedürfnis der Ratsobrigkeit hin, die Kontrolle über besonders sensible Orte zu besonders sensiblen Zeiten zu behalten. Die Aufmerksamkeit, die der Rat der Kontrolle innerstädtischer Mobilität während des Sonntags und insbesondere während der Predigtzeiten widmete, und die Beharrlichkeit der immer gleichen Mahnungen gibt aber zugleich Aufschluss über sich wandelnde Verhaltensmuster und die damit verbundenen akustischen Praktiken und Klagsituationen. Verboten wird vor allem das „ganz gemein gewordene allein aber die Ehrbarkeit ärgerende und den öffentlichen Gottesdienst verabsaumenden Herumspazieren und Visitenmachen vor und in wärender Abend=Predigt“⁴³. Besonders umfassend regelt ein Mandat zur Sonntagsheiligung von ca. 1780 die Frage nach Bewegungsspielräumen mit Blick auf die an diesem Tage besonders gebotene „Anständigkeit und Stille“⁴⁴. Mit wenigen Ausnahmen wird „alles Fahren und Reiten auf das Land an den Sonn= und Festtagen“ sowie „alles Herumlaufen ohne Unterschied, während den Morgen= und Abend=Predigten“⁴⁵ untersagt. Nach beendigtem „Zusammenläuten“ wird bei Geld- oder Körperstrafe nicht nur alles „Feiltragen und Feilhaben“, sondern jeglicher Aufenthalt auf der Straße verboten. Zur Kontrolle der Einhaltung dieser Normen wurden sogenannte Reformationsverordnete, Angehörige eines aus Ratsmitgliedern bestehenden Aufsichts- und Rechtsprechungsgremiums⁴⁶, zu Patrouillen abgeordnet, die säumige Kirchgänger oder Ruhestörer aufzu-

³⁹ StAZH, III AAb 1.11 [8. 4. 1750].

⁴⁰ Vgl. StAZH, III AAb 1.12 [12. 5. 1764].

⁴¹ Vgl. StAZH, III AAb 1.14 [undatiert, verm. 1780]; wieder aufgelegt am 4. 9. 1790 [StAZH, III AAb 1.16].

⁴² Vgl. zur Baugeschichte Zürichs in der Frühen Neuzeit zusammenfassend *Thomas Weibel* u. a., *Geschichte des Kantons Zürich*, Bd. 2: Frühe Neuzeit. 16. bis 18. Jahrhundert, Zürich 1996, 408–421.

⁴³ StAZH, III AAb 1.11 [8. 4. 1750].

⁴⁴ StAZH, III AAb 1.14 [undatiert, verm. 1780].

⁴⁵ StAZH, III AAb 1.14 [undatiert, verm. 1780].

⁴⁶ Vgl. zu Zusammensetzung und Aufgaben der Institution, *Chr. Wehrli*, *Reformationskammer* (Anm. 36), 63–84; auch *H. Stokar*, *Sonntagsgesetzgebung* (Anm. 35), 74–79.



Abb.: Blick auf die Stadt Zürich, den See und die Umgebung
(Zentralbibliothek Zürich, Graphische Sammlung und Fotoarchiv)

spüren und ihrer Strafe zuzuführen hatten. Ziel der obrigkeitlichen Normdurchsetzungen war offensichtlich ein Stillstellen des öffentlichen Lebens der Stadt, das während der Gottesdienstzeiten und in eingeschränktem Maße während des gesamten Sonntags auf „Anständigkeit und Stille“ im rein kirchlichen Kontext begrenzt werden sollte. Insbesondere wirtschaftliche Aktivitäten wurden fast vollständig eingeschränkt. Dies erstreckte sich nicht nur auf die Sonn- und Feiertage selbst, sondern auch, wie ein Mandat gegen die Entheiligung der „Heil. Nachttagen an den Hohen Festen“, also wohl der Oster- und Pfingstmontag sowie der zweite Weihnachtstag, auch auf andere Tage: „Und damit dieser heilsame Zweck dest eher erreicht werden möge, so ist unser fernere Befehl, dass an solchen Tagen alles unanständige Gewühl und Unwesen, alles Geläuff aus einem Orth in den andern, alles Marcktwesen, kauffen und verkauffen, alles unnöthige reisen und spatzieren gehen [...] abgestellt werde“⁴⁷. Auch an Wochentagen, an denen in der Zwinglistadt zwischen 6 und 15 Predigten pro Woche gehalten wurden⁴⁸, sah sich der Rat genötigt, „alles Gelärm und Unfuge, besonders in der Nähe der Kirchen, so etwa den Gottesdienst stören, oder sonstens irgendwo einige Aergerniss geben könnte, bey 5. Pfunden Buss“ zu verbieten⁴⁹.

⁴⁷ StAZH, III AAb 1.11 [30. 4. 1746].

⁴⁸ Vgl. Th. Weibel u. a., Geschichte des Kantons Zürich (Anm. 42), 466.

⁴⁹ StAZH, III AAb 1.14 [undatiert, verm. 1780].

Die seit dem Frühmittelalter festgeschriebene Kombination von Mess- bzw. Gottesdienstbesuchspflicht und Arbeitsruhe geriet gegen Ende des 18. Jahrhunderts von zwei Seiten unter Druck⁵⁰. Zum einen verweist schon das Insistieren der Zürcher Räte auf Ruhigstellung des städtischen Raumes und die Inkrimination von Sozialformen des gegenseitigen Besuchs und des Spaziergangs auf das zunehmende Verständnis des arbeitsfreien Sonntags als Freizeit. Spaziergänge insbesondere vor den Toren der Stadt nahmen im Habitus des sattelzeitlichen Stadtbürgertums einen immer breiteren Raum ein⁵¹. Alternative Formen des Religiösen – fromme Lektüre, Kontemplation, erbauliches Gespräch – stellten die obrigkeitlich sanktionierte Form der Sonntagsfrömmigkeit als kirchlich gebundener Soziabilität mehr und mehr in Frage⁵². Die konservativen Zürcher Räte setzten dagegen auf die Persistenz einer aus der Reformationszeit ererbten Sonntagskultur, die ja, wie gesehen, nicht nur religiöse, sondern auch politische Stabilisierungsfunktionen hatte.

Zum anderen wurde die verordnete Arbeitsruhe im Zuge der Intensivierung der städtischen proto- und frühindustriellen Produktion zu einem immer größeren Problem. In der Zunftstadt Zürich hatte sich schon seit dem 15. Jahrhundert ein nicht zünftisch gebundenes Textilgewerbe etabliert, das insbesondere seit der Aufnahme protestantischer Refugianten aus Locarno und Chiavenna um die Mitte des 16. Jahrhunderts einen Aufschwung durch Diversifikation der Produktpalette (Baumwolle, Wolle, Seide) und Erschließen neuer Absatzmärkte vor allem in Oberitalien erfuhr⁵³. Während die städtischen Fabrikanten und Verleger ihre Produktion bis ins 18. Jahrhundert hinein durch ein Handelsmonopol hatten schützen können, setzte schon seit Ende des 17. Jahrhunderts und insbesondere durch den Baumwollboom zu Beginn des 18. eine „Ruralisierung“⁵⁴ des Textilgewerbes ein. So wurde

⁵⁰ Vgl. zum Folgenden *Michael Maurer*, Der Sonntag in der Frühen Neuzeit, in: Archiv für Kulturgeschichte 88 (2006), 75–100; sowie *Robert Beck*, Auf der Suche nach dem verlorenen Tag. Eine vergleichende Geschichte des Sonntags in Frankreich und Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert, in: Francia 27.3 (2000), 1–23.

⁵¹ Vgl. hierzu *Gudrun M. König*, Eine Kulturgeschichte des Spazierganges. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780–1850, Wien u. a. 1996. Vorläufer dieser Form vor-konfessioneller Dissidenzpraktik sind die ganze Frühe Neuzeit hindurch belegbar (man denke beispielsweise an den Augsburger Goldschmied und Sonntagsspaziergänger David Altenstetter, vgl. *Bernd Roeck*, Ketzer, Künstler und Dämonen. Die Welten des Goldschmied David Altenstetter. Eine Reise in die Renaissance, München 2009), doch lässt sich sicher sagen, dass sie sich erst während der Sattelzeit zu einer genuin bürgerlichen Praxis verdichten.

⁵² Vgl. v. a. *M. Maurer*, Sonntag (Anm. 50), 95–98.

⁵³ Vgl. hierzu und zum Folgenden umfassend *Ulrich Pfister*, Die Zürcher *fabriques*. Protoindustrielles Wachstum vom 16. zum 18. Jahrhundert, Zürich 1992; auch *Fritz Lendenmann*, Die wirtschaftliche Entwicklung im Stadtstaat Zürich, in: Geschichte des Kantons Zürich (Anm. 42), 126–171; für die Details immer noch umfassend *Walter Bodmer*, Die Entwicklung der Schweizerischen Textilwirtschaft im Rahmen der übrigen Industrien und Wirtschaftszweige, Zürich 1960.

⁵⁴ *U. Pfister*, Zürcher *fabriques* (Anm. 53), 506 u. ö.

auf der Zürcher Landschaft nicht nur in Heimarbeit für das stadtzürcherisch dominierte Verlagssystem produziert, sondern es etablierten sich auch dort angesiedelte Unternehmen⁵⁵. Die Stadt selber behielt nichtsdestoweniger ihre zentrale Stellung im Handel bei und beherbergte im Verlauf des 18. Jahrhunderts mehr und mehr Baumwoll- und Seidenspinnereien innerhalb der Stadtmauern. Hier konnte vor allem die Wasserkraft von Limmat und Sihl genutzt werden, so dass die Flussufer von Mühlen und wasserbetriebenen Spinnereien gesäumt waren⁵⁶. Dass diese innerstädtischen Strukturveränderungen auch einen direkten Einfluss auf die Gestalt des Zürcher *soundscape*s haben mussten, liegt auf der Hand. Es ist nun aber auffällig, dass diese Prozesse zumindest auf der Ebene der akustischen Normsetzung weiterhin vor dem kulturellen Horizont der Sonntagsheiligung verhandelt wurden. Hier sind just um 1800 gewisse Verschiebungen deutlich erkennbar. Wurden 1785 in einem obrigkeitlichen Mandat zur Heiligung des Sonntags noch vor allem „alles Backen, Mahlen, Karren, Jagen [...] und überhaupt alle für die christliche Feyer des Sabaths unanständige Geschäfte“⁵⁷ verboten, so geht eine „Gesetzliche Verordnung über die würdige Feyer der Sonn- und Festtage“ vom Dezember 1805 hier weiter: „Alles Arbeiten in den Werkstätten der Handwerker, Künstler, den Fabriken und Spinnereyen, jede Art von Jagd und alles Gelärm, ist den ganzen Sonntag über verboten; so wie das Oeffnen der für das tägliche Bedürfniss nöthigen Kramladen, und alles feil tragen und feil bieten während der Gottesdienstlichen Stunden untersagt ist“⁵⁸. 1839 schließlich wird neben dem Verbot von Arbeit in Fabriken und Spinnereien dekretiert, dass auch in allen anderen „Verrichtungen, der Hausgenossen, welche die täglichen Bedürfnisse des Lebensunterhaltes, der Reinlichkeit, und der Pflege des Viehs erfordern, so wie von allen Reisenden, Fussgängern, Reitern, Kutschern, Fuhr- und Schifflenten [...] während des Gottesdienstes alles unnöthige Geräusch vermieden werden [soll]“⁵⁹. An diesen Beispielen zeigt sich, dass im Laufe der Sattelzeit zwar neue Lärmquellen und akustische Reize der Normierung unterworfen wurden, der kulturelle Kontext und soziale Rahmen der Regulierung selbst aber konstant blieb. Die Proto- und Frühindustrialisierung Zürichs als solche wurde zwar

⁵⁵ Vgl. hierzu immer noch klassisch *Rudolf Braun*, *Industrialisierung und Volksleben. Veränderungen der Lebensformen unter Einwirkung der verlagsindustriellen Heimarbeit in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) vor 1800*, Göttingen 1979; sowie *Ders.*, *Sozialer und kultureller Wandel in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) unter Einwirkung des Maschinen- und Fabrikwesens im 19. und 20. Jahrhundert*, 2. Aufl., Zürich 1999.

⁵⁶ Vgl. *F. Lendenmann*, *Wirtschaftliche Entwicklung* (Anm. 53), 152 f.; auch *Hans-Peter Bärtschi*, *Industriekultur im Kanton Zürich. Vom Mittelalter bis heute*, Zürich 1994, 141–144.

⁵⁷ StAZH, III AAb 1.15 [9. 6. 1785].

⁵⁸ StAZH, III AAb 1.18 [19. 12. 1805].

⁵⁹ Gesetz über die Polizei an Sonn- und Festtagen, über die Wirthschaften und das Spielen, StAZH, III AAb 1.18 [19. 12. 1839].

als akustisches Phänomen erkannt, aber ausschließlich im Zusammenhang mit der Sonntagsheiligung problematisiert.

Deutlich wird so, dass die akustischen Sensibilitäten der Zürcher Stadtgesellschaft zwar durch diese neuartigen Klangquellen affiziert wurden, dass der sinnliche Erfahrungsraum, der durch die Integration sensorischer Ereignisse in kulturelle Horizonte bestimmt ist, aber über das vermeintliche Ende Alteuropas hinaus bestehen blieb. Sinnesgeschichtlich, so könnte man wagen zu formulieren, kommt Alteuropa eben nicht um 1800 an sein Ende. Die den Sinnen sinngebenden Strukturen folgen offenbar einem anderen Veränderungsrhythmus als die politischen, ökonomischen oder sozialen. Es ist in diesem Zusammenhang signifikant, dass Lärmschutzgesetzgebung im eigentlichen Sinne ein Phänomen des späteren 19. Jahrhunderts ist. Die Sensibilitätsstruktur Alteuropas erscheint so als ein Phänomen ausgesprochen langer Dauer – noch längerer Dauer als das Periodisierungsmodell ‚Alteuropa‘ ohnehin nahezulegen scheint. Die ökonomisch-politische „Doppelrevolution“, die das Ende der alten Welt besiegen sollte, erscheint in erfahrungs- und sinnesgeschichtlicher Hinsicht nicht nur viel fragmentierter, flexibler und weniger einschneidend als postuliert. Es stellt sich vor allem die Frage, inwiefern solche strukturellen Kriterien der Periodisierung geeignet sind, die Signatur ganzer Epochen hinreichend zu charakterisieren. Die Frage nach der Erfahrbarkeit von Epocheneinschnitten, die Stendhals Held Fabrizio del Dongo umtreibt, lenkt den Blick auf ein vielgestaltiges Verhältnis von nur retrospektiv diagnostizierbaren Großprozessen und ihrer zeitgenössischen Wahrnehmung und den sozialen und kulturellen Horizonten, durch welche diese Prozesse erst zu Elementen von Erfahrung werden können. Der oben geschilderte Zusammenhang von Industrialisierung und Sonntagsheiligung drängt sich nicht unmittelbar auf, doch sind es gerade solche ‚Systemstellen‘ Alteuropas, an denen ihre Spezifität und Fremdheit besonders deutlich zu Tage tritt.

Nun sollen diese Folgerungen nicht allzu weitreichend generalisiert werden. Sie beruhen, das sei hier besonders betont, auf überaus spärlichen und disparaten, zudem außerordentlich selektiv erhobenen Informationen zur obrigkeitlichen Klangregulierung in einer nicht unbedingt repräsentativen Stadtgesellschaft des 18. Jahrhunderts. Vor allem ist der gewählte Quellausschnitt sehr klein und berücksichtigt zunächst nur die oberste Ebene der Normsetzung seitens der Obrigkeit. Ein Blick auf städtische Konflikte um Klänge, Lärm und unterschiedliche akustische Sensibilitäten würde das hier gezeichnete Bild mit Sicherheit verändern. Hier wären Gerichtsquellen verstärkt zu berücksichtigen, die – ohne einer allzu scharfen Dichotomie zwischen Norm und Wirklichkeit das Wort zu reden – Hinweise auf individuelle und kollektive Aneignungen der klanglichen Normen und allfälligen akustischen Eigen-Sinn liefern könnten. Insbesondere der Zürcher Fall bietet hier breites Anschauungsmaterial, eröffnen doch die sogenannten „Kundschaft-

ten und Nachgänge“ des Zürcher Rates Einblicke in die konkrete Umsetzungspraxis und ihre Hindernisse⁶⁰. Es wäre also vermessen, auf der hier ausgebreiteten, sehr schwankenden Grundlage gleich ein neues Periodisierungsmodell auszurufen. Doch irgendwo muss ein Anfang gemacht werden. Der vorliegende Versuch sollte zeigen, dass die Rekonstruktion einer akustischen Kultur dann möglich ist, wenn man traditionelle Quellen wie Mandate und Gesetze auf Spuren von akustischer Kultur neu und quer liest. Sinnesgeschichte ist in dieser Hinsicht mehr als eine weitere „Bindestrich-Geschichte“ (Ute Daniel), die neben Politik-, Sozial- und Kulturgeschichte ihren Platz sucht. Will man diese traditionellen Narrative, unter die auch das Alteuropa-Konzept fällt, ergänzen, nuancieren oder gar revidieren, so kommt man nicht umhin, Sinnesgeschichte als einen umfassenden „habit“ aufzufassen, der einen gänzlich neuen Blick auf das Ganze der Geschichte ermöglicht⁶¹. Eine Klang-, Hör- und Sinnesgeschichte Alteuropas ebenso wie der Moderne, die Anspruch auf umfassende Aussagen zur Sensibilitätsstruktur und zum Sinneshaushalt vergangener Epochen erheben könnte, ist noch nicht einmal in Ansätzen geschrieben⁶². Aber es sollte deutlich geworden sein, welche Präzisierungen, Erweiterungen und Revidierungen gängiger Periodisierungsschemata sich imaginieren lassen, wenn diese einmal in Angriff genommen wird.

⁶⁰ Vgl. *Chr. Casanova*, *Nachleben* (Anm. 27), passim. Der Verf. plant ein größeres Forschungsprojekt zur Zürcher Klanggeschichte zwischen Spätmittelalter und Sattelzeit auf der Basis dieses Materials.

⁶¹ Vgl. dazu *M. M. Smith*, *Sensing the Past* (Anm. 5); sowie *Ders.*, *Producing Sense, Consuming Sense, Making Sense. Perils and Prospects for Sensory History*, in: *Journal of Social History* 40 (2007), 841–858.

⁶² Vgl. *J.-F. Missfelder*, *Period Ear* (Anm. 10); dazu die Literaturberichte von *Daniel Morat*, *Sound Studies – Sound Histories. Zur Frage nach dem Klang in der Geschichtswissenschaft und der Geschichte in der Klangwissenschaft*, in: *kunsttexte.de/Auditive Perspektiven* 4 (2010): <http://edoc.hu-berlin.de/kunsttexte/2010-4/morat-daniel-3/PDF/morat.pdf>; *Ders.*, *Zur Geschichte des Hörens. Ein Forschungsbericht*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 51 (2011), 695–716; sowie *Jürgen Müller*, „The Sound of Silence“. Von der Unhörbarkeit der Vergangenheit zur Geschichte des Hörens, in: *Historische Zeitschrift* 292 (2011), 1–29; *Sophia Rosenfeld*, *On Being Heard. A Case for Paying Attention to the Historical Ear*, in: *American Historical Review* 116 (2011), 316–334; sowie *Mark M. Smith* (Hrsg.), *Hearing History. A Reader*, Athens, GA/London 2004.

Das Alte Europa in der Neuen Welt

Zur Perseveranz alteuropäischer Strukturen in Nordamerika*

Von Holger Th. Gräf

Rund zwei Monate vor der Invasion des Irak im März 2003 konfrontierte der niederländische Journalist Charles Groenhuijsen bei einer internationalen Pressekonferenz den damaligen US-amerikanischen Verteidigungsminister Donald Rumsfeld mit der kritischen Haltung der Bevölkerung und der Regierungen vieler europäischer Staaten gegenüber einem militärischen Schlag gegen das Regime Saddam Husseins¹. Rumsfeld konterte und sagte: „Now, you’re thinking of Europe as Germany and France. I don’t. I think that’s old Europe.“ Was er meinte, war, zumindest vordergründig, weder das ‚Ancien Régime‘ im Sinne Tocquevilles, noch das ‚Alteuropa‘ im Sinne Brunners oder Gerhards, sondern das alte Europa der Nachkriegs- bzw. Kalten Kriegszeit, dem er ein neues Europa entgegensetzte, das seinen Schwerpunkt deutlich nach Ostmitteleuropa verschoben hatte. Ob er aber tatsächlich mit „old Europe“ lediglich das Europa vor der NATO-Osterweiterung von 1999 meinte oder ob sich in seinen Äußerungen nicht auch unterschwellig vorhandene Ressentiments gegenüber der europäischen Politik Bahn brachen, wie sie etwa der amerikanische Publizist Etienne Joseph David unter ausdrücklicher Verwendung des Begriffes „old Europe“ bereits 1904 – also zu einem Zeitpunkt nationalistischer Hoch- und imperialistischer Aufbruchstimmung nach dem Krieg gegen Spanien 1898 – formuliert hatte, ist freilich nicht zu entscheiden². Sicher aber hat Rumsfeld die Folgen dieser

* Der vorliegende Beitrag versteht sich ausdrücklich als ein Essay. Angesichts der unüberschaubaren Masse der Forschungsliteratur zu den hier skizzierten Themenfeldern beschränken sich die Anmerkungen daher im Folgenden weitgehend auf die notwendigen Belege. Pauschal sei vorab auf zwei neuere zentrale Werke der deutschsprachigen Nordamerika-Forschung hingewiesen: Norbert Finzsch / Ursula Lehmkuhl / Hermann Wellenreuther (Hrsg.), Geschichte Nordamerikas in atlantischer Perspektive von den Anfängen bis zur Gegenwart, 8 Bde., bislang erschienen Bde. 1–6, Münster 2000–2010; Philipp Gassert / Mark Häberlein / Michael Wala, Kleine Geschichte der USA, Stuttgart 2008.

¹ U.S. Department of Defense, Office of the Assistant Secretary of Defense (Public Affairs), Pressekonferenz vom 22. Januar 2003: <http://www.defense.gov/transcripts/transcript.aspx?transcriptid=1330>.

² Etienne Joseph David, *America Rules the World*, San Francisco 1904, Neudruck 2009, 7.

Formulierung in der europäischen Diskussion ebenso wenig erwartet wie die Entscheidung der „Gesellschaft für Deutsche Sprache“, diesen Begriff zum „Wort des Jahres“ 2003 zu wählen³.

Neben seiner unmittelbaren Bedeutung für die Belebung des damals neu entfachten Diskurses um gemeinsame europäische Werte erlebte auch der geschichtswissenschaftliche Epochenbegriff ‚Alteuropa‘ eine neue Konjunktur und Rumsfelds Diktum wurde von vielen Historikern dankbar aufgegriffen – mit dem Ergebnis, dass „das Alte Europa [in dieser] Debatte eigentlich das moderne, das sich in unterschiedlicher Geschwindigkeit seit der Aufklärung formierende Europa“ war⁴. Dies bedeutet im Grunde nichts anderes, als dass das „alte Europa“, wie es nach 2003 diskutiert wurde, just in jenen Jahrzehnten seinen Anfang nahm, in denen das ‚Alteuropa‘ Brunners und Gerhards endete, also an der von Reinhart Koselleck treffend als ‚Sattelzeit‘ beschriebenen Epochenschwelle zwischen 1750 und 1850⁵.

Hier ist weder der Ort gegeben noch der Raum vorhanden, sich mit diesem Missverständnis weiter auseinanderzusetzen. Stattdessen soll in der Perspektive des ‚Alteuropa‘-Historikers der Frage nachgegangen werden, inwiefern spezifische Merkmale alteuropäischer Strukturen in Politik, Gesellschaft und Wirtschaft in den Vereinigten Staaten bis weit in das 19., wenn nicht in das 20. Jahrhundert hinein feststellbar sind bzw. inwieweit sich bestimmte Entwicklungen in der Neuen Welt tatsächlich von jenen im Alten Europa unterscheiden. Abschließend soll schließlich noch nach den möglichen Konsequenzen gefragt werden, die sich aus der Suche nach ‚alteuropäischen Strukturen‘ in Nordamerika ergeben.

Auch wenn die Bezeichnung ‚Alteuropa‘ bis heute niemals abschließend definiert oder gar theoretisch umrissen worden ist, müssen zunächst drei Merkmale benannt werden, die den Hintergrund abgeben sollen, vor dem dann einige Beispiele aus Nordamerika betrachtet werden⁶. Ungeachtet, ob nun die Antike mit hinzugerechnet wird oder erst die Zeit seit dem Hoch-

³ Um nur zwei Beispiele zu nennen: *Peter Roter/Zlatko Šabič*, ‚New‘ and ‚Old Europe‘ in the Context of the Iraq War and its Implications for European Security, in: *Perspectives on European Politics and Society* 5 (2004), 517–542; *Martin Beck Matušík*, Between Hope and Terror. Habermas and Derrida Plead for the Im/Possible, in: *Epoché* 9 (2004), 1–18 mit ausführlichen Literatur- und Quellenhinweisen zur damaligen Debatte.

⁴ *Peter Blickle*, Das Alte Europa. Vom Hochmittelalter bis zur Moderne, München 2008, 10.

⁵ Vgl. *Reinhart Koselleck*, Einleitung, in: *Geschichtliche Grundbegriffe*, hrsg. v. Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck, Bd. 1, Stuttgart 1979, XIII–XXVII; *Ders.*, Das achtzehnte Jahrhundert als Beginn der Neuzeit, in: *Epochenschwelle und Epochenbewusstsein*, hrsg. v. Reinhard Herzog/Reinhart Koselleck, München 1987, 269–282. Zuletzt: *Stefan Jordan*, Art. Sattelzeit, in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 11, Stuttgart 2010, Sp. 610–613.

⁶ Vgl. *Ernst Hinrichs*, Art. Alteuropa, in: *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 1, Stuttgart 2005, Sp. 288–291.

mittelalter, sind es folgende drei ineinander verschränkte Merkmale, die Alteuropa charakterisieren und vor allem von den politischen und gesellschaftlichen Systemen im orthodoxen Russland, in Asien oder im islamisch geprägten Orient, also den anderen Teilen der präkolumbianischen Alten Welt, unterscheiden.

Zunächst war die Ideenwelt des *oikos*, also des ‚Hauses‘ – vom Haus des Königs bis hinab zum Haus des Bauern – prägend für die politische und rechtliche Organisation, wurde gewissermaßen praktisch gelebt. In vertikaler Ordnung entstand daraus „Herrschaft“. In horizontaler Ordnung hingegen „Nachbarschaft“, also die dörfliche und städtische Gemeinde⁷. Zudem waren die Herrschaftsverhältnisse durch die privilegierte Stellung des Adels gekennzeichnet, der sich – wie die Gemeinden – ebenfalls in korporativen Zusammenschlüssen – den Ständen – organisierte, wodurch eine ständisch-soziale Nachbarschaft in all ihren Bedeutungsnuancen entstand, die nicht nur Harmonie, sondern auch Konkurrenz bis hin zur offenen Feindschaft beinhalten konnte.

Außerdem hatte sich in der lateinischen Christenheit seit dem Hochmittelalter und insbesondere durch Reformation und Konfessionalisierung ein spezifisch religionssoziologisches Profil Alteuropas entwickelt, das durch eine starke gegenseitige Durchdringung von Staat und Kirche sowie von Religion und Gesellschaft gekennzeichnet war⁸.

Schließlich blieb Alteuropa durch die alles bestimmende Abhängigkeit von der Landwirtschaft als Grundlage von Gesellschaft, Wirtschaft und letztlich auch Herrschaft geprägt. Die Abhängigkeit von der Landwirtschaft bedeutete im Grunde nichts anderes als die „Herrschaft der Natur“⁹. Erst langsam, beginnend mit der obrigkeitlichen Getreidebevorratung im 16., den Infrastrukturmaßnahmen, wie Chaussee- und Kanalbau, im 17. und der Expansion des Welthandels im 18. Jahrhundert, wurden die Menschen von lokalen Missernten immer weniger existenziell bedroht, bevor dann die industrielle und agrarische Revolution des 19. Jahrhunderts tendenziell zu einer Beherrschung der Natur führte.

Bevor nun die Perseveranz einiger alteuropäischer Strukturen in Nordamerika schlaglichtartig skizziert wird, ist zunächst freilich das unbezweifelbar „Neue“ zu markieren, das 1776 die Weltbühne betrat. Der in den geschriebenen Verfassungen der aus den Kolonien hervorgegangenen Einzelstaaten wie in der Bundesverfassung von 1787 sowie der *Bill of Rights* von 1789 umgesetzte Gedanke der Volkssouveränität machte die jungen Verei-

⁷ Vgl. P. Blickle, Das Alte Europa (Anm. 4), 16–17.

⁸ Heinz Schilling, Der religionssoziologische Typus Europa als Bezugspunkt inner- und interzivilisatorischer Gesellschaftsvergleiche, in: Gesellschaften im Vergleich, hrsg. v. Hartmut Kaelble/Jürgen Schriewer, Frankfurt am Main/Berlin 1998, 41–52.

⁹ Christof Dipper, Deutsche Geschichte 1648–1789, Frankfurt am Main 1991, 9.

nigten Staaten zweifellos zum ersten Staat, der wesentlich durch Gewaltenteilung und die Fixierung persönlicher Freiheitsrechte gekennzeichnet war und Vorbildfunktion für unzählige Verfassungen der Moderne haben sollte. Damit war der rechtliche und verfassungsmäßige Rahmen abgesteckt sowie vor allem der selbstidentifikatorische Kern geschaffen, mittels dessen sich auf der Grundlage eines enormen Potentials an Ressourcen – also an Land und Rohstoffen – einerseits die kapitalistisch geprägte Wirtschaft der modernen Konsumgesellschaft entwickeln konnte, andererseits sich eine pluralistische politische Kultur entfaltete, „in der verschiedene Gruppen auf dem Boden einer gemeinsamen konstitutionellen Ordnung und innerhalb eines fundamentalen Wertekonsenses über bestimmte Sachthemen und politische Konzepte“¹⁰ streiten konnten, und dies, obwohl in den jungen Vereinigten Staaten starke Strömungen – einschließlich George Washington selbst – versuchten, die Entwicklung von Parteien zu verhindern¹¹, nicht zuletzt weil die Konflikte zwischen Tories und Whigs im Mutterland wie die Adelsfaktionen auf dem Kontinent durchaus zum Erfahrungshintergrund der politischen Elite in den amerikanischen Kolonien gehörten. Beides zusammen darf wohl als entscheidend für die beachtliche Stabilität des amerikanischen Politiksystems gelten, da damit die Voraussetzungen für die Attraktivität des Landes für Einwanderer und anschließend für die Kohärenz der Einwanderungsgesellschaft gegeben waren.

Die Gründerväter der jungen Vereinigten Staaten verstanden ihr neues Staatswesen als einen Bund prinzipiell gleicher, freier Männer, die über bestimmte unveräußerliche Rechte verfügten. Diese Grundhaltung schloss selbstverständlich die Existenz eines Geburtsadels – einem zentralen Charakteristikum der alteuropäischen Gesellschaft – von vorneherein aus. Tatsächlich nahmen die europäischen Zeitgenossen der Amerikanischen Revolution dieses Merkmal prominent wahr, nicht zuletzt wurde es dankbar von der seit Jahrzehnten existierenden aufklärerischen Adelskritik rezipiert¹². So fragte 1782 August Ludwig von Schlözer in seinen „Neugierden eines Weltbürgers“: „Stehet für Europa, insonderheit für Deutschland, Glückseligkeit zu erwarten, solange Geburt und Salbung das Monopol der menschlichen Glückseligkeit haben?“¹³ Allerdings stellte er ein Jahr später ernüch-

¹⁰ P. Gassert/M. Häberlein/M. Wala, *Geschichte* (Anm. *), 165–166.

¹¹ Klaus Schwabe, *Die Vereinigten Staaten und die Französische Revolution*, in: *Liberalitas. Festschrift für Erich Angermann zum 65. Geburtstag*, hrsg. v. Norbert Finzsch/Hermann Wellenreuther, Stuttgart 1992, 189–206, hier besonders 204–205.

¹² Vgl. dazu immer noch: Horst Dippel, *Germany and the American Revolution 1770–1800*, Chapel Hill 1977, 131–180. Aktueller Überblick bei Claudia Schnurmann, *Deutsche Vorstellungen von Nordamerika im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert*, in: *Freiheit, Fortschritt und Verheißung. Blickwechsel zwischen Europa und Nordamerika seit der frühen Neuzeit*, hrsg. v. Claus Veltmann/Jürgen Gröschl/Thomas Müller-Bahlke, Halle 2011, 145–155.

¹³ August Ludwig von Schlözer, *Neugierden eines Weltbürgers*, in: *Stats-Anzeigen* 2 (1782), 310–318, hier 316.

ternd fest: „Adel gibt's freilich in America nicht, in Europäischem Verstande, d. i. GeburtsAdel, aber in einem handelnden Lande entsteht, per naturam rei, von sich selbst, ein anderer Adel, genannt GeldAdel, der weit ärger wie der vorige kneift“¹⁴. Tatsächlich hatte ein Geburtsadel bereits in den Kolonien nie die Bedeutung erlangen können wie in Europa, besser in Kontinentaleuropa. Denn die engen Verbindungen zwischen durchaus vorhandenen adligen Großgrundbesitzern – nicht nur den Plantagenbesitzern des Südens – sowie den sozioökonomischen Führungsschichten in den Städten – vor allem den reichen Kaufleuten und den Freiberuflern (hier insbesondere den Juristen und/oder Amtsträgern in der Administration) – schuf auch in der Neuen Welt eine quasi-aristokratische Elite, die einerseits in ganz erheblichem Maße an die „open elite“ der englischen Gentry¹⁵ erinnert, andererseits aber auch an die Oligarchie des Regentenpatriziats in den nordniederländischen Städten des 17. und 18. Jahrhunderts¹⁶. Ein gemeinsames Kennzeichen für diese auf den ersten Blick so unterschiedlichen Gruppen waren, neben dem – freilich unter Umständen weit variierenden – materiellen Wohlstand, ein verfeinerter Lebensstil, der auf einer gewissen Bildung sowie auf der Kennerschaft der europäischen Kunst und Literatur beruhte¹⁷. Nicht zufällig gab es auch bei den Sprösslingen der amerikanischen Oberschicht bis in das 20. Jahrhundert hinein das Institut der „Grand Tour“ nach Europa, die im Grunde nichts anderes war als die Kavaliers- bzw. Bildungsreise der europäischen Eliten der frühen Neuzeit, wenngleich sie sich seit den 1860er Jahren der Strukturen des sich entwickelnden modernen Tourismus bediente¹⁸.

Diese Feststellung impliziert bereits die Tatsache, dass sich die durch deutliche Unterschiede geprägte Sozialstruktur in den nordamerikanischen Kolonien auch durch die Revolution nicht wesentlich verändert hatte¹⁹. Jedoch waren vor und nach der Unabhängigkeit die Unterschiede zwischen

¹⁴ August Ludwig von Schlözer, Die Freiheit Amerika's. Eine Ode, in: Stats-Anzeigen 4 (1783), 140–144, hier 143.

¹⁵ Vgl. Lawrence Stone/Jeanne C. Fawtier Stone, An Open Elite? England 1540–1880, Oxford 1984; Penelope Corfield, The Rivals. Landed and other Gentlemen, in: Land and Society in Britain 1700–1914, hrsg. v. Nigel Harte/Roland Quinault, Manchester 1996, 1–33.

¹⁶ Vgl. Jos Gabriëls, Patrizier und Regenten. Städtische Eliten in den nördlichen Niederlanden 1500–1850, in: Bürgerliche Eliten in den Niederlanden und in Nordwestdeutschland, hrsg. v. Heinz Schilling/Herman Diederiks, Köln/Weimar/Wien 1985, 37–64; Heinz Schilling, Vergleichende Betrachtungen zur Geschichte der bürgerlichen Eliten in Nordwestdeutschland und in den Niederlanden, in: ebd., 1–32.

¹⁷ Brian Cowan, An Open Elite. The Peculiarities of Connoisseurship in Early Modern England, in: Modern Intellectual History 1.2 (2004), 151–183.

¹⁸ Vgl. William W. Stowe, Going Abroad. European Travel in Nineteenth-Century American Culture, Princeton 1994; Martino Stierli, Transatlantischer Ideentourismus. Robert Venturi, die Grand Tour und die italienische Architektur, in: Die Grand Tour in Moderne und Nachmoderne, hrsg. v. Joseph Imorde/Jan Pieper, Tübingen 2008, 189–224, hier 190–193.

¹⁹ Hans R. Guggisberg, Geschichte der USA, 4. Aufl., Stuttgart 2002, 49.

den ärmsten und reichsten Teilen der Bevölkerung ohnehin nicht so eklatant wie in Europa, insbesondere fehlte die extreme Massenarmut fast gänzlich. Vor allen Dingen bestanden aber bessere Aufstiegschancen, allerdings eher in die Mittelschicht als in die Oberschicht, die sich ab der Wende zum 20. Jahrhundert zunehmend abschottete. So stammten etwa um 1900 zwar noch 39 % der 275 reichsten Männer der Vereinigten Staaten aus der Unterschicht, ein halbes Jahrhundert später waren es jedoch nur noch 9 %. Im gleichen Zeitraum stieg der Anteil von Angehörigen aus der Oberschicht dagegen von 39 % auf 68 %²⁰. Zweifellos drückt sich in diesen wenigen Zahlen immer noch ein Maß an sozialer Mobilität aus, wie es in Alteuropa und auch im Europa des Industriezeitalters kaum vorstellbar war. Doch dürfen diese Zahlen nicht darüber hinwegtäuschen, dass es mindestens bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten eine vergleichsweise geschlossene Oberschicht gab, eben jene „*Society*“, die sich aus einer „Blut- und Boden-Aristokratie und einer Machtelite erworbenen Reichtums“²¹ zusammensetzte, wie sie etwa Henry James in seinen Gesellschaftsromanen und seiner einschlägigen Reisebeschreibung thematisierte²². Sie definierte sich nicht über (alten) Reichtum allein, sondern auch über enge Verwandtschaft, Konnubium, Geschmack und Bildung sowie über Grundbesitz, nicht zuletzt, um sich gegenüber den in der expandierenden amerikanischen Wirtschaft beständig nachdrängenden *nouveaux riches* abzugrenzen. Entscheidend für unseren Zusammenhang ist die Tatsache, dass diese Konfiguration einer sozioökonomischen Oberschicht im Grunde in jeder Stadt und jeder Gemeinde existierte und dort nicht nur das gesellschaftliche Leben prägte, sondern eben auch über politische und wirtschaftliche Fragen entschied, mit anderen Worten die für Alteuropa charakteristischen Klientel- und Familien-Prinzipien neu formulierte bzw. organisierte²³. Der Unterschied zum Bürgertum bzw. dem Patriziat in den alteuropäischen Städten scheint hier nicht allzu groß, das ja durchaus einen Elitenwandel erleben konnte, ohne dass sich seine Funktionsprinzipien geändert hätten.

Diese vergleichende Betrachtung gesellschaftlicher Eliten in Alteuropa und Nordamerika, aus zugegebenermaßen großer Höhe, mag mit dem Argument konfrontiert werden, dass sich die US-amerikanische Gesellschaft indes fundamental von jener des Alten Europa unterschied, insofern sie zweifellos eine Einwanderungsgesellschaft war. Zum einen erweist die relative Stabilität der Abgrenzung zwischen den Einwanderergruppen sowie der sozialen Schichtung und vor allem die bis weit in das 20. Jahrhundert hinein

²⁰ Zahlen nach *Charles Wright Mills*, *Die amerikanische Elite. Gesellschaft und Macht in den Vereinigten Staaten*, Hamburg 1962, 128.

²¹ *Max Lerner*, *Amerika. Wesen und Werden einer Kultur*, Frankfurt am Main 1960, 450.

²² Vgl. *Henry James*, *The American Scene*, London 1907.

²³ *C. W. Mills*, *Elite* (Anm. 20), 46.

kaum in Frage gestellte Dominanz der WASP (*White Anglo-Saxon Protestant*)-Elite darauf, dass soziale Mobilität in der Einwanderungsgesellschaft der Neuen Welt keinesfalls als Charakteristikum gesehen werden sollte²⁴. Zum anderen macht eine „Kardinallinie im europäischen Zivilisationsprofil, nämlich die alltägliche Präsenz von Migration und Fremden“²⁵, deutlich, dass geographische und soziale Mobilität auch in Alteuropa gang und gäbe waren.

Ebenso wie die gesellschaftlichen Strukturen im neuen Staatswesen der Vereinigten Staaten durchaus weiterhin alteuropäische Merkmale behielten, blieben Kirchen bzw. Kirchengemeinden und Sekten auch nach der Unabhängigkeit und nach der damit verfassungsmäßig festgeschriebenen Trennung von Kirche und Staat bedeutende Elemente des gesamten öffentlichen Lebens. Während sich im frühneuzeitlichen Europa Staatskirchentum bzw. Territorialkirchen entwickelten – was u. a. zu einer mehr oder minder ausgeprägten staatlichen Kirchen- und Schulaufsicht führte – blieben die Kirchen in Nordamerika in der Regel auf die lokale Gemeinde bezogen. Und hier wurden sie geradezu zu einem Strukturelement des neuen Klientelismus, insofern die jeweiligen lokalen Eliten die Kirchen mit realistischen Erfolgchancen zu kontrollieren trachteten; ein Vorgang, der nicht zufällig an die adligen Eigenkirchen wie an die (reichs-)städtischen Kirchengemeinden erinnert²⁶. Deutlich nachvollziehbar sind diese Vorgänge etwa an der Rolle der Kirchen als wichtige, wenn nicht die wichtigsten Träger von Bildungseinrichtungen bis hin zu den führenden Universitäten²⁷. Eine solche Dominanz war nur möglich, weil man – anders als in den (früh-)modernen Staaten Europas – Bildung und Schulwesen schlicht nicht als Aufgabe des Staates

²⁴ Ralph E. Pyle/Jerome R. Koch, *The Religious Affiliation of American Elites, 1930s to 1990s. A Note on the Pace of Disestablishment*, in: *Sociological Focus* 34 (2001), 125–137.

²⁵ Heinz Schilling, *Europa in der werdenden Neuzeit. Oder: Was heißt und zu welchem Ende studiert man europäische Geschichte?* In: *Royal Netherlands Academy of Arts and Sciences. Heineken Lectures 2002*, Amsterdam 2003, 62–81, hier 76; Ders., *Confessional Migration as a Distinct Type of Old European Longdistance Migration*, in: *Le migrazioni in Europa, Secc. XIII–XVIII*, hrsg. v. Simonetta Cavaciocchi, Prato 1994, 175–189; Ders., *Die frühneuzeitliche Konfessionsmigration. Calvinisten und sephardische Juden im Vergleich*, in: *Religion und Mobilität. Zum Verhältnis von raumbezogener Mobilität und religiöser Identitätsbildung im frühneuzeitlichen Europa*, hrsg. v. Henning P. Jürgens/Thomas Weller, Göttingen 2010, 113–136.

²⁶ Nicht zufällig kritisierte etwa ein hessischer Feldprediger während des Unabhängigkeitskrieges die Abhängigkeit der amerikanischen Pfarrer von ihren Gemeinden, die im Falle von „Strafpredigten“ ganz einfach „fortgeschickt“ wurden; Friedrich Becker an G. E. v. Gilsa, New York 7. 6. 1777, in: *Holger Th. Gräf/Lena Hawnert/Christoph Kampmann* (Hrsg.), *Krieg in Amerika und Aufklärung in Hessen. Die Privatbriefe (1772–1784) an Georg Ernst von und zu Gilsa*, Marburg 2010, 250–254, hier 251.

²⁷ Robert Stephen Shepard, *God's People in the Ivory Tower. Religion in the Early American University*, Brooklyn 1991. Das folgende nach Norbert Finzsch, *Konsolidierung und Dissens. Nordamerika von 1800–1865*, Münster 2005, 330–335. Zum Überblick jetzt Margaret Cain McCarthy, *History of American Higher Education*, New York u. a. 2011.

betrachtete, sondern ganz bewusst den Kirchen und Kommunen bzw. Privatleuten überließ. Bis zum Beginn des Bürgerkriegs erlebten insbesondere die höheren Bildungseinrichtungen im Zusammenhang mit der Westexpansion und dem Beitritt von fast 20 Staaten westlich der Appalachen eine regelrechte Gründungswelle. Bis 1861 entstanden 519 Colleges und Universitäten, die meisten davon mit kirchlicher Ausrichtung. Allein Yale gründete 16 kongregationalistische Filialuniversitäten, und Princeton brachte 25 presbyterianische Ableger im Westen hervor. Ein für diesen Gründungsboom förderlicher Aspekt war aber auch ein deutlich spürbarer Lokalpatriotismus in den neuen Stadtgründungen im mittleren und fernen Westen, in denen es für die sozioökonomisch führenden Familien gleichsam ein *point of honor* war, eine „eigene“ Universität zu haben, die man selbstverständlich mit der Unterstützung der jeweils eigenen Kirchengemeinde ins Leben rief. „Dies konnte zu dem Kuriosum führen, dass eine relativ kleine Stadt oder Gemeinde zwar mit ihrer Universität angeben konnte, aber keine vernünftige Grundschule aufzuweisen hatte“²⁸.

Das Übergewicht der Kirchen und Sekten als Träger der höheren Bildungseinrichtungen blieb bis zur Gründungswelle der staatlichen sogenannten *land grant colleges* zwischen 1862 und 1891, die sich teilweise zu Universitäten weiterentwickelten, bestehen²⁹. Allerdings spielte im Verlaufe des 19. Jahrhunderts der Unterschied zwischen weltlichen und kirchlichen Schulen ohnehin eine immer geringere Rolle, denn das Schulsystem war – abgesehen von den katholischen Schulen – „durchtränkt [...] mit dem Geist des Protestantismus, [...] ein eklatanter Widerspruch zum in der Verfassung verankerten Prinzip der Trennung von Kirche und Staat“³⁰. Dies war wiederum nur deshalb möglich, weil es keine flächendeckende staatliche Schulaufsicht gab und die Bildungseinrichtungen auf gemeindlich-korporativer Basis durch sogenannte *lay board trustees* beaufsichtigt wurden, bei denen es sich wiederum um Angehörige der jeweiligen lokalen Eliten handelte.

Eine gewisse Ausnahme stellten allerdings die Bildungseinrichtungen der katholischen Kirche dar. Sie unterstanden, zumindest teilweise, der Aufsicht bestimmter Orden bzw. Bistümer und damit letztlich der römischen Hierarchie. Da die katholische Kirche aber nicht kommunal-korporativ fundiert bzw. organisiert war, galt sie insgesamt als undemokratisch und demzufolge unamerikanisch. Daher kam es in den 1830er und 40er Jahren zu einem regelrechten Kulturkampf, bei dem u. a. darüber gestritten wurde, ob katholische Schüler in öffentlichen Schulen katholische Bibelübersetzungen oder die anglikanische King-James-Bibel benutzen mussten. Diese Auseinander-

²⁸ N. Finzsch, Konsolidierung (Anm. 27), 333.

²⁹ Martin Trow, American Higher Education. ‚Exceptional‘ or just Different?, in: Is America Different? A New Look at American Exceptionalism, hrsg. v. Byron E. Shafer, Oxford 1991, 138–186, hier 174.

³⁰ N. Finzsch, Konsolidierung (Anm. 27), 332.

setzungen wurden durch die damals einsetzende Zuwanderung katholischer Migranten, insbesondere aus Irland, zusätzlich verschärft und im weiteren Verlauf kam es zu gewalttätigen Ausschreitungen, bei denen ein Ursulinen-Konvent in Massachusetts niedergebrannt und zwei katholische Kirchen in Philadelphia völlig zerstört wurden³¹.

Das Fehlen einer zentralen Leitung im Erziehungs- und Bildungswesen wie in der Kulturpolitik bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zeitigte Folgen bis in die Gegenwart³². Um dies an einem Beispiel zu zeigen, seien die höheren Bildungseinrichtungen in Grand Rapids genannt. In dieser mittelgroßen Stadt in Michigan mit rund einer Viertelmillion Einwohnern und weiteren 400.000 im weiteren Umland konkurrierten um 1990 neben zwei staatlichen Universitäten jeweils ein staatliches und ein städtisches College sowie neben drei privaten auch drei kirchliche Colleges miteinander³³. So blieb das Erziehungs- und Bildungswesen bis heute dreigeteilt zwischen öffentlichen – staatlichen oder städtischen –, privaten und kirchlichen Bildungseinrichtungen³⁴.

Blieb also der Einfluss der Kirchen – trotz der verfassungsmäßigen Trennung von Staat und Kirche – erheblich, so lässt sich seit dem 18. Jahrhundert zudem ein bis in die Gegenwart weitgehend ungebrochener Aufschwung einer „*civil religion*“³⁵ beobachten, bei der die Verbindung von Gott und der Auserwähltheit der USA Kernpunkte einer von fast allen Bürgern geteilten Überzeugung sind. Damit ging eine Identitätsschaffung für alle Bürger bei gleichzeitiger Vermeidung religiöser Konflikte einher. Dabei muss betont werden, dass der Auserwähltheitsgedanke selbstverständlich alttestamentarische Wurzeln hat und der Gründungsmythos der Vereinigten Staaten als das neue Israel – als „*chosen people*“ – calvinistisch-puritanischer Provenienz ist³⁶. Die „*civil religion*“ wurde zudem durch gemeinsame Symbole und Riten gestärkt und brachte eine charakteristische Erinnerungskultur hervor, die ein nationales Geschichtsbild und eine spezifische amerikanische Kultur vermitteln, gipfelnd in den zwischen 1885 und 1939 errichteten Denkmälern für die Präsidenten Washington, Lincoln und Jefferson in der Hauptstadt Washington und dem Heldenfriedhof im nahe gelegenen Arlington. Nochmals verstärkt wurde diese quasi-religiöse Grund-

³¹ Edwin Scott Gaustad, *A Religious History of America*, New York 1966, 208–213.

³² H. R. Guggisberg, *Geschichte* (Anm. 19), 139–140.

³³ M. Trow, *Education* (Anm. 29), 179.

³⁴ M. Lerner, *Amerika* (Anm. 21), 680–694.

³⁵ Zum Begriff Robert N. Bellah, *Civil Religion in America*, in: *Daedalus. Journal of the American Academy of Arts and Sciences* 96 (1967), 1–21; sowie Thomas Hase, *Zivilreligion. Religionswissenschaftliche Überlegungen zu einem theoretischen Konzept am Beispiel der USA*, Würzburg 2001.

³⁶ Vgl. Knud Krakau, *The Topoi of Chosen People and Mission in American History*, in: *Amerikastudien* 38 (1993), 457–470, hier 459–460.

haltung gegenüber dem eigenen Staatswesen und seiner Politik nach dem Zweiten Weltkrieg: „Der ‚Sieg über das Böse‘ in Gestalt des Nationalsozialismus und die Herausforderung durch den atheistischen Kommunismus [verstärkten] offenbar das Bewusstsein, dass ein höheres Wesen die Weltgeschichte lenkte und mit Hilfe der Vereinigten Staaten ihren Sinn offenbarte“³⁷. Die Krise dieser Denkweise im Gefolge des Vietnamkrieg-Debakels scheint gesamtgesellschaftlich nur noch wenig Spuren hinterlassen zu haben. Nicht nur in der amerikanischen Politik im Kampf gegen den globalen Terrorismus nach dem 11. September 2001, sondern auch in dem durchaus vorhandenen Sendungsbewusstsein im Sinne einer Modernisierung und Demokratisierung der Welt nach amerikanischem Vorbild kommt immer noch ein letztlich quasi-religiös untermauerter weltpolitischer Anspruch zum Ausdruck. Damit stehen die Vereinigten Staaten durchaus im Widerspruch zu dem seit dem Beginn der Neuzeit im Alten Europa eingeübten, oft unter großen Opfern immer wieder hergestellten säkularen Staatensystem, das hegemoniale Bestrebungen unter konfessionellen Vorzeichen ebenso zu verhindern vermochte wie universalistische Herrschaftsansprüche³⁸.

Das amerikanische Staatswesen kann also durchaus als Weiterentwicklung der alteuropäischen staats- und politiktheoretischen Diskussion gelten, deren Quellen in den italienischen Stadtstaaten, in den gemeindlich-genossenschaftlichen Politikvorstellungen in den deutschen Städten im Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit sowie im libertär-radikalen Republikanismus der holländischen Regenten des 17. Jahrhunderts ebenso zu suchen sind wie in den Anfängen des modernen bürgerlichen Liberalismus im England des späten 17. Jahrhunderts, ganz so wie es Heinz Schilling in seinen Untersuchungen zur Genealogie³⁹ des republikanischen Denkens im Zusammenhang mit Reformation, Konfessionalisierung und der Hervorbringung neuzeitlicher Staatlichkeit und eines europäischen Mächtesystems in dem halben Jahrtausend zwischen 1250 und 1750 dargelegt hat⁴⁰. Letztlich zeigt der

³⁷ Jürgen Heideking / Christof Mauch, *Geschichte des USA*, Tübingen/Basel 2007, 313.

³⁸ Heinz Schilling, *Der Westfälische Friede und das neuzeitliche Profil Europas*, in: *Der Westfälische Friede. Diplomatie, politische Zäsur, kulturelles Umfeld, Rezeptionsgeschichte*, hrsg. v. Heinz Duchhardt, München 1998, 1–32.

³⁹ Der Begriff „Genealogie“ ist hier ganz bewusst im Rückgriff auf das Exposé der Herausgeber zu diesem Band vom 1. Sept. 2010, 4 gewählt. Sie stellen in Bezug auf Heinz Schilling, *Die neue Zeit. Vom Christenheits Europa zum Europa der Staaten. 1250 bis 1750*, Berlin 1999, heraus, dass er den Alteuropa-Begriff eben nicht zur Scheidung von Vormoderne und Moderne nutzt, sondern in die „Nähe eines genealogisch gedachten ‚Neuzeit‘-Begriffs“ rückt.

⁴⁰ Heinz Schilling, *Der libertär-radikale Republikanismus der holländischen Regenten. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen Radikalismus in der frühen Neuzeit*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 10 (1984), 498–533; *Ders.*, *Gab es im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit in Deutschland einen städtischen „Republikanismus“?* Zur politischen Kultur des alteuropäischen Stadtbürgertums, in: *Republiken und Republikanismus im Europa der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. Helmut Koenigsberger,

Rückgriff auf die Antike bei der Formulierung der republikanischen Werte in den jungen Vereinigten Staaten, etwa im Vergleich George Washingtons mit Cincinnatus, dass die damaligen politischen Eliten durchaus in der Tradition des alteuropäischen „*civic humanism*“⁴¹ standen und der amerikanische Republikanismus deshalb nur in seinem transatlantischen Kontext verstanden werden kann⁴². „Mit anderen Worten: Auch und gerade in den Kolonien wurde der zeitgenössisch charakteristische, alteuropäische Gegensatz zwischen ständischen Teilhaberechten und herrschaftszentrierter Politik der Krongewalt ausgetragen“⁴³.

Allerdings verweist die in vielen Bereichen der amerikanischen Gesellschaft geradezu charakteristische Prägung durch gemeindlich-korporative Strukturen und Institutionen auf einen grundlegenden Unterschied zwischen den Vereinigten Staaten und Europa. Dieser Umstand ist nicht weiter verwunderlich, insofern nicht nur der Aufstieg der US-amerikanischen Wirtschaft über „Corporations“ erfolgte (die formal in allen Punkten die Kriterien einer alteuropäischen Korporation erfüllten)⁴⁴, sondern liegt in den Anfängen der amerikanischen Geschichte selbst begründet, insofern „the first corporation came to America aboard the Mayflower and most states began their existence as corporations“⁴⁵. In Europa haben hingegen die politischen und verfassungsrechtlichen Umbrüche der Französischen Revolution bzw. die darauf oft geradezu reflexartig erfolgten Modernisierungsschübe in den meisten europäischen Staaten während des 19. Jahrhunderts diesem Aspekt alteuropäischen Politik- und Verfassungslebens ein Ende bereitet. Damals verloren die Kommunen „ihren körperschaftlichen Charakter und wurden ausnahmslos zu untersten Verwaltungseinrichtungen des Staa-

München 1988, 101–143; und *Ders.*, Konfessionalisierung und Staatsinteressen. Internationale Beziehungen 1559–1660, Paderborn 2007.

⁴¹ Vgl. dazu *John Greville Agard Pocock*, *The Machiavellian Moment. Florentine Political Thought and the Atlantic Republican Tradition*, Princeton 1975.

⁴² So *Thomas Fröschl*, *Republican Virtues and the Free State. Conceptual Frame and Meaning in Early Modern Europe and North America*, in: *Iconography, Propaganda, and Legitimation*, hrsg. v. Allan Ellenius, Oxford 1998, 255–275; *Ders.*, Die amerikanische Auseinandersetzung mit europäischen Beispielen föderativer Staatlichkeit in den Verfassungsdiskussionen im späten 18. Jahrhundert, in: *Geschichte zwischen Freiheit und Ordnung. Gerald Stourzh zum 60. Geburtstag*, hrsg. v. Emil Brix/Thomas Fröschl/Josef Leidenfrost, Graz 1991, 349–368. Vgl. jetzt auch: *Ulrich Niggemann/Kai Ruffing* (Hrsg.): *Antike als Modell in Nordamerika? Konstruktion und Verargumentierung, 1763–1809*, München 2011.

⁴³ *Luise Schorn-Schütte*, *Geschichte Europas in der Frühen Neuzeit*, Paderborn 2009, 239.

⁴⁴ *P. Blickle*, *Das Alte Europa* (Anm. 4), 271. Dazu: *Mauro Calise*, *Corporate Authority in a Long-Term Comparative Perspective. Differences in Institutional Change between Europe and the United States*, in: *Subsidiarität als rechtliches und politisches Ordnungsprinzip in Kirche, Staat und Gesellschaft*, hrsg. v. Peter Blickle/Thomas Hügin/Dieter Wyduckel, Berlin 2002, 307–324.

⁴⁵ *Jeffrey Lustig*, *Corporate Liberalism. The Origins of Modern American Political Theory*, Berkeley 1982, 46.

tes“⁴⁶. Dieser Prozess der Integration bzw. Mediatisierung der Kirchen- wie der politischen Gemeinden in den (früh-)modernen Staat setzte in Europa freilich bereits weitaus früher ein, nämlich im Zuge von Reformation und Konfessionalisierung⁴⁷. Vor diesem Hintergrund scheinen die Vereinigten Staaten möglicherweise dem alteuropäischen Republikanismus näher zu stehen als viele europäische Staaten⁴⁸. Dies darf freilich nicht über den fundamentalen Unterschied hinwegtäuschen, dass mit der „Aufnahme der Demokratie in den Republikanismus, eine viel umfangreichere Teilnahme des Volkes am aktiven politischen Prozess, als es die republikanischen Eliten im frühmodernen Europa traditionell hatten zugestehen wollen“⁴⁹, überhaupt erst möglich wurde. Allerdings ist dabei auf die breite und – mit europäischen Maßstäben des späten 18. bis frühen 20. Jahrhunderts gemessen – wohlhabende amerikanische Mittelschicht zu verweisen. Denn nicht zuletzt war sie gewissermaßen die sozioökonomische Voraussetzung für die positive Neubewertung bzw. Neuformulierung des Demokratie-Begriffs, der bei den Eliten alteuropäischer Republiken bis zu den Liberalen in den 1848er Revolutionen stets mit der aristotelischen Ochlokratie konnotiert war.

Was hat die hier skizzierte Suche nach alteuropäischen Spuren in den Vereinigten Staaten gebracht? Es dürfte auf jeden Fall deutlich geworden sein, dass eine solche Betrachtung zunächst die Möglichkeit bietet, den amerikanischen „Exceptionalism“⁵⁰ zu überwinden und die amerikanische Geschichte stattdessen im Sinne einer transatlantischen Beziehungsgeschichte zu betrachten⁵¹. Dies erlaubt in der amerikanischen Geschichte selbst, wie

⁴⁶ P. Blickle, *Das Alte Europa* (Anm. 4), 269.

⁴⁷ Vgl. dazu *Heinz Schilling*, Stadt und frühmoderner Territorialstaat. Stadtrepublikanismus versus Fürstensouveränität. Die politische Kultur des deutschen Stadtbürgertums in der Konfrontation mit dem frühmodernen Staatsprinzip, in: *Recht, Verfassung und Verwaltung in der frühneuzeitlichen Stadt*, hrsg. v. Michael Stolleis, Köln/Weimar/Wien 1991, 19–39; *Ders.*, Die deutschen Städte in den politischen und religiösen Umbrüchen des „langen 16. Jahrhunderts“. Überlegungen auf den Spuren von Wilfried Ehbrecht, in: *Bünde – Städte – Gemeinden. Bilanz und Perspektiven der vergleichenden Landes- und Stadtgeschichte*, hrsg. v. Werner Freitag/Peter Johanek, Köln/Weimar/Wien 2009, 319–338.

⁴⁸ Insbesondere ein Vergleich mit der Rolle der Kirchen und des städtischen Bürgertums in der Republik der Vereinigten Niederlande scheint hier interessant. Vgl. *Heinz Schilling*, Die Geschichte der nördlichen Niederlande und die Modernisierungstheorie, in: *Geschichte und Gesellschaft* 8 (1982), 475–517.

⁴⁹ *Helmut Koenigsberger*, Schlußbetrachtung. Republiken und Republikanismus im Europa der frühen Neuzeit aus historischer Sicht, in: *Republiken und Republikanismus im Europa der Frühen Neuzeit*, hrsg. v. Helmut Koenigsberger, München 1988, 285–302, hier 302.

⁵⁰ Vgl. dazu *Byron E. Shafer*, *Is America Different? A New Look at American Exceptionalism*, Oxford 1991.

⁵¹ Dazu *Wolfgang Reinhard*, *La vieille Europe et les nouveaux mondes. Pour une histoire des relations atlantiques*, Stuttgart 2005; *Bernard Bailyn*, *Atlantic History. Concept and Contours*, Cambridge, MA 2005. Zum Einstieg vgl. *Hermann Wellenreuther*, Amerika in Europa. Europäische Bilder und Vorstellungen von Amerika vom 16. bis ins 19. Jahrhundert, in: *Freiheit, Fortschritt und Verheißung. Blickwechsel*

im Vergleich mit Europa, die „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ stärker herauszuarbeiten und damit historischen Realitäten näher zu kommen, als dies mit Ansätzen in fortschritts- oder modernisierungsgeschichtlicher Perspektive möglich wäre. Darüber hinaus wird deutlich, dass Alteuropa nicht nur als Periodisierungsbegriff nützlich sein kann. Wendet man ihn zur Beschreibung bestimmter strukturgeschichtlicher Phänomene an, kann er sogar, ganz im Sinne der transatlantischen Geschichte, dazu dienen, die Epochengrenze um 1800 zu relativieren. Vor allem aber wird die kontrastierende Gegenüberstellung ‚Altes Europa‘ und ‚Neue Welt‘ brüchig. „Instead of an European discovery of a new world, we might consider it as a sudden and harsh encounter between two old worlds that transformed both and integrated them into a single New World“⁵². Und in dieser ‚Neuen Welt‘ dies- und jenseits des Atlantiks wurden mehr oder weniger viele Merkmale Alteuropas aufgehoben – ganz im Sinne der Hegel’schen Dialektik.

zwischen Europa und Nordamerika seit der frühen Neuzeit, hrsg. v. Claus Veltmann/ Jürgen Gröschl/Thomas Müller-Bahlke, Halle 2011, 13–27.

⁵² Donald William Meinig, *The Shaping of America. A Geographical Perspective on 500 Years of History*, 4 Bde., New Haven 1986–2004, hier Bd. 1: *Atlantic America*, 64–65. Diesen Ansatz setzte auch die Ausstellung zum 500. Jubiläum der Entdeckung Amerikas im Berliner Martin-Gropius eindrücklich um: *Dietrich Briesemeister/Heinz Joachim Domnik* (Hrsg.), *Amerika 1492–1992. Neue Welten. Neue Wirklichkeiten*, 2 Bde., Braunschweig 1992.